Reinhard Otto Kranz



Operation Ljutsch

Der geheime Schlüssel zur Deutschen Einheit

Band Zwei

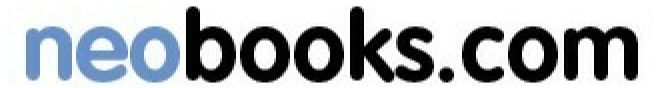
Teil V – IX Heimkehr

Reinhard Otto Kranz

OPERATION LJUTSCH BAND II

Der geheime Schlüssel zur Deutschen Einheit

Dieses ebook wurde erstellt bei



Inhaltsverzeichnis

Medienecho

„Es gibt Geheimdienste, die sind so geheim, dass praktisch keiner von ihrer Existenz oder ihren Leuten weiß. In der DDR existierte so ein Supergeheimdienst neben der Stasi. Es war der Geheimdienst der Nationalen Volksarmee.“

Moderatorin Sabine Christiansen,
1992 in den ARD-Tagesthemen

Der einflussreiche und mächtige Devisenbeschaffer der DDR, Alexander Schalk-Golodkowski – ein Staatssekretär, Handelsmann und Oberst der Staatssicherheit – deutet in der von ihm autorisierten Biografie die bisher rätselhaften Ereignisse, die zur Wende und der Maueröffnung führten, als Operation bisher unbekannter Dienste.



In Operation Ljutsch zeigt der Autor nach dreißigjähriger Recherche die geheimdienstlichen Hintergründe der Deutschen Einheit auf. Vom Machtantritt Gorbatschows 1985 über den Kreml-Flug bis zur Maueröffnung am 9. November 1989 in Berlin.

In einem zweibändigen Roman werden Fakten historischer Ereignisse und Fiktion zu einer autobiografischen Road-Story verknüpft, in der zwei deutsche Veteranen der Ereignisse, ein Künstler und ein Hauptmann a.D., durch den Osten Europas reisen und Fachleute, Freunde und ehemalige Offiziere der Militärgeheimdienste treffen.

Sie erhalten dabei Schlüsselinformationen zu den Hintergründen der ‚Europäischen Perestroika': eine verblüffend durchschlagende Strategie mutiger Menschen, die eine drohend tödliche Konfrontation beenden half und die bis in die Gegenwart nachwirkt.

Vorwort: Berlin 2015

Das Ende des Kalten Krieges kam planmäßig. In nur vier Jahren löste eine Supermacht konspirativ ihr eigenes Bündnis, das noch kurz zuvor der NATO auf Augenhöhe gegenüberstand und sich als ideologisch begründeter Sieger der Geschichte sah.

Heute, nach über zwanzig Jahren, fragen sich viele, wie das geschehen konnte? Was waren die wirklichen Ursachen und Hintergründe für diesen rasanten Rückzug, der wie ein Zerfall wirkte?

Bis heute wird kolportiert, dass der ehrenwerte Herr Gorbatschow auf Mahnung des ehrenwerten Herrn Sacharow den moralischen Offenbarungseid des Systems in die dilettantisch-pragmatische Politik der Auflösung eines Imperiums überleitete.

Ein bis an die Zähne bewaffneter Militär- und Sicherheitsapparat schaute dabei untätig zu, bis alles im Orcus der Geschichte verschwunden war.

Wie naiv!

Das zu glauben ist ähnlich unrealistisch wie anzunehmen, der einst ehrenwerte, jetzt ramponierte, Herr Obama oder seine Nachfolger könnten auf Anregung des ehrenwerten Dalai Lama alle siebenhundert Stützpunkte im Ausland räumen, die NATO auflösen und eine weltweite Friedensbewegung anführen. Vorbei an siebzehn Geheimdiensten und einem alles beherrschenden

Militärisch-Industriellen Komplex.

Was war das - die Wende in Deutschland und Ost-Europa? Wie konnte das Geschehen und weshalb geschah es so schnell?

Dokumentationen, Untersuchungen und Protokolle zu den Ereignissen und vermeintlichen Hintergründen der Wende, beantworten viele nahe liegenden Fragen nicht. Sie wecken berechtigtes Misstrauen bei vielen.

Dieser Roman zu den Hintergründen der Wende ist inspiriert von der großen Zahl historisch verbürgte Fakten und verknüpft sie mit autobiografischen Erlebnissen des Autors.

Aktionen und dokumentierte Aussagen lebender Personen im Zusammenhang mit den Ereignissen in Ost-Europa, die gemeinhin mit Wende beschrieben werden, sind Teil der Handlung.

Namen einiger handelnder Personen des Romans sind aus Gründen des Quellenschutzes verfremdet, ebenso wie die einiger beteiligter Organisationen.

Es ist eine Geschichte von Mut, Verantwortung und Moral – und immer dabei auch die Frage, wie viel der Einzelne noch selbst in der Hand hat, wenn er ins wilde Wasser der Ereignisse gerät.

TEIL V: Rückzugsstrategien

Der geordnete Rückzug aus einer unhaltbaren Position – das ist die Königsdisziplin!

General Carl von Clausewitz 1780 – 1831

32 Oberst a.D. Vater Nikolai – Mönch im Höhlenkloster Nishnij Nowgorod

Des späten Vormittags fuhren Oie und Nussbaum, im aufgeziegelt-verchromten, aber klapprigen Nissan des Nachbarn von Konstantin Petrow, Oleg Kusmitch, einem älteren unscheinbaren Herrn, von Serpuchow nach Nishnij Nowgorod.

Auf dem südlichen Moskauer Ring und dann vierhundert Kilometer nach Osten kamen sie zügig voran. Vorn schwatzte Nussbaum mit dem Fahrer auf Russisch über Wetter, Land und Leute, – hinten, im aufgeweichten Sitz dösend, versuchte Oie die Erkenntnisse der letzten Tage zu ordnen.

Der Geschwindigkeit vorbei fliegender Landschaftsbilder entsprach seine bis hierher fassbare Bilanz, – ihrer Ausfahrt in Sachen Antonow-Denkmal. Stationen der bisherigen Reise durch den Osten flatterten vorbei wie bunte Plakate, auf denen nur Bilder und Überschriften wahrnehmbar sind, die in Format, Technik und Haltung - mit einer unverkennbaren Handschrift - auf ein Großereignis verweisen, das elektrisiert und Neugier weckt, auch die anderen, unzweifelhaft vorhandenen Bilder zum Ereignis zu sehen.

Alles schien einfach, klar und logisch: Die nun durch die Aussagen offenkundige Strategie der Abwehr, mit einer Palette von Kreml-Flug-Operationen die Perestroika zu retten, zeigte sich ebenso klar wie die ernüchternde Bilanz

eines gescheiterten wirtschaftlichen Experimentes, – auch wenn es nicht unwesentlich dem repressiven Druck der verschworenen äußeren Feinde dieses alternativem Gesellschaftsentwurfs zuzurechnen war.

Die politische Einordnung der Frieden fördernden Rückzugsstrategie – im Kampf mit den Imperien der Herren des Geldes, durch Konstantin Petrow, am Vorabend – klang ebenfalls erhellend und plausibel.

Das alles setzte für Oie eindeutige und zielführende Markierungen bei der Entschlüsselung des Puzzles zu den Hintergründen der Wende im Osten, – besonders der Deutschen Einheit.

Im Großen und Ganzen war jetzt Klarheit, und sie konnten es dabei bewenden lassen, denn eigentlich zog es sie zurück in die Heimat, in die Freuden der Alltäglichkeit, – in ihre Arbeit und in ihre Familien. Auch ging der hintergründige Dauerstress ihrer Reise schon fühlbar an die Substanz mäßig trainierter alter Männer, das hatte Oie bei der nächtlichen Attacke in Lettland verspürt, – doch das beunruhigte ihn weniger, weil Durchhalten und Drannbleiben zu seinen erfolgreich erprobten Verhaltensmustern zählten.

Damit sah er eine Chance, denn gleichzeitig war – wie bei einem Puzzle – mit jedem neuen Teil des Bildes die Hoffnung gewachsen, auch den Rest, – die Intelligenz und Schönheit der gesamten Komposition mit den Details zu ergründen.

Der abendliche Verweis Konstantin Petrows auf die Rolle Nikolai Ossipows als Stabschef in der Abwehr, wirkte wie ein

Schuss Adrenalin, – bei allen Unwägbarkeiten und Gefahren, die auch dort noch lauern konnten. Er wirkte wie eine elektrisierende Verheißung, denn dort konnten sie, wenn er sich so aufgeschlossen zeigen würde wie ihre bisherigen Gesprächspartner, weitere Hintergründe der Operationen in Ost-Europa erfahren.

Hintergründe, wie sie wohl auch ihr Fahrer suchte, denn unterwegs fiel Oie auf, wie ausdauernd Oleg Kusmitch Nussbaum im Gespräch hielt, und dabei auf freundliche Weise ausfragte. Zum Schutz hatten sie die dritte Haut von Ottomar Krüger und Ferdinand Spengler übergestreift, Nussbaum ließ sich auf nichts ein und mehr als touristische Hintergründe ihrer Reise gaben sie nicht preis.

Als Oleg am Höhlenkloster auf den Wolgahügeln vorfuhr, dachten sie schon, sie hätten es geschafft, – aber Oleg ging, während sie noch die müden Knochen streckten, auf einen Pilger zu, der nahe dabei stand und neugierig auf das aufgetüvt-verwelkte Auto schaute. Mit dem kam er zurück und bat die Freunde zu einem Gruppenfoto vor dem Kloster-Ensemble.

Ehe Samuel noch irgendeine Ausrede parat hatte, ließen sie ein Foto über sich ergehen, dankten Oleg und verabschiedeten sich. Vergeblich hatten sie versucht, Oleg Geld für seine Dienste zu geben. Der lehnte lachend aber bestimmt ab, – denn das sei in Konstantin Petrows Sinne.

Als er fortgefahren war, kratzte sich Nussbaum am Kopf: »Schnüffel-Gen. – Irgend so ein komisches Gefühl habe ich bei Oleg. Der zeigt dieses Schnüffel-Gen der Wasserträger in

den Diensten, – wenn der mal nicht mit falschen Karten spielt.«

»Wir doch auch, mein Lieber. – Hast du vergessen, was wir hier machen, Samuel? Was bleibt uns anderes, als dieses Risiko einzugehen? Außerdem, – schau dich um, wie pittoresk-schön dieses Kloster in der Landschaft steht. So was Einmaliges würden wir doch auch fotografieren, das hat wirklich eine Aura wie Bayerns Neuschwanstein.«

Ein junger Mönch vom Eingang brachte sie zum Vorsteher der Beherbergung, der sie freundlich empfing und nicht nach Dokumenten fragte: »Sie sind die angekündigten Pilger aus Deutschland? Herzlich willkommen! Vater Nikolai bat mich, ihnen ihre Klause zu zeigen. Später am Abend wird er sie treffen. Jetzt ist er in der Seelsorge, abends ist Messe, – danach sind Sie dann seine Gäste.«

Er führte sie über verschlungene Gänge durch mehrere Flügel des Klostergebäudes zu einer weiß gekalkten Zelle, mit schwerer, schwarzer Balkendecke, einem knarzigen Dielenboden und nur einem schmalen, schießschartenartigen Fenster. Im Raum standen zwei Betten, ein Schrank, Tisch und Stühle. Die Wände trugen kleine Ikonen in dicken, vergoldeten Rahmen.

»Wenn Sie abgelegt haben, können Sie da vorne, am Ende des Ganges über die Treppe und eine Etage höher, auf die Terrasse gehen. Da gibt es einen fantastischen Blick über die Wolga-Landschaft. Dort finden Sie auch einen Kühlschrank mit Getränken.«

Von der Reise erschöpft, begaben sie sich dorthin und

saßen dann in der Sonne, – mit dem angekündigten herrlichen Blick: linker Hand in die grünen Hügel die Stadt-Silhouette, rechter Hand in die eindrucksvoll geschwungene Uferlandschaft, hinunter zum großen Russischen Strom.



Als sie, in Erwartung schweigend, so eine Weile beeindruckt geschaut hatten, öffnete sich die Tür zum Gang und ein bärtiger Mönch, in schwarzer Kutte, hoher, schwarzer, zylindrischer Kopfbedeckung und einem silbernen Kreuz vor der Brust, trat zu ihnen.

»Guten Tag und herzlich willkommen meine Herren!

Konstantin Iwanowitsch Petrow hat Sie angekündigt. Schön, dass Sie da sind – aus Deutschland – von so weit her. Ich bin Vater Nikolai, alle Freunde von Konstantin von damals sagen aber Bruder, denn wir sind ja alle fast gleich alt. Früher hieß ich Ossipow, – falls Sie den suchen.«

Bruder Nikolai war von großer hagerer Statur, die von der Mönchskutte vorteilhaft gefasst wurde. Ein lebhaftes, fein geschnittenes Gesicht, mit langem, gepflegtem, weißem Bart und lebendigen, wassergrünenAugen unter buschigen Augenbrauen, ließ die siebzig Jahre vergessen, die er sicher schon hinter sich hatte.

Die Freunde stellten sich vor, überbrachten Grüße und erzählten, als der Mönch sich gesetzt hatte, von ihren wunderbaren Begegnungen bei Kusnezows in Sankt Petersburg, – und bei Konstantin Petrow am gestrigen Abend.

»Von Kusnezow, dem Wirtschaftswissenschaftler, habe ich lange nichts gehört, aber Konstantin Petrow ist ein enger Freund geblieben, auch nach zwanzig Jahren und besonders seit Igor Antonow starb. Wir sind die letzten aus der Mannschaft, die noch was sagen können, zu dem Thema, das Konstantin angedeutet hat. Ich habe gehört, Igor hat ihnen unsere Listen vererbt?«, sagte er lächelnd an Oie gewandt. – »Das war zwar gegen alle Vorschriften von damals, aber die Geschichte hat ja die Weichen gestellt. Das Imperium, die große Sowjetunion, gibt es nicht mehr, nun kann man über alles reden, – nur will es hier keiner mehr wissen. Ehrlich gesagt, – ich versuche auch, es zu vergessen.

Eines aber liegt mir besonders am Herzen, Herr van Oie. Es ist ihr Bruder Otto, – sein Tod in Moskau, dessen Umstände mir immer noch ein Rätsel sind. Es ist so lange her, – mein herzliches Beileid!

Die Ungewissheit muss schrecklich gewesen sein, für Sie und ihre Familie. Gleich, nachdem Sie Konstantin Petrow angekündigt hat, habe ich meine Notizen von damals noch mal angesehen – als mich Igor Antonow in der Sache um Hilfe bat –, denn ich weiß noch, dass ihres Bruders Verschwinden ein Rätsel war, das wir in den Wirren der untergehenden Sowjetunion nicht lösen konnten.

Dass sich Igor Antonow da verantwortlich fühlte, verstehe ich, denn er hat die verdeckte Operation gegen die KGB-Zentrale angeordnet, – und ich habe sie geplant. Es ging um Unterlagen zu Putschplänen gegen Gorbatschow, – das war damals eine virulente Plage. Unsere Agenten haben die Pläne zu Putsch-Szenarien noch übermitteln können, die uns auf die November-Ereignisse in Deutschland vorbereiteten, – dann aber misslang ihr Rückzug und wir mussten in Deckung gehen.

Ich habe in der neuen Zeit noch Akteure des ehemaligen KGB befragen können, die hierher ins Kloster kamen, und die bemühten sich bei ausgeschiedenen Mitgliedern ihrer alten Organisation Informationen zu bekommen. Bisher war nur zu erfahren, dass unser Topograf, so lautete sein Deckname, am zehnten Oktober, zusammen mit einer unserer Mitarbeiterinnen vom KGB liquidiert wurde.

In dieser Zeit damals war alles möglich. Besonders wenn

man gegen die Stalinisten an der Europäischen Perestroika gearbeitet hat. Mehr gaben die Datenbanken und Aussagen aber nicht her.«

»War das die Gräfin, diese Mitarbeiterin?«, zuckte Nussbaum nervös verspannt.

»Ja, das war ihr Deckname«, bestätigte der Mönch.

»Dann war es Swetlana, Oie, – jetzt wissen wir es sicher.«

»Details zum Schicksal der Offiziere habe ich damals nicht erfahren, denn der Vorgang war, als die Operation aufflog und wir in Deckung gehen mussten, absolute Chefsache. Im Augenblick kann ich auch kaum Hoffnung machen, mehr zu erfahren, denn wenn etwas gegen Recht und Gesetz gelaufen ist, dann wurden schon damals alle Unterlagen vernichtet.

Heute am Morgen habe ich aber noch mal meine Fühler ins Moskauer Militärarchiv, nach Podolsk, ausgestreckt, – da habe ich eine alte Quelle. Die verwahren dort auch Asservaten und Teile vom Archivgut des vordigitalen Zeitalters der Dienste. Vielleicht erfahren wir auf diese Weise noch was?«

Oie hörte es, aber saß wie benommen, – wie in einem schlecht verfilmten Traum, denn die grandiose Kulisse, von Kloster und Wolgalandschaft, passte in diesem Augenblick so überhaupt nicht in seine Gefühlslage. Wie sollte er das seiner trauernden Schwester beibringen, – einfach so erschossen und irgendwo verscharrt?

»Danke!«, hörte er sich sagen, »für Ihre Bemühungen Bruder Nikolai, Licht in dieses Dunkel zu bringen. Es ist

zwar kein Trost, aber ein Stückchen mehr Gewissheit ist wichtig für meine Familie. Auch für jetzt, – und für das, was wir vorhaben. Danke!«

»Ich werde mich bemühen, mehr zu erfahren«, seufzte der Mönch. »Wir schließen Ihren Bruder Otto in unsere Gebete ein und werden zum Todestag hier im Kloster, Panichiden, das sind Totengedächtnis- Andachten, für ihr Seelen-Heil lesen, – das verspreche ich ihnen. Wir würden uns freuen, wenn Sie und ihre Familie zu diesem Anlass hierher kämen. Es sind meist mehrere Personen, derer wir an so einem Tag gedenken. Sie müssen sich also nicht wundern, wenn Sie noch Menschen aus anderen Familien treffen, die an diesem Tag einen Toten beklagen.

Wir wollen mit den Panichiden den Familien zu ihrem Seelenfrieden verhelfen, – im Jetzt vor allem. Das Jetzt, die Menschen in dieser harten Zeit, sind wichtig! Wir wollen sie stark machen und ihre Seelen retten vor der Zersetzung, in die sie zu fallen drohen, in dieser oberflächlichen, bösartigen Welt unter der wuchernden Herrschaft des Geldes.

Ich will helfen, sie zu retten, wie auch ich Rettung erfahren habe durch unsere heilige Mutter Kirche, nachdem ich in Depressionen gefallen war, damals in der Jelzin-Ära, – aus Hoffnungslosigkeit im Angesicht des überbordenden Verfalls von Recht und Ordnung, Moral und Sitten.

Das hat mich krank gemacht. Dann haben sie mich in einem Armee- Hospital mit Medikamenten vollgepumpt, denn ich war damals zum Sterben verzweifelt. Vor allem über die Zustände in der zerfallenden Armee, – und meine

Machtlosigkeit. Irgendetwas in mir wollte nicht mitmachen, in diesem verächtlich korrupten Theater und ließ mich in tiefe Depressionen stürzen. Vielleicht aber auch fühlte ich mich mitschuldig daran, dass es soweit gekommen war, – dass wir den Putsch gegen Gorbatschow nicht verhindern konnten, den Anfang allen nachfolgenden Übels?«

Die Freunde schwiegen betroffen und respektvoll, wie wenn die gerade erfahrenen Offenbarungen an ein höheres Wesen gerichtet seien, – und sie nur Zuhörer. Dabei schwang die Vorahnung mit, wieder vor einer neuen geschichtlichen Pforte, zu einer anderen Dimension menschlicher Gewissheit, zu stehen.

Noch beeindruckt und verlegen, sahen sie wie sich die Miene Bruder Nikolais aufhellte und er zu schwärmen begann: »Dann aber kam eine alte Tante aus meiner Familie ins Hospital und brachte einen Mönch mit, ich nenne ihn Ivan den Sanften, – der hatte ein göttliches Feuer in den Augen, hatte Stalins Gulag überlebt, war aus diesem Kloster und hat mich durch seinen Zuspruch gerettet. Nun kann ich hier sein und anderen helfen. Ich habe die Liebe zu den Menschen wieder entdeckt und meinen Seelenfrieden gefunden an diesem schönen Ort.

Lew Tolstoi sagte in einer vergleichbaren Lebenssituation: ›Denn das liegt jetzt in meiner Macht, – meinem Leben die Richtung auf das Gute zu geben.‹

Das nur für Sie zur Erläuterung eines Bruches in der Biografie, wie er wohl nur im Russland dieser Zeit denkbar war.

Sich mit Existenzfragen beschäftigen, mit dem Verhältnis, das der Mensch zu Gott hat, mit der Frage, ob er überhaupt ohne Gott zurechtkommt, das war in Russland immer wichtig, besonders in der Zeit der größten Unterdrückungen des Glaubens. Auch heute ist es wieder wichtig, denn der Glaube braucht integre Vorbilder, sonst laufen die Gläubigen Gefahr, betrogen zu werden. Alle Gläubigen sind durch Systeme leicht zu betrügen, – nicht nur gläubige Genossen, wie man aus der Geschichte weiß.«

Oie lauschte beeindruckt und nickte bestätigend zu diesen nachvollziehbaren Gewissheiten.

»Es hilft eigentlich nur der konsequente Geist der Bergpredigt, gelebt im Vorbild, – überall wo sich ein Christen-Mensch hingestellt sieht. Dem fühle ich mich verpflichtet, seit ich mit allem Überflüssigen gebrochen habe und hier im Höhlenkloster lebe.

Was ich für Sie tun kann, glaube ich zu wissen. Das braucht vor allem Vertrauen. Konstantin sagt, ihr redet euch beim Vornamen an? Unglaublich nach so kurzer Zeit, – er ist sonst sehr reserviert und misstrauisch.«

»Es liegt wohl auch an dem bisher recherchierten Material, das wir ihnen nachher zeigen können, beginnend mit dem Kreml-Flug«, gab Oie zu bedenken, und Bruder Nikolai merkte sichtlich auf: »Ja, es liegt wohl am Thema und der gemeinsamen Vergangenheit. Das können wir dann bereden, wenn ich meine klösterlichen Pflichten erfüllt habe.

Vorerst empfehle ich ihnen Ruhe und Einkehr. Ich merke schon, sie sind beeindruckt von diesem Wolga-Panorama,

das muss man jetzt – bei diesem Licht – vor allem genießen.«

Sie schwiegen eine Weile und schauten fasziniert auf die Schönheit der Wolga-Landschaft, in der noch gleißend-sommerlichen Abendsonne.

»Ich feiere in einer halben Stunde die Messe und danach sollten wir uns in meinem Büro treffen, – dort weiter hinten, in dem Flügel neben der Kathedrale. Dort können wir essen und über alles reden.«

Die Freunde erinnerten sich an die Empfehlung Petrows, die Zeit zu nutzen, um sich die Schönheiten des Klosters anzusehen, denn schon bei der Annäherung und bei den ersten Schritten auf dem Gelände, hatte sie diese imposante Wurzel russischer Kultur gefangen genommen.

Das Kloster, in den Wolga-Hügeln gelegen, war ein Ensemble von massigen, wehrhaft-fundamentstarken weißen Gebäuden verschiedener Funktionen, dass sein Zentrum in einer Kathedrale mit fünf Zwiebeltürmen hatte. Alle Gebäude und die Zwiebeltürme hatten grüne Blech-Dächer, nur einige kleine, hervor gehobene Zwiebeltürme waren schon wieder vergoldet. Das große Kloster-Gelände wurde eingefasst von einer weißen, hohen Mauer und einem verspielt-wuchtigen Torbau. Auch der trug vergoldete Zwiebeltürmchen.

Bruder Nikolaj bezeichnete sein Kloster als eine der byzantinischen Wurzeln der Russisch-Orthodoxen Kirche – der Ostkirche – und später, so versprach er, wolle er mehr darüber erzählen.

Sie grüßten und der Mönch ging über, zu seinen

klösterlichen Pflichten.

Eine Weile saßen sie noch so am Wolga-Panorama, – dann durchstreiften sie das weitläufige Klostergelände, während aus der Kathedrale liturgische Gesänge an- und abschwollen, die der Sommerwind wie einen Hauch von Poesie über die Landschaft trug.

Zur verabredeten Zeit – und wie zum Zeichen strömten die Gläubigen nach dem Gottesdienst aus der Kathedrale – begaben sie sich in den Ostflügel.

Sie fragten sich zu Bruder Nikolai durch. Der war schon in seinem Büro.

Als sie eintraten, sahen sie durch die geöffnete Tür zum Nachbarzimmer, dass sich nebenan offensichtlich auch seine Wohnung befand. Er bat sie in diese und an den schon gedeckten Tisch.

Zuerst fragte er lächelnd, ob sie dieses schöne Kloster schon ein wenig genauer besichtigt hätten, – und als sie beeindruckt bejahten, erzählte Bruder Nikolai von dem Gründungs-Mythos dieses Baues, der weit im Dunkel liege, – und von den ersten schriftlichen Überlieferungen aus dem 14. Jahrhundert. Das Innere der Kathedrale, mit ihren Kunstschätzen, wollte er sich später mit ihnen ansehen, jetzt sollten sie sich erstmal stärken.

»Um aber gleich zur Sache zu kommen«, schloss Bruder Nikolai, von der Teebereitung am Samowar aufschauend an: »Der Chef vom Sicherheitsdienst unseres Klosters hat mich

gerade informiert, dass draußen vor dem Tor Personenkontrollen durchgeführt werden, – wie zu Sowjetzeiten. Das hatten wir lange nicht. Kann das mit Ihnen zusammenhängen? Weiß jemand, dass Sie hier sind?«

»Oh je«, verzog Nussbaum das Gesicht. »Nachbar. – Irgendwie dachten wir uns das schon. Der Nachbar von Konstantin Iwanowitsch Petrow, der uns kostenlos fuhr, – machte zum Abschluss noch ein gemeinsames Foto vor dem Kloster. Das ist jetzt sicher bei unseren Jägern.«

Oie erzählte dann in groben Zügen, wie sie schon länger Probleme hätten, ihre Verfolger abzuschütteln.

Bruder Nikolai zog wissend die buschigen Brauen hoch: »Bei uns sagt man, der Wolf ist immer bereit, sich ohne Lohn als Schäfer zu verdingen. Ich kann mir schon vorstellen, dass es die alten KGB-Krieger ärgert, erneut von Igor Antonows Leuten vorgeführt zu werden. Aber hier sind Sie erstmal sicher und wir können reden. Zur Abreise fällt uns dann noch was ein, – wir wissen ja, wo die stehen.«

»Wir sollten schon jetzt einen möglichen Rückzug vorbereiten, – und wir hätten da eine Variante vorbereitet«, wandte Oie ein, »mit der Überführung zu einer Bestattung nach Riga«, und er erzählte, was sie mit Hermannis für den Notfall besprochen hatten.

»Solche Überführungen haben wir hier öfter, denn der Geist alter Herrschaften, die aus dem ganzen Osten hierher pilgern, wird schon mal überraschend zu Gott gerufen. Oftmals sehe ich es den Pilgern bereits an, wenn sie kommen, – dass hier das Ende des Weges in dieser Welt sein

wird. Die Farbe der Haut, der heiße Glanz der Augen und der Hauch der sanft erregten Stimme beim Eintritt in unsere heiligen Hallen, ist so ein Zeichen für die Nähe Gottes.

Für solch Ereignisse haben wir nicht nur geistlich vorgesorgt, – und extra Kühlzellen am Wirtschaftstrakt, denn die Pilger wollen ja zumeist in der Heimaterde ruhen, und das muss vorbereitet werden. Es ist also eine gute Idee, es so abzuwickeln«, bestätigte Bruder Nikolai. »Lassen Sie aber mich in Riga anrufen, – ihr deutscher Akzent beim Telefonieren zieht sonst die Aas-Geier an. Gibt es ein Code-Wort?«

»Es gibt einen Satz, den ich besser aufschreibe«, stimmte Oie zu, wobei er schon schrieb, »denn der löst die Operation aus.«

Nach dem Abendbrot, bei dem die Freunde über ihre Erlebnisse im Hause Kusnezow und Petrow berichteten, griff Bruder Nikolai zum Telefon, bekam eine direkte Verbindung zum Geschäftsführer des Rigaer Bestattungs-Unternehmens, stellte sich vor und sagte: »Die hier verstorbene russische Lieblingsoma, Olga Sokolowa, möchte bei ihren Kindern in Riga beerdigt sein. – Wann können Sie kommen, hierher zum Höhlenkloster nach Nishnij Nowgorod? Und noch einen Wunsch habe ich, – bringen Sie bitte auch hundert Bibeln in lettischer Sprache mit, für Pilger, die ein geweihtes Exemplar von hier mitnehmen möchten.«

Als Bruder Nikolai auflegte, teilte er mit, dass es über

fünfzehn Stunden dauern könne, bis der Wagen hier sei, – sie hätten also morgen den halben Tag um zu reden. Jetzt, nach dem Abendbrot, solle man besser schlafen gehen, denn er müsse am Morgen, bei Sonnenaufgang, die erste Messe lesen.

Bei diesen Worten zog ein Hauch von Enttäuschung in die Gesichter der Freunde, – die Oie als erster überwand und sich entschloss, in die Offensive zu gehen.

»Bruder Nikolai, hier ist Igor Antonows letzter Brief an mich und die Listen, die er mir übermittelt hat, auf einem Daten-Stick. Vielleicht können Sie mal reinschauen, bevor wir uns morgen unterhalten, – es ist sicher von Interesse für Sie. Morgen haben wir auch noch kurze Filmsequenzen zu bieten, auf denen sich einige Mitstreiter zu den damaligen Ereignissen geäußert haben.«

Sie verabschiedeten sich und gingen in ihre Klause. Mit sich trugen sie den Zweifel, ob es aus Nikolais Hintergrund noch Informationen zum Gesamtbild geben konnte, – vor allem, ob er in seiner Seelenlage und Stellung überhaupt noch Interesse daran hätte.

In der Frühe wurden sie von einem Klosterbruder geweckt, der sie in die Trapesa, das Refektorium, zum Frühstück bat, in dem Mönche und Gäste bunt gemischt saßen.

Die feuchte Kühle des Morgens und ein feiner, für Oie in der Erinnerung irgendwie russischer Geruch von chlorierten

Reinigungsmitteln lag in den weißen, schummrigen Kreuzgewölben, zwischen den bärenstarken Backstein-Pfeilern, im geduckt wirkenden Speise-Saal. Der hatte nur einige kleine, schießschartenartige Fenster, durch die eine gleißende Morgensonne schmale Rechtecke auf den Ziegelboden projizierte.

Große Pendelleuchten über den langen Tischen schufen zwischen den dort Sitzenden ein Lichtspiel klösterlicher Nähe.

Als Gäste eingewiesen, setzten sie sich auf eine der einfachen Holzbänke am mit Obstschalen und Blumen dekorierten Tisch und aßen vom spartanischen Mahl in den Schüsseln, – von Kascha, Weißbrot, Käse und Konfitüre.

Dem geschwätzigen Treiben entspannt zuhörend, tranken sie dann ausgiebig Tee, denn es gab noch keine Startzeit an diesem Morgen und Bruder Nikolai war nicht zu sehen. Nach Auskunft des Mönchs vom Weckdienst sollte er erst gegen acht Uhr wieder im Kloster sein. Wo war er? Konnten sie ihm vertrauen?

Oies straffer Optimismus bekam gerade Falten, da ging eine Tür zum Hof auf und Nikolai Ossipow stand für Sekunden, wie ein Schattenriss, in der strahlenden, noch tief stehenden Morgen-Sonne.

Er grüßte in die Runde, sah die Deutschen sitzen und kam lächelnd herüber: »Gott segne Sie an diesem schönen Morgen! Gestern Abend war ich etwas erschöpft. Sie müssen verzeihen, ich bin schon alt und das Klosterleben ist manchmal kein Zuckerschlecken, – das sagt man auch in

Russland so. Wir gehen am besten in mein Büro, da sind wir ungestört.«

Im Büro angekommen, wünschte sich Bruder Nikolai erstmal die Aufzeichnungen zu sehen, die sie am Abend angeboten hatten.

Nussbaum legte seine Kamera auf den Tisch und bat um ein Kabel zum Laptop auf dem Schreibtisch. Sie setzten sich und Samuel spielte ab, was sie auf ihrer Reise mitgeschnitten hatten.

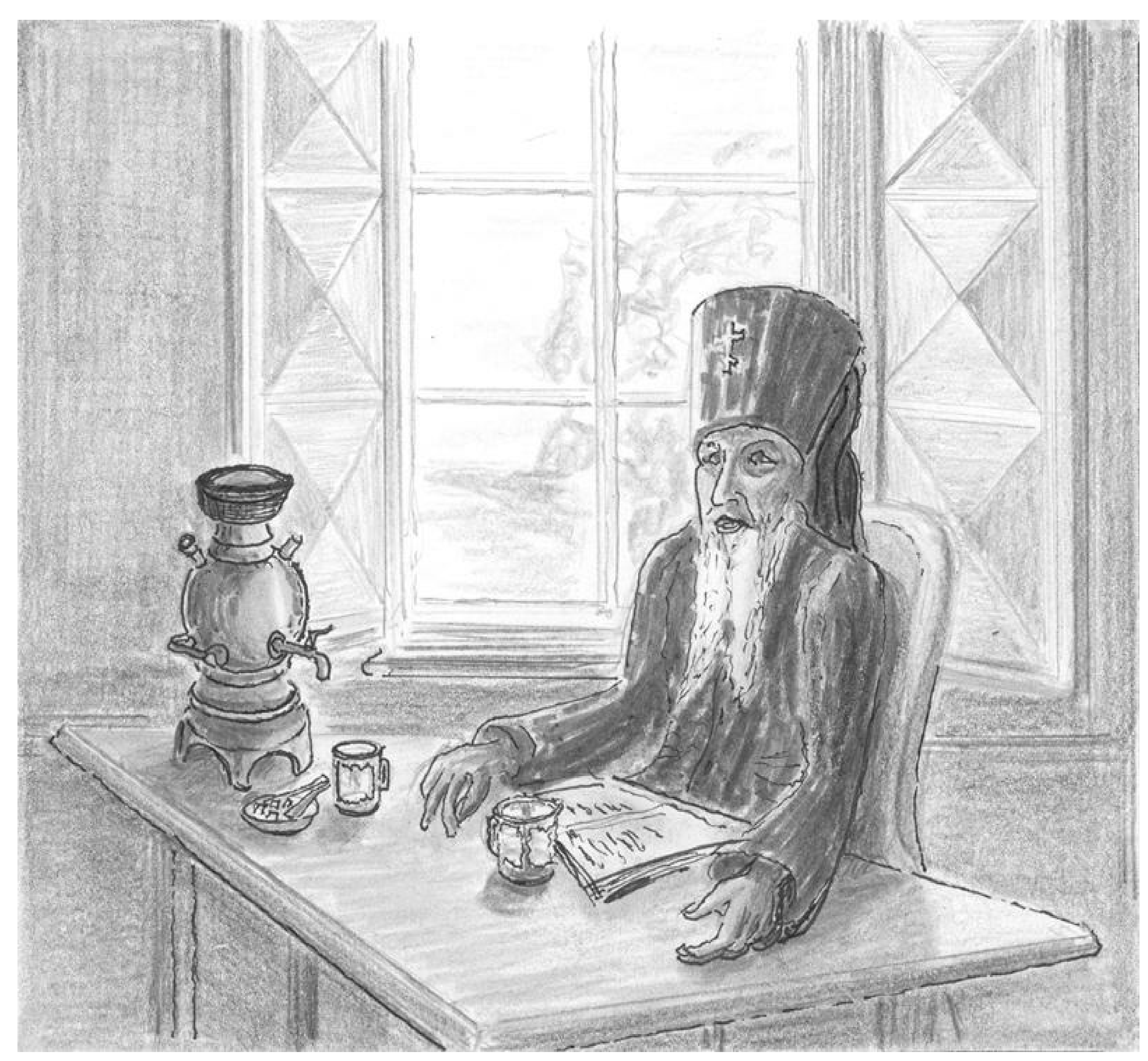
Bruder Nikolai war von Sequenz zu Sequenz mehr beeindruckt und lächelte: »Ja, so war das damals. Lasst uns reden. Dazu gibt es noch viel zu sagen, – doch wo fangen wir an?

Und übrigens, den Brief an Sie, Albrecht – und damit biete ich euch das Du an –, den Brief von Igor habe ich gestern noch mit Erstaunen und Rührung gelesen. Ich teile und respektiere seinen Wunsch, die Sache nun transparent zu machen, denn nur die Wahrheit macht die Menschen besser und weniger anfällig für die Verlockungen der Teufel dieser Welt. Mit dem Neuen Testament: Ihr könnt nicht den Menschen und Gott dienen, – und zugleich der Macht des Mammon.

Mach deine Kamera bereit Samuel, wir sollten sehen, dass es ein würdiger Beitrag wird, – wie bei unseren Mitstreitern von damals.«

Nussbaum zwinkerte Oie beim Aufbau hoffnungsvoll zu,

und brachte sein Reise-Stativ in Position, – sie rückten die Sessel an den Schreibtisch und redeten.



»Ja was lief damals im Hintergrund? Das ist die Frage, die man mir oft stellt, wenn das Gespräch unter Eingeweihten darauf kommt. Alle kennen mehr oder weniger die Ereignisse und ein paar Zusammenhänge aus ihrer kleinen Rolle der offiziellen Geschichtsschreibung oder aus Biographien einzelner Akteure. – Am lautesten aber hört

man von Leuten, die so tun als hätten sie Einfluss genommen.

All das ist bisher nur die Oberfläche, kann ich hier sagen.

Erstmal und grundsätzlich: Nichts ist so undurchdringlich, wie eine gut geplante und organisierte Verschwörung. Das durchzieht die Geschichte, wissen die Kenner, – da gibt es genügend Beispiele. Die Militär-Historiker würden das bis zu den alten Persern, den Griechen oder Caesar zurückführen, – und aktueller zum elften September in New York.

Der Militär-Geheimdienst-MGD war der Geheimdienst der Geheimdienste, – der MGD der Sowjetunion war der im Osten wichtigste und auch global handelnde militärische Aufklärungsdienst, mit zuletzt fünfzehntausend Mitarbeitern. Wir hatten sechsmal mehr Agenten im Auslandseinsatz als der KGB. Dazu kamen die Militär-Geheimdienste in den Ostblock-Staaten, bei denen wir, im System der militärischen Sicherheit, immer das volle Durchgriffsrecht, die Kommando-Hoheit, beanspruchen konnten, – bis zuletzt.

Bei der, nun auch in euren Aufzeichnungen sichtbar werdenden, historisch gewachsenen Rivalität zwischen KGB und unserem MGD in der Sowjetunion, die fast nie an die Öffentlichkeit gelangte, ging es angeblich und ideologisch verbrämt um die Kommando-Hoheit bei der Sicherung der Roten Macht im Staate. Die beanspruchte traditionell der KGB, – denn der KGB-Chef saß als Zerberus der Kommunistischen Ideologie im Politbüro. In Wirklichkeit

aber ging es auf allen Ebenen, um Macht und Pfründe eines privilegierten und korrupten Apparates der Partei, des KGB und der Generalität in der Mangelwirtschaft.«

Oie und Nussbaum waren über diese erste Breitseite, auf Geheimdienst-Interna des sowjetischen Großreiches, so überrascht, dass sie sich mit großen Ohren und heißem Blick nicht zu rühren wagten.

Bruder Nikolai war sich seiner Worte bewusst und schenkte, wie rituell, mit ruhiger Hand Tee ein.

Lächelnd fuhr er fort: »Der KGB war übrigens zu der Zeit – wie die CIA – eine permanent alkoholisierte Trinker-Organisation, was uns bei unseren Operationen taktisch entgegen kam. Auch deshalb hat man den KGB in der neuen Zeit aufgelöst und einen staatlichen Geheimdienst-RSG gegründet. Russland musste sich konsequent von der Amoralität, der Blutspur und den Machenschaften des KGB nach innen und außen distanzieren, wenn es die Glaubwürdigkeit wiedererlangen, und an der Zukunft Europas teilhaben wollte.

In der Sowjetzeit, für die sowjetische Öffentlichkeit, standen Militär-Geheimdienst und KGB wie ein Mann, – im Innern aber kratzten sich die Bürokraten der Dienste gegenseitig die Augen aus. Im Geiste der Tscheka erzogen, vergaß der KGB niemals, – schon gar keine Niederlage gegen uns.

Unser Militär-Geheimdienst war da anders. Einfach leidenschaftsloser, weil er sich seiner Natur nach, bis zum Machtantritt Gorbatschows, nur darum kümmerte, worum

sich alle militärischen Nachrichtendienste kümmern. Die Spionage-Attacken gegnerischer Dienste abzuwehren – also den Abfluss von militärischen Geheimnissen zu verhindern – und gleichzeitig den potentiellen Gegner möglichst umfassend aufzuklären.

Wir mussten allerdings oft zusehen, wie durch verfehlte militärpolitische Zielstellungen, Unfähigkeit und Korruption der Militärführung unser Land und der ganze Ostblock nach und nach wirtschaftlich ausbluteten. Das Einzige, was noch halbwegs funktionierte, als der neue Parteichef Gorbatschow dann antrat, war die Oboronka, – die Rüstungsindustrie, die strategischen Raketentruppen und der militärische Sicherheitsapparat.

Etwa achthunderttausend Soldaten, Ausbilder und Berater der Sowjet-Armee waren bis dahin im Ausland, – außerhalb der Rubelzone und mit immensen Kosten. Welch ein Wahnsinn.

Mit einer halben Million Soldaten waren wir in Afghanistan, und trotzdem haben wir den Kampf verloren. Dreizehntausend Tote und fünfzigtausend Kriegsinvalide waren, neben gigantischen volkswirtschaftlichen Verlusten, der Preis für diesen zehnjährigen Krieg. In Asien sagt man übrigens: Wen Gott bestrafen will, den lässt er in Afghanistan einmarschieren, – denn diese über Jahrtausende gewachsene Stammesgesellschaft widersteht jedem Umsturzversuch bis heute. Der uns dorthin nachfolgende Westen wird das noch bitter bezahlen, – so wie wir damals, in unserem kommunistischen Weltbeglückungswahn.

Weshalb sage ich das?

Wir hatten die Klassiker der Militärgeschichte, von Cäsar bis Friedrich dem Großen studiert – in letzter Konsequenz aber nicht begriffen. Friedrich der II: Seine überragende Planung und perfekte Logistik von Feldzügen, die auf der Kraft einer effektiv organisierten Wirtschaft basierte, war nur Kennern schon in der Ausbildung an der Militär-Akademie ein Beispiel. Dieses Wissen war ohne Konsequenz im anhaltenden Siegestaumel der Ideologie benebelten russischen Nachkriegsgesellschaft, denn die Bedeutung einer erfolgreich funktionierenden Wirtschaft für die Landesverteidigung – und darum ging es erklärtermaßen immer zuerst in unserer Militärdoktrin – wurde katastrophal unterschätzt.

Auch General von Clausewitz mit seinem Standardwerk Vom Kriege und über den Rückzug als schwierigste aller Operationen, war bis Afghanistan in Vergessenheit geraten. Der geordnete Rückzug aus einer unhaltbaren Position, das ist die Königsdisziplin, wies Clausewitz nach.

Was das bedeutete, wurde uns erst klar, als die Probleme aussichtslos kulminierten, die Zahlen zum wirtschaftlichen Niedergang auf dem Tisch lagen, – und von der Führung endlich zur Kenntnis genommen wurden. Das war erst unter Gorbatschow möglich, – und als Antwort auf diese Herausforderung planten wir, unter strengster Geheimhaltung, die Licht Operationen zur Absicherung der Europäischen Perestroika und zur Rettung der Sowjetunion.

Aber die bedeutete militärisch Rückzug, – die

Königsdisziplin, denn bis dahin eskalierte die Konfrontation der Blöcke regelmäßig und drohte uns alle in einem Dritten Weltkrieg zu vernichten.«

»Aussagen. – Eindrucksvolle Aussagen dazu haben wir ja schon, wie du sehen konntest, aufzeichnen können, Nikolaj. Wie hast du das erlebt, in deiner Position?«

»Nervenzerreißend möchte ich diese Jahre der Eskalation beschreiben, aber konkret: Der NATO-Doppelbeschluss, Anfang der Achtzigerjahre, schien uns Russen wie der ultimative Antritt zum letzten Gefecht. Da begann unter den paranoiden Weltkriegs-Helden in unserem Land, eine obsessive Suche nach Anzeichen dafür, dass der Feind den finalen Enthauptungsschlag vorbereitet, – mit der überraschend ins Spiel gekommenen Neutronenbombe, die den angloamerikanischen Kriegstreibern Hoffnung machte, den verhassten kommunistischen Gegner zu eliminieren, ohne gleich eine unbewohnbare Wüste zu hinterlassen.«

»Eskalation. – Aber war die große Sowjetunion nicht auch an dieser permanenten Eskalation mitschuldig?«, provozierte Nussbaum.

»Natürlich, – vor allem die ständig präsente, konventionelle Übermacht, mit über fünf Millionen Soldaten unter Waffen, besonders im Zentrum Europas, musste diesen Eindruck erwecken. Auch die Neustationierung von SS-20 Mittelstrecken-Raketen, unter Breschnew, ließ keinen andern Schluss zu. Auf der anderen Seite: Der Anschlag auf die Amerikanische Flotte in Beirut, war natürlich nicht von uns unterstützt, – das brauchten wir gar nicht, denn sie

hatten sich, durch ihre Politik im Nahen Osten, zahllose Feinde selbst herangezüchtet. Auch der Boeing-Abschuss, im September dreiundachtzig bei Sachalin, war eine unglückliche Folge der Kalten-Kriegs-Psychose auf beiden Seiten.

Die Grenada-Invasion der Amerikaner im Oktober und die sechstägige Nato-Stabsübung Able-Archer im November, alarmierten allerdings den Kreml aufs höchste. Im Nachhinein war das Erschrecken auf beiden Seiten groß, denn in diesem Jahr wurde mehrfach die Schwelle zum Atomkrieg ereicht. Diese eben geschilderte Kette von Ereignissen, die eigentlich nichts miteinander zu tun hatten, heizte damals die Konfrontation der Blöcke immer weiter an.

Wie vom Teufel bestellt, musste dann die mehrfache Blendung unserer Frühwarn-Spionagesatelliten – durch dubiose Sonnen-Reflektionen an amerikanischen Raketen-Basen – im September dreiundachtzig, als Start von fünf Interkontinental-Raketen gedeutet werden. Nur durch die Besonnenheit eines Offiziers im Raketen-Frühwarnsystem OKO, in Serpuchow-15, der die technischen Defizite seines Aufklärungs-Systems kannte, wurde die todbringende Befehlskette verzögert, – bis klar war, dass es kein Angriff ist.

Das war damals entscheidend, denn General Tschebrikow, der KGB-Chef, war NATO-Paranoiker, Marschall Ustinow, der Verteidigungsminister, ein kalter Krieger, – wie Andropow, der Parteichef, der noch dazu todkrank war. Die hätten unter exzessivem Zeitdruck und im

Angesicht der vermeintlichen Fakten, sicher den Befehl zum Gegenschlag erteilt.

Oberstleutnant Stanislaw Petrow sollte man deshalb ein Denkmal errichten, denn er hat die Menschheit gerettet, indem er, in ahnungsvoller Gewissensnot, Dienstvorschriften verletzte, – das nur am Rande.«

»Quellen? – Wie konnte es überhaupt dazu kommen, wenn ihr doch überall, in allen westlichen Diensten eure präventiv agierenden Quellen hattet, – wie Konstantin Petrow es am Rande unseres Gespräches erwähnte?« – zeigte sich Nussbaum hinter der Kamera erstaunt.

»Eben da lag das Problem Samuel: Der KGB und auch unser Militär-Geheimdienst litten, wie eigentlich weltweit alle Dienste, unter einer grundsätzlichen Analyseschwäche, – denn es fanden bei der Vielzahl der Informationen und Lage-Analysen, die aus aller Welt herein kamen, kaum Gegenprüfungen statt.

In diesem Herbst dreiundachtzig lag, aufgrund der großen Anzahl von Agenten, ihrer Meldungen und ihres Aufblasens von Mücken zu Elefanten, der Schluss nahe, die Nato plane nunmehr, im Verlauf der Stabsübung Able-Archer vom zweiten bis elften November, für den siebenten November den finalen Erstschlag. Das war bei uns der Tag der Revolution und ein hoher Feiertag. An einem solchen Tag erwartete die sowjetische Militär-Philosophie den finalen Angriff. Das war dann auch der Anlass – das erste und einzige Mal –, wo wir umfassend mit dem KGB kooperieren mussten.

Der Warschauer Vertrag bezog, unter dem Druck dieser Informationen, schon Tage zuvor alle strategischen Einsatzpositionen. Über dreihundert Interkontinental-Raketen wurden für den geplanten atomaren Gegenschlag RJaN startklar gemacht, ebenso fünfundsiebzig mobile SS-20 Mittelstreckenraketen mit Mehrfach-Sprengköpfen. Die riesige Anzahl taktischer Atomwaffen – über Zehntausend, bei unseren in Bereitschaft stehenden Truppenteilen in Europa – und die einsatzbereiten Chemiewaffen zähle ich da gar nicht. Das war auch nötig, denn die NATO konnte im Nuklearbereich etwa das gleiche Potential entgegenstellen.«

Der Mönch machte eine Pause, trank mit zitternden Händen, blickte sie an und sagte: »Schaut bei Gelegenheit, wenn ihr wieder zu Hause seid nach, was ihr an dem Tag gemacht habt und stellt euch vor, es wäre der letzte im Leben gewesen, – für euch und eure Familien.«

Bruder Nikolai straffte sich: »Nur zwei Agenten verhinderten die Katastrophe. Euer deutscher Topas im Hauptquartier der Nato und unser Doppel-Agent in London. Die beide berichteten übereinstimmend und im letzten Augenblick, – die Stabsübung sei abgeschlossen und alle Generalstäbler seien ins Wochenende verschwunden.

Zwei Monate später starb Generalsekretär Andropow.

Die Analyse durch Gorbatschow und seine Vertrauten, die unter dem neuen Generalsekretär Tschernenkow dienten, ergab ein großes Erschrecken. Besonders aber dann, Jahre später, auf amerikanischer Seite – auf diesem Gipfel von Reykjavik – wo Reagan nach ausführlicher, persönlicher

Information durch Gorbatschow erkennen musste, dass man haarscharf am alles vernichtenden Dritten Weltkrieg vorbeigerauscht war, – mit etwa hundertfünfzig Millionen Opfern, nur in der ersten Angriffswelle, allein in den USA.

Vor allem im dicht besiedelten Europa sollten im Verteidigungsfall, in der ersten Stufe, vierhundert Atomsprengköpfe präventiv auf die Bereitstellungsräume und Basen der Nato niedergehen. Der Gegenschlag der anderen Seite wäre damit aber nur theoretisch zu begrenzen. Schon bei Konstantin Petrow habt ihr es sicher gehört: Wer zuerst schießt, stirbt als Zweiter, – das war schon eine fundamentale Erkenntnis, die jedoch von der Politik vor Gorbatschow völlig ignoriert wurde.

Man stelle sich vor: Alle Städte der Sowjetunion über fünfzigtausend Einwohner, die Städte Mitteleuropas und die Zentren Amerikas wären in Schutt und Asche gelegt worden, – mit voraussichtlich einer halben Milliarde direkter Opfer.«

Bruder Nikolai bekreuzigte sich und hielt lange die Augen geschlossen. Dann blickte er mit tränenverschleiertem Blick, wie abwesend, auf die Gäste.

»Unvorstellbar. – Eigentlich unvorstellbar!«, stöhnte Nussbaum. »Wir alle, unsere Familien, unsere Freunde, – alle wären jetzt tot.«

»Ja, es gäbe diese Welt wohl nicht mehr, so wie wir sie kennen!«, warf Oie erschüttert ein.

»Das ist so, – und das ist ein fürchterlicher Gedanke, der mich noch heute umtreibt«, entwickelte Bruder Nikolai den spannungsvollen Faden weiter: »Mit dieser für die

Mächtigen bildhaften Bedrohung, dem gerade noch einmal Davongekommensein, war der Weg frei für den nüchternen Dialog zwischen den großen weltpolitischen Kontrahenten, für den allerdings erst noch Parteichef Tschernenkow versterben musste. Entgegen anderslautenden Gerüchten mussten wir da nicht nachhelfen. Der war schon am Start gesundheitlich so ruiniert, dass er bald darauf um seine Ablösung nachsuchte, die ihm die Gerontokraten des Politbüros aus Zukunftsangst verweigerten.

Wir nutzten die Zeit und entwickelten parallel erste strategische Pläne, die sich abzeichnenden inneren Hindernisse für die Beendigung des Kalten Krieges aus dem Weg zu räumen. Das taten wir, muss ich zugeben, ohne dass uns damals schon die volle Tragweite unserer Planspiele in ihren gesellschaftlichen Konsequenzen überschaubar sein konnte.

Die von uns neu geschaffene Organisation der Abwehr im sowjetischen Militär-Geheimdienst, wurde zum konspirativen Kern der Planungen. Methodisch war es für die Handvoll eingeweihter Strategen eine Verschwörung zum Guten, aber zum Rückzug, – der Königsdisziplin. Heute möchte ich es die Achse des Guten nennen, wenn ich die Ergebnisse bilanziere, für die Völker Europas und der Welt. Damals fühlte ich mich glücklich – kaum zu glauben, aber wahr, – denn wir arbeiteten, erstmals offensiv für eine Hoffnung auf Frieden.«

Der Mönch Nikolai, der einst ein Oberst war, straffte sich in seinem Sessel und bekam einen festen Blick, dem man

ansah, dass grundsätzliches zu Protokoll gegeben würde: »Ich hatte schon lange Zweifel am Sinn der Konfrontationspolitik, denn nach meinem Einsatz für den Militär-Geheimdienst in Afghanistan sah ich die amoralische Ausweglosigkeit unserer Strategie. Da wurde mir und anderen klar: Eine Staatsraison erwächst immer aus dem Respekt vor den Menschen, dem Gesetz, der Kultur der Bürger und vor Gott, – nicht aus Rache und Vergeltung gegenüber vermeintlichen Terroristen, die sich gegen Fremdbestimmung und Besetzung ihres Landes wehren. Von den Regierungen bezahlte Auftragsmörder, auch uniformierte, widersprechen jeder Rechtstaatlichkeit fundamental. Sie sind im christlichen Sinne durch nichts zu rechtfertigen. Es sind vor Gott politische und juristische Verbrechen, – und ihre Geheimhaltung ist es nicht weniger.

In der neuen Situation, bei allen dann folgenden Licht Operationen, widerstrebte es deshalb unserem IQ, uns in so genannte Nasse Sachen verwickeln zu lassen, – oder sie auch nur für unsere Ziele ins Kalkül zu ziehen.«

»Nasse Sachen?«

»Oie, so nannte man in den Diensten Aktionen, bei denen Menschen zu Schaden kommen und Opfer zynisch einkalkuliert werden. Aber ein Menschenleben ist heilig, – und so etwas dann auszuschließen machte den Unterschied aus, der sich in der neu formierten Abwehr als gravierend erwies, denn dadurch waren wir weniger berechenbar. Seit Generationen von verdeckten, geheimdienstlichen Operationen war dies, so hatte ich das Gefühl, ein Ansatz

von Lauterkeit in Zielen und Mitteln. Natürlich war es auch Sportsgeist damals, aus dem heraus wir handelten. Auf der richtigen Seite der Geschichte zu stehen, auch ihr zu dienen, – im Preußischen Sinne, würde man bei euch wohl sagen.

Wir waren in diesen Operationen eben nicht theoriefrei, trostlos und uninspiriert, wie die korrumpierbaren Dienste des Westens, die bestenfalls die Nationale Identität, ihr Eid und das Geld zusammenhalten. Obwohl wir dort, in der Zeit des Kalten Krieges, fast jeden herauskaufen konnten, der uns nützlich erschien, – es war ja nur eine Frage des Preises.

Wir hatten auch Bundestags-Abgeordnete und Politiker quer durch Europa auf unserer Gehaltsliste. Schaut euch die Rosenholz-Dateien an, die Karteien F16 und F22. Über vierzig IM und IMA der Stasi, des KGB und unseres Militär-Geheimdienstes hatte der Bundestag seit seiner Gründung als Mitglieder, das waren aber nur halb so viel – und die kannten wir namentlich – wie die westlichen Geheimdienste, denn Deutschland war ein besetztes Land, das um jeden Preis unter Kontrolle zu halten war.

Schwerpunkt bei Rosenholz, muss man allerdings sagen, war die Wirtschaftsspionage, – um die katastrophalen Auswirkungen der CoCom-Listen, für die technologische Entwicklung des Ostens, zu lindern.

Das war die äußere Situation und die der Dienste vor Gorbatschows Zeit. Dann änderte sich für uns fast alles.

In der neu formierten Abwehr des Militär-Geheimdienstes, in der beginnenden Perestroika, waren wir wie Artisten in der Zirkuskuppel, mit dem Wunsch, diesen

Augenblick ohne Schwerkraft zu erleben, der sich immer dann einstellte, wenn eine Operation perfekt, nach Plan lief und erfolgreich war, – vor allem wenn unsere Gegner im Apparat und im KGB ins Leere liefen.

Das machte es uns leicht, uns aber manchmal auch anfällig für Angriffe dieser omnipräsenten, Macht benebelten Hydra der Partei, des KGB und auch der anderen Staats-Sicherheitsdienste der Ostblock- Länder. Die verfolgten uns seit dem Kreml-Flug mit ihrer Operation Freunde hartnäckig.

Diese Staats-Sicherheitsdienste waren die am meisten ideologisierten und willfährigen Organe einer untergehenden Kaste. Sie waren unsere Hauptgegner, aber auch eingeschränkt in ihren Möglichkeiten, denn die konnten konsequent und effektiv nur auf der zivilen Ebene operieren, – beim Militärischen hörte ihre Operationsfähigkeit absolut auf.«

»Was war dann euer konkreter Auftrag in der Perestroika?«, hakte Oie nach.

»Wir kannten die militärische Notwendigkeit unseres Rückzuges aufgrund der kulminierenden wirtschaftlichen Probleme. Daraus resultierten das übergeordnete politische Ziel der Europäischen Perestroika und der Auftrag, alles zu unternehmen, was der Herrschaft der Oboronka ein Ende bereitet, – die diesem Ziel naturgemäß feindlich gegenüberstand.

Es war oftmals wie bei einem Schachspiel, besser, wie bei Simultan-Partien. Auf jedem Brett immer einen Zug voraus,

mit einer klaren Strategie, um die absehbaren Schachzüge der inneren und äußeren Gegner zu durchkreuzen und möglichst viele Figuren zu schlagen, – die Potentiale unserer Feinde.

Das hieß dann praktisch vor allem deren strategische Pläne aufdecken, taktische Hindernisse abräumen und Widerstände der Apparate, auf den entscheidenden Ebenen, konspirativ aushebeln. In Konsequenz mussten wir alles dafür tun, die gewünschte Unabhängigkeit der Ostblock-Staaten friedlich auf den Weg zu bringen und insbesondere den Weg zur Deutschen Einheit ebnen. Der uns gesetzte Zeitrahmen war dabei eng bemessen, denn die ersten zwei Jahre der Perestroika hatten wir in dieser Frage fast auf der Stelle getreten.«

»Fjodor. – Ja, das ist uns erst in den Gesprächen mit Fjodor Kusnezow so richtig bewusst geworden«, warf Nussbaum ein, – und Oie ergänzte: »Auch als Konstantin Petrow erzählte, welche Widerstände gegen die Perestroika in Partei und Nomenklatura zu überwinden waren, wurde uns klar, welch dicke Bretter da im Hintergrund gebohrt werden mussten, – obwohl man damals aus den Zeitungen den Eindruck haben konnte, alles in der Sowjetunion Verkündete, sei in gewohnt großer Einmütigkeit, planmäßig in der Umsetzung.«

Nikolai lächelte verträumt: »Bei uns in Russland sagt man, wir sind immer langsam am Start, dafür aber schnell beim Ankommen!

Anfangs ging es wirklich schleppend, weil es so

grundsätzlich angelegt war, in den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Reformen, uns gleichzeitig aber eine bewaffnete Macht gegenüberstand, die jedwede Reformen aus Eigeninteresse zu verhindern suchte. Abrüstung hieß für diese Leute vor allem Machtverlust, – und Verlust an Privilegien. Verbrämt wurde das durch die angebliche Alternativlosigkeit des herrschenden, so erfolgreichen Gesellschaftsmodells und die Bedrohung durch die NATO.

Was ich sagen will: Wir mussten handeln, um unsere im Inneren bedrohten Ziele einer wirtschaftlichen Reorganisation durch umfassende Abrüstung zu befördern, – das heißt, die äußeren Verstrickungen und Bedrohungen mit einer Europäischen Perestroika beenden, um mit den frei werdenden Mitteln im Innern voranzukommen.

Heute höre ich unter Fachleuten, besonders des Westens, Zweifel, wie das hat gehen können in dieser Konsequenz, ohne dass die Satelliten des Ostblocks, deren Dienste oder auch der Westen etwas von dieser strategischen Dimension mitbekommen haben?«

Nikolai streckte sich in seinem Sessel wie zum Sprung und warf selbstbewusst den Kopf in den Nacken: »Alle westlichen Dienste waren ja bis zur Maueröffnung ahnungslos und wurden, nach eigenem Bekunden, von Verlauf, Tempo und Konsequenz der Wende vollkommen überrascht.

Zum ersten Mal, als es uns gelang, die Propaganda-Barrikaden des Westens, vom Reich des Bösen, gegen ihn selbst zu nutzen.«

»Hebel. – Konstantin Petrow hat den Hebel angedeutet, – diese Operation, den Journalisten Daniloff von U.S. News and World Report, einen der schlimmsten medialen Scharfmacher vor dem Herrn, in eine Falle zu locken.«

»Ja, Samuel, damit bekamen wir den zähneknirschenden Schwert-Engel des Westens, Ronald Reagan, an den Verhandlungstisch in Reykjavik, – und quasi den Einstieg in die atomare Abrüstung, mit dem Washingtoner Vertrag über die Reduzierung der Mittelstrecken-Raketen, ein Jahr später. Da war der Führer der westlichen Welt mental geläutert, denn er hatte durch unsere pragmatischen Lösungsvorschläge und Gorbatschows Glaubwürdigkeit Vertrauen gewonnen.

Unsere inneren Gegner in Politik und Oboronka wurden dadurch aber alarmiert und dieses Abkommen wäre nicht möglich gewesen, hätten wir nicht im Sommer die Reißleine gezogen und diese alles beherrschende Hydra der Oboronka mit dem Kreml-Flug vollständig enthauptet. –Vollständig heißt, über dreihundert der führenden Generäle aller Waffengattungen und des KGB auf einen Schlag.«

»Ich verstehe jetzt die großen Fragezeichen des Westens, denn er kennt ja bisher diese unglaublichen Zusammenhänge nicht, die du uns hier schilderst. – Perfekte Zusammenhänge, und doch mit so vielen Fragen, wie das im Detail denn gehen konnte«, zweifelte Oie.

»Hat der Westen unsere übermächtige Militärpräsenz und unsere Kommando-Hoheit im Ostblock vergessen? Hat der Westen, wie nominal seit einiger Zeit bekannt, die

neuntausend auf ihn angesetzten Topagenten und Schläfer der Militär-Geheimdienste in West-Europa und den USA vergessen, – die perfekt getarnt, bis zum Schluss unentdeckt blieben?

Hat er die siebzehnhundert strategischen Objekte in der Bundesrepublik vergessen, die wir lückenlos in Beobachtung hatten, darunter auch alle Provinzflugplätze, mit jedem großmäuligen Fliegerhelden? So stießen wir übrigens auf den Flieger Rust und andere – unsere fliegenden Trojanischen Pferde, wie wir sie scherzhaft nannten –,denn das war unser Paukenschlag in der Ouvertüre. Damit haben wir unsere Gegner im Innern völlig überrascht und die strategische Initiative für Gorbatschows Perestroika wieder gewonnen.

Mit den Vorbereitungen dafür hatten wir schon im Sommer nach der Katastrophe von Tschernobyl begonnen. Für die finale Entmachtung unserer allmächtigen Militärführung habe ich einer Luft Operation den Vorzug gegeben, da derartige Szenarien am besten medial sichtbar zu machen waren, – vor allem auch im Ausland, mit gleichzeitig durchschlagenden Konsequenzen für das Ansehen und die Potentiale unserer inneren Gegner gegenüber ihren eigenen Genossen.

Die mediale Komponente war die neue strategische Dimension, bei allen weiteren Operationen im Ostblock, – besonders dann in Ungarn, auch bei der Samtenen Revolution in Prag und, als Höhepunkt, bei der Maueröffnung in Berlin, wo wir jeweils West-Journalisten mit

konkreten Aufträgen für unsere medialen Ziele einspannten.«

»Fäden. – Ihr habt also wirklich überall die Fäden gezogen?«, brummte Nussbaum halb fragend, halb bestätigend.

»Ja, das war so. – Für den Kreml-Flug hatten wir schon im Herbst sechsundachtzig drei strategisch-fliegerische Optionen, sodass wir sicher waren, auf alles vorbereitet zu sein, wenn die politische Ebene ihre Termine plant.

Oberst Kiparsky, in Lettland, hat Details in eurem Interview so schön bildhaft zu Protokoll gegeben. Trotzdem noch mal der strategische Hintergrund zur Übersicht: Schon Anfang April siebenundachtzig hatten wir unsere Gegner in der Oboronka überrascht, als Parteichef Gorbatschow, vor versammelten Parteichefs des Ostens und den Militärführern in Prag, zum ersten Mal konkret das Ende der militärischen Konfrontationspolitik und die Aufhebung der Breschnew-Doktrin thematisierte. Diese Doktrin suggerierte ja deren Überlebensgarantie, den imaginären Schutzschirm für die ewige Herrschaft der Partei und der Militärs in ihren Ländern.

Alle Ost-Parteiführer waren damals entsetzt über derlei Ideen. Besonders verärgert über diesen Prager Vorstoß war der oberste Heerführer der Sowjetunion, der ruhmreiche und tolle Hecht, Verteidigungsminister Marschall Sokolow, – ähnlich dem Papst, ein lebenslang unkündbares Fossil.

Zweiter Teil unserer politischen Provokation, war eine dementsprechend ausformulierte, neue Militärdoktrin des

Warschauer Paktes, die am achtundzwanzigsten Mai, auf einer Tagung der Parteichefs und Verteidigungsminister in Ost-Berlin, abgesegnet werden sollte. Das war synchronisiert der Stichtag unserer Start-Inszenierung der Europäischen Perestroika, – mit dem Kreml-Flug. An einem Freitag und Feiertag, – dem Tag der Sowjetischen Grenztruppen.

Für die vorbereitenden Flüge im Mai nach Finnland hatten wir anfangs, wie aufgezeichnet, von Deutschland drei gesicherte Planvarianten. Von Hamburg, Schleswig-Holstein und Niedersachsen. In Finnland war die erste Operation von Lahti geplant, die Ersatzoperation von Helsinki und dann noch eine Reserve-Operation vom Finnischen Provinz-Flugplatz Kuopio, – der von euch aufgezeichneten Plan-C.

Wir hatten, wie immer in der Vorbereitung, dreifach genäht. Nachdem unsere geplante Vorzugslösung von Lahti nicht funktionierte weil, wie ich später erfuhr und ihr es auch in eurem Film- Dokument habt, der Pilot nicht einsatzfähig war, operierten wir von Helsinki. Da stand ja der später berühmt gewordene Flieger Rust mit seiner Cessna bereit. Er hatte sie zu einem Nordseeflug gemietet und ist schon Anfang Mai nach Reykjavik geflogen, weil er den Ort besuchen sollte, wo die Hoffnung auf Frieden – beim Gipfel zwischen Reagan und Gorbatschow – so ernüchternd gescheitert zu sein schien.

Wir kannten und förderten damit seine jugendlich-idealistischen Phantasien von Lagonia – der Welt des Friedens und der Gerechtigkeit, die er zu Papier brachte, wovon er einige Druckexemplare dabei hatte, und sie im

Kreml persönlich überreichen wollte. Das passte in unsere Entspannungs-Strategie, – und dieses ambitionierte Unternehmen haben wir dann abschirmend begleitet, damit er sein Ziel Moskau erreicht und unterwegs keinen Schaden nimmt.

Von Island ist er mit viel zeitlicher Reserve über Norwegen nach Finnland geflogen, – und in Helsinki-Malmi gelandet. Dort bekam er weitere Informationen, denn nach Stunden des Fluges über weite, wenig markante russische Regionen, musste er Moskau sicher finden. Das war das Problem, denn nur so konnten wir ihn beobachten, Abwehrmaßnahmen der Luftverteidigung unterbinden und seine Sicherheit gewährleisten.

Hauptproblem bei derartigen verdeckten Operationen ist aber eine stabile Psyche des Akteurs, der, einer Billard-Kugel gleich, sein Ziel finden muss.«

»Billard-Kugel? – Was meinst du mit Billard-Kugel?«

»Wie beim Dreiband-Billard, Samuel, bei dem klar ist, welche Bande du in welcher Reihenfolge touchieren musst, um einen Treffer sicher zu landen. Die Billard-Bande für den Kreml-Flieger waren unsere abschirmenden Agenten in der Luftabwehr und am Boden, – die den Erfolg der Operation absichern mussten.

Unser Verbindungsoffizier in Helsinki bekam das Einsatzsignal erst, als die Aktion von Lahti behindert war. Rust flog nach Moskau, wo er am Abend auf der Großen Moskwa-Brücke am Roten Platz landete. An dem Platz, wo die russische Seele wohnt, wie die im Westen schon richtig

bemerkt haben.«

Bruder Nikolai stieg lächelnde Genugtuung ins Gesicht.

»Das klang bei Oberst Kiparsky sehr einfach«, zweifelte Oie listig, »und wir haben auch nicht weiter nachgefragt. Aber ich stell mir das schon sehr komplex vor, wenn man eine derart weit greifende Operation, gegen die sprungbereite Luftverteidigung, erfolgreich abschließen muss.«

»Das war es auch, – beileibe. Doch Oberst Kiparsky kannte damals auch nur seinen unmittelbaren Part. Alles war von uns sorgfältig vorbereitet, bis ins Detail, – denn nichts durfte schief gehen.

Erstes Problem waren die finnischen Fluglotsen und deren Luftüberwachung. Die war durchsetzt von KGB-Agenten, weil Finnland quasi unser Puffer-Territorium gegenüber Norwegen und der NATO war. Im Westen heißt das glaube ich Vorwärtsverteidigung, – so was hatten wir auch in Finnland.

Jedenfalls war das ein Problem, denn in dem Augenblick als Rust von seiner gemeldeten Strecke nach Stockholm abwich, und über dem finnischen Meerbusen nach Süden einschwenkte, liefen wir Gefahr, dass eine Meldung darüber, von den KGB-Agenten unter den Fluglotsen, nach Moskau durchgesteckt wird.«

»Und wie habt ihr das Problem gelöst?«, schüttelte Nussbaum den Kopf.

»Wie immer, – gut vorbereitet, denn Rust bewegte sich über der See im Tiefflug. Fluglotsen deuteten damit das

plötzliche Verschwinden des Flugzeuges vom Radarschirm und die von uns verordnete Funkstille als Absturz. Sie alarmierten die finnische Küstenwache zu einer Suchaktion. Für diesen absehbaren Fall hatten wir vorgesorgt und - zur Tarnung – ein U-Boot der Abwehr auf Sehrohr-Tiefe. Das ließ beim Überflug von Rust eine große Benzinlache ab, um damit den Absturz zu bestätigen. Der Such-Hubschrauber fiel dann, wie geplant, darauf herein.

Rust hatte damit die Einstiegs-Hürde überwunden und Oberst Kiparsky erklärte ihn, beim Auftauchen auf den estnischen Radar-Schirmen, Kraft seiner Autorität in der Zentrale, zur Übung mit Objekt-Nummer.

Ein weiteres, schwer kalkulierbares Problem war die, nach dem Jumbo-Abschuss bei Sachalin organisatorisch umstrukturierte, relativ autonome Luftabwehr der drei durchflogenen Militärbezirke.

Die ersten Abfangjäger, die Rust im Baltikum aufspürten und kurzzeitig begleiteten, wurden durch Kiparsky am Abschuss gehindert, – weil er den Funk-Kontakt untersagte und den Flieger zur Übung erklärte. Dann wurde der Rust mit seiner Überwachungsnummer in den russischen Luftraum weitergereicht, da er, wie geplant, jetzt immer hoch genug flog.

In diesem Militärbezirk, als erneut Jäger aufstiegen, um im Rahmen der Übung Sichtkontakt zum Flugobjekt herzustellen, fanden die das Flugzeug in den Wolken-Haufen nicht mehr. Aber auch da stand einer unserer Offiziere bereit, erklärte Radarsignale zu Vogelschwärmen, und

beendete die Suche.

Das ging als Sichtflug relativ gerade und problemlos weiter, bis ihn ein karrieresüchtiger Radar-Offizier aus dem Zweiten Korps der Luft-Verteidigung entdeckte. Der diensteifrige Genosse hatte in unserer Gefährdungsanalyse ein dickes Ausrufezeichen, und wir hatten deshalb vorsorglich für diesen Tag eine Abschaltung seines Radars, zu Service-Zwecken, befohlen. Bloß das verzögerte sich überraschend, und dann – als er das Flugzeug von Rust entdeckte, wurde er hektisch. Er wollte Alarm schlagen, – aber dazu kam es nicht, denn ein Vorgesetzter, ein Offizier unserer Abwehr, stand schon hinter ihm. Der eifrige Genosse wurde sofort abgelöst und nach Hause geschickt.

Rust flog damit erstmal ungestört weiter Richtung Moskau, bis es noch einmal heikel wurde, denn der Moskauer Luftraum galt ja als der heilige Gral der Luft-Verteidigung der Sowjet-Armee, als ein Hochsicherheits-Trakt, gespickt mit über tausend Raketen-Stellungen und zehnmal soviel Raketen. Die hätten zeitgleich eine Armada von Flugzeugen abschießen können, – aber sie taten es nicht.

Auch die haben wir mit der Objekt- und Übungsnummer ausgebremst. Die Genossen glaubten auch, wenn so ein kleines Flugzeug, ohne Probleme, soweit gekommen ist, die anderen wachsamen Genossen es passieren ließen, – dann wird es schon seine Richtigkeit haben, mit dem Flugzeug und der Übung. Außerdem drohten bei uns immer harte Strafen, wenn Offiziere was Falsches taten, meistens im

Suff, – da tat man lieber nichts und außerdem war Feiertag.«

Bruder Nikolai lächelte, zapfte Wasser für Tee aus dem Samowar und freute sich an den glänzenden Augen seiner Gäste. Sie hingen an seinen Lippen, obwohl es im Großen nicht neu war, – aber die nun zu hörenden Details klangen perfekt.

»Schwierigster Teil war die Landung, – für Rust, und auch für uns in der Vorbereitung.«

»Wie das?«, warf Oie ein, »der Rote Platz ist doch groß genug und so eine kleine Mühle braucht doch höchstens zweihundert Meter Landebahn.«

»Du hast recht, aber der Platz ist gewöhnlich voller Touristen und wir durften nichts riskieren, – also gerade dort nicht landen. Das hätte den beabsichtigten Effekt, als harmloser Friedensflug, in den Augen der Bevölkerung konterkariert. Deshalb hatten wir als Landepiste eine breite Spur der großen Moskwa-Brücke freigesperrt, auf der er landen konnte, um dann auf dem Parkplatz vor der Basilius-Kathedrale auszurollen. Quasi nur am Roten Platz, – näher ging nicht, ohne einen Unfall zu riskieren oder im Vorfeld, durch Absperrungen auf dem Platz, Verdacht zu erregen.«

»Brücke? – Die Brücke konntet ihr freisperren? – Wie muss man sich das vorstellen, wenn in der Zivilgesellschaft überall der KGB lauerte?«, zweifelte Nussbaum.

»Eigentlich ziemlich einfach – ganz harmlos –, als planmäßigen Service an der Oberleitung der Trolleybus-Strecke in diesem Abschnitt.

Auf verdeckte Anweisung unserer Leute wurde

abgesperrt und die Leitung genau für diesen Tag heruntergenommen, um sie am nächsten oder übernächsten Tag durch eine neue zu ersetzen, – sonst hätte Rust nicht landen können. Nirgendwo sonst in der Nähe des Kreml gab es einen sicheren Landeplatz.

Den übrigen Auto-Verkehr, auf diesem Teil der Brücke, hat dann ein von uns vorbereiteter Milizionär spontan gestoppt, als der Kreml- Flieger – nach langem, publikumswirksamem Tiefflug über dem Roten Platz – zur Landung ansetzte.«



Den Freunden hatte es sichtlich die Sprache verschlagen, – Nikolai, der sich sicher war, noch einen draufsetzen zu können, lächelte verschmitzt und reichte ostentativ-gemächlich russisches Konfekt aus einer schwarzen Ebenholz-Schachtel.

»Schon zwei Stunden vor der Landung hatte ich für die freundlichste Begrüßung gesorgt, – und die kam dann und brachte dem verdutzten Kreml-Flieger Brot und Salz.«

»Was sagst du, – wie hast du das denn organisieren können, in dieser angespannten Situation?«

»Erstaunlich, – ihr seid die ersten die danach fragen.

Wir mussten doch für einen entspannten, freundlichen Empfang des Friedensfliegers sorgen, vor allem darum, dass der Menschenauflauf rund um die gelandete Maschine den Gast respektierte, – friedfertig blieb und ihm zuhörte. Deshalb habe ich einen Offizier unserer Organisation in Zivil abkommandiert – eine überaus nette Dame – und ihr gesagt, das da gleich ein Gast an der Basilius-Kathedrale landen wird, – und sie dafür sorgen soll, dass er begrüßt wird, wie es in Russland Sitte ist.

Bruder Nikolai genoss das Staunen der deutschen Gäste, schenkte Tee nach und erläuterte: »Aus Gründen des durchschlagenden Effektes nach innen, kann ich heute sagen, haben wir die Verhaftung des Kreml-Fliegers durch unseren Militär-Geheimdienst über eine Stunde verzögert, damit er mit Moskauer Bürgern ausgiebig Freundschaftsbekundungen austauschen konnte und Autogramme gab. Zur Absicherung, falls etwas aus dem Ruder läuft und Rust sich nicht verständlich machen kann, hatten wir aber einen Mann der Abwehr aus der DDR-Botschaft im Hintergrund.«

»Wie hieß der, – kannst du dich erinnern?«

»Ja, weil er so einen außergewöhnlich schönen Decknamen hatte, der Puppenspieler, – ein junger Mann, neu in Moskau, und von den deutschen Kameraden abkommandiert. Der brauchte jedoch nicht einzugreifen, denn ein Moskauer Schüler mit Englisch-Kenntnissen übersetzte, und die umstehenden Passanten waren alle sehr

herzlich zum Friedens-Flieger, – auch gegenüber seinen ersten euphorisch-spontanen Verlautbarungen.

Zwischenzeitlich wurde es scheinbar bedrohlich für Rust, denn es kam die Ordnungsmacht vorbeigefahren – der Polizei-Präsident persönlich, in Uniform und Lametta – um nach dem Rechten zu sehen. Das war aber nur eine Formalie, denn er wusste schon bei der Anfahrt: Das ist Sache des Militär-Geheimdienstes.

Deshalb ließ er sich, zum Erstaunen der Umstehenden, nur den Pass von Rust zeigen, mokierte sich kurz darüber, dass kein Visum erteilt worden war, – und ermahnte den Flieger, zu seinem Erstaunen, beim nächsten Mal rechtzeitig einen Antrag zu stellen. Dann fuhr er wieder. Das war's, – und noch niemand hat sich bis heute darüber gewundert.«

»Das ist ja zum Kringeln, Nikolai, wie sich das anhört«, lachte Oie, »etwa so, als hätte ein Flieger aus Nord-Korea ungehindert am Weißen Haus in Washington landen können, – und da kommt auch gleich der FBI-Direktor, schaut beim Autogramme geben zu, – und lässt Hotdogs zur Begrüßung kommen. Unglaublich die Geschichte.«

»Das war aber so, – und keiner hat sich offiziell gewundert, denn wir hielten den Deckel auf den Ermittlungen, gerade auch bei den bis heute verblüffend zufällig wirkenden Details, vor allem um die beteiligten zu schützen.

Ja, und dass es um die Welt geht, hatten wir eben auch vorbereitet: Ein Arzt aus dem Westen, der zu einem Kongress der Ärzte für Nukleare Abrüstung im Hotel Rossija

am Roten Platz war und von dem wir wussten, dass er mit einer neuartigen Video-Kamera eingereist war, bekam von uns einen Tipp und eine unmissverständliche Aufforderung sich bereitzuhalten, denn er könne einem bedeutenden Ereignis beiwohnen. Aber erst als wir ihm steckten, dass er damit Geschichte schreiben könne und viel Geld zu verdienen sei, fasste er Mut und vertraute unserem Mittelsmann.

Er stand dann bereit, filmte die Landung und wurde von uns dabei – und natürlich bei der Ausreise am gleichen Tag – abgeschirmt. Dieser Film-Schnipsel wurde von ihm wohl für sehr viele Dollars an die Amerikanische NBC verkauft und ging, als Sensation des Jahres, wie ein Lauffeuer um die Welt.«

»Verhaftung, – und wie habt ihr den Kreml-Flieger vor dem Zugriff des KGB bewahrt, er war ja eure Trumpf-Karte wie es klingt.«

»Ganz einfach, denn er war schon seit seinem ersten Auffassen im Luftraum Estlands und seiner Identifikation, eine Sache des Militärs, – also unseres Militär-Geheimdienstes. Der KGB war da in keinem Augenblick mit befasst, sonst wäre es – vor allem für Rust – völlig anders und nicht gut ausgegangen.

Die von mir persönlich erlebte, und später auch von Rust so beschriebene, gute Stimmung im vollgepfropften Auto nach seiner Verhaftung, trotz seines Husarenstückes gegen die erklärt beste Luft-Verteidigung aller Zeiten, ist symptomatisch für das Hochgefühl unserer Abwehr um Igor

Antonow an diesem Tag.

Wir brachten Rust ins Lefertowo-Gefängnis, wo er dann von unseren Leuten sehr milde verhört wurde. Alle waren eingeschworen ihn freundlich zu behandeln, denn wir wollten vermeiden, dass er weiche Knie bekam und vielleicht Details zu den wenigen, von ihm zu erahnenden Hintergründen preisgab, – die unsere Beteiligung an der strategischen Operation auffliegen lassen würden. Er war dann der best behandelte Gefangene in der russischen Geschichte glaube ich. Vor allem, weil wir ihn vor Rache-Engeln schützen mussten, denn er hatte vielen Generälen und Aparatschicks in Militär und KGB die Karriere versaut, – so würde ich es mal drastisch formulieren.

Die verloren nicht nur Posten, Dienstränge und Privilegien, sondern bekamen, als Genossen, in der Regel auch ein entwürdigendes Parteiverfahren an den Hals, das auch mit einem Partei-Ausschluss enden konnte, – und da wurde man in Kreisen der Machtelite schnell so was wie ein Aussätziger.

Der Kreml-Flug hatte für den gesamten, sklerotisch-korrupten Militärapparat der Sowjetunion die exemplarischen Konsequenzen, auf die wir hingearbeitet hatten. Nach einer eilig einberufenen Politbüro-Sitzung trat der machtbesoffene Kopf unserer Gegner, der eigentlich unabsetzbare Verteidigungsminister Marschall Sokolow, der ja gerade Parteichef Gorbatschow, in Berlin, in die Parade seiner neuen Abrüstungspolitik gefahren war, freiwillig zurück. Ebenso der Luftabwehr-Chef, General Alexander

Koldunow und zwanzig weitere höchste Offiziere.«

»Widerstand. – Gab es keinen Widerstand bei diesen mächtigen Genossen?«

»Nein, Samuel, die waren völlig überrascht und begriffen es erst, als es zu spät war. Manche der Generäle in der zweiten Reihe schauten auch erstmal schadenfroh zu, denn sie hofften, nach den bis dahin praktizierten Spielregeln, sie kämen jetzt selbst zum Zuge.

Von den wichtigsten Genossen im Offiziers-Korps kam deshalb kein Widerstand, – bis es sie selbst erwischte, – denn wir schnitten die Generalität innerhalb weniger Tage quasi von oben herunter, bis auf die gesunden Wurzeln. Auf diese Weise folgten hundert der bis dahin wichtigsten Heerführer, darunter alle Stellvertreter der Chefs, alle Oberbefehlshaber der Teilstreitkräfte und alle Oberkommandierenden unserer in den sozialistischen Ländern stationierten Armeen, – alles Gorbatschow-Gegner und Feinde der Perestroika. Insgesamt dreihundert ranghohe Militärs und KGB-Führer, – und nach Abschluss der zu dem Zeitpunkt schon laufenden Militär-Reform waren tausendzweihundert Generale ausgewechselt.

Ausgewechselt wurde auch unser noch in der Breshnew-Ära eingesetzter Chef des Militär-Geheimdienstes Iwaschutin, der als ehemaliger KGB-General natürlich nicht in unsere Kreml-Flug-Operation eingeweiht war und aus allen wohligen Funktionärs-Wolken fiel.

Beim Prozess gegen den Kreml-Flieger in Moskau, den ein Richter führte, der von uns auf Milde eingeschworen

war, ermittelten Gutachter übrigens eindeutige Anzeichen von spätpubertärem Schwachsinn bei Rust, – was aber unter den Teppich gekehrt wurde, da die Sowjetunion mit dem Ruf politischer Psychiatrie belastet war.

Rust bekam über die monatelange Einzel-Haft nach der Verurteilung große psychische Probleme, aß wenig und war bei seiner Entlassung mächtig abgemagert, – denn er hatte wohl bis zum Schluss Angst, man würde ihn eher beseitigen als freilassen. Aber, wie schon gesagt, wir planten und machten bei den Licht-Operationen keine Nassen Sachen. Wir haben alles versucht, ihn mit Vergünstigungen bei den Haftbedingungen psychisch zu stabilisieren, vor allem, indem wir mehrfach Wachpersonal abzogen, das versuchte, ihn subtil zu schikanieren. Einige Leute im KGB, die wir bei der großen Säuberung nicht erwischt hatten, versuchten über Mittelsmänner auf diese Weise, mit ihren Kraken-Armen, wenigstens ein bisschen Rache zu nehmen, an diesem Zerstörer ihrer eingebrannten Selbstgewissheiten

In den Augen der sowjetischen Öffentlichkeit war dieser Kreml-Flieger ein Teufelskerl, der es diesen unfähigen, täglich erlebten, größenwahnsinnigen Apparatschicks gezeigt hatte. Gleichzeitig aber irgendwie auch der alte, besiegt geglaubte, überhebliche deutsche Feind, in seinen jungenhaften Phantasien von Unverwundbarkeit.«

»Kreml-Flieger. – Wie habt ihr die Kreml-Flieger überhaupt auf den Punkt gefunden, das stelle ich mir sehr schwierig vor?«, lockte Nussbaum hinter der Kamera.

»Das war schon schwierig. Wir haben, mit den Agenten

eures Militär- Geheimdienstes, monatelang nach geeigneten Fliegern recherchiert und dann alle Optionen perfekt vorbereitet. Wir standen am Schluss unter gewaltigem Erfolgsdruck, denn alles musste passen. Die lang anberaumte Sitzung des Warschauer Paktes in Berlin, mit Gorbatschows Strategie-Reform, die seine Gegner im Ostblock offen herausfordern musste, – und das Ganze an diesem symbolträchtigen Feiertag. In der Vorbereitung fragten wir uns manchmal, ob wir da nicht zuviel auf einmal wollten, – im inszenierten Bolschoitheater. Aber es klappte. Zwar nur im zweiten Anlauf, – das war jedoch unbedeutend.«

»Was geschah dazu konkret in Deutschland?«, fasste Oie nach.

»Die Rekrutierung von ambitionierten Fliegern im Vorfeld der Operation, war, wie gesagt, das Hauptproblem. Das gelang mit unseren deutschen Partnern. Alles Weitere lief innerhalb unserer erprobten Möglichkeiten.

Die Nachricht, die wir in der Variante Rust aus Deutschland bekamen, war gut: Da ist ein junger, sehr ambitionierter, disziplinierter Flieger, hieß es, – der vom Treffen Gorbatschows mit Reagan, auf Island, sehr enttäuscht ist. Der ist geeignet, fitt, noch nicht so Flug erfahren aber umsichtig und furchtlos, war unsere abschließende Information. Viel Geld spielte natürlich auch eine Rolle. Nicht nur für die Flug-Logistik, wie eure Aufzeichnungen vom Flugplatz Kuopio, zum absichernden Plan-C, zeigen. Jeder der Fliegerhelden hatte einen, von uns gut bezahlten, persönlichen Agenten, der ihn als

Hauptdarsteller im Bolschoitheater betreute.

Vom medialen Profit lebt der Rust bis heute sicher sorglos, – wenn er nicht alles verspielt hat. Dieses Spielernaturell war schon damals sein mentaler Vorteil, – und natürlich eine Hypothek zugleich. Deshalb war er nur unsere zweite Wahl und deshalb war auch der absichernde Plan-C so wichtig.«

»Vorzugsvariante. – Wie aber hättet ihr den Rust bremsen können, wenn schon die geplante Vorzugsvariante funktioniert hätte, wo der doch mental so entschlossen war?«

»Gute Frage, denn bei dem engen Zeitfenster ging es mit Abführ-Mitteln nicht mehr«, lächelte Nikolai. »Aber da hatten wir einen Schlepperfahrer auf dem Rollfeld, und der hätte dann die Cessna von Rust, aus Versehen, ein bisschen ramponiert, – dann wäre ein Start nicht mehr möglich gewesen. Eigentlich hatten wir alle Eventualitäten im Auge und trotzdem geschehen eben Dinge, die nicht auf dem Plan stehen, wie bei unserem eigentlichen Favoriten, dem volltrunkenen Flieger auf dem Flugplatz in Lahti.«

»Was geschah dann in der Folge politisch?«, lenkte Oie auf ein Gesamtbild.

»Nach dem von uns entwickelten exakten Drehbuch wurde, zum Abschluss der Kreml-Flug-Operation, der von Gorbatschow ausgewählte General Dmitri Jasow – damals schon stellvertretender Verteidigungsminister und Kommandant des Fernöstlichen Militärbezirkes – so instruiert, dass er in Moskau bereitstand und als neuer

Minister ernannt werden konnte. Gorbatschow rechnete bei General Jasow, so hörte man, aufgrund landsmannschaftlicher Verbindungen, mit Loyalität, – auch weil er noch nicht zum Moskauer Militär-Klüngel gehörte. Das erwies sich aber schon bald als Fehleinschätzung. Viel wichtiger für uns war: Einer unserer neuen Chefs im Militär-Geheimdienst wurde ein General, der der Perestroika verpflichtet war, und unter dem Igor Antonow und ich die Operation Prelomlenie – den Kreml-Flug – und die anderen, dann erfolgreiche Licht -Operationen geplant haben.«

»Wie war es denn, nach dem Kreml-Flug, überhaupt möglich, eine derart komplexe Reihe von umwälzenden Operationen zu entwickeln – wie es Konstantin Petrow angedeutet hat –, ohne dass auch nur irgendjemand Verdacht schöpfte?«, warf Oie ein. »Was ich sagen will: Spätestens seit dem Kreml-Flug mussten eure Gegner in Partei, Militär und KGB doch gewarnt sein?«

»Das wurde ich, nach der Auflösung der Sowjetunion, schon mal von Kreml-Kennern der Dienste gefragt. Die Antwort ist einfach, wenn man das absolute Primat des Militärischen erinnert: Eine Organisation, die unter dem schützenden Mantel des Militär-Geheimdienstes zur Kreml-Flug-Operation in der Lage war, hatte alle Voraussetzungen, um auch im Warschauer Pakt mit langem Atem und ohne Einschränkungen zu operieren. Die ganz normalen Aufgaben im Militär-Geheimdienst änderten sich nicht und wurden von den Offizieren der Abwehr weiter wahrgenommen, – das war die beste Tarnung.

So wie die Staufenberg-Gruppe im deutschen Widerstand und bei der Operation Walküre, zur Beseitigung Hitlers, nur unter dem Schutz des Stabes im Ersatzheer der Wehrmacht agieren konnte. Das war der Mantel, – für die spezielle Tarnkappe bis zum Anschlag sorgte die Abwehr im Militär-Geheimdienst von Admiral Canaris.

Alle Licht Operationen liefen unter dem Mantel der Militär-Geheimdienste, – und unter der Tarnkappe der Abwehr. Sie waren nur einem ganz kleinen Kreis von Strategen und quasi Weichenstellern bekannt. Politiker gehörten nicht dazu, wie euch Konstantin Petrow schon erläutert hat, als er die Politik mit einem Basar verglich, auf dem wirkliche Diskretion niemals möglich ist. Das hätte die taktische Umsetzung unserer strategischen Planungen gefährdet.

Im Verhältnis der Geheimdienste zur Politik ist es gewöhnlich doch so: Die Nachrichten der Dienste sind das Eine, – was die Politiker daraus machen, das Andere. Diesmal aber war es anders herum: Die politische Strategie der neuen Führung lieferte Zielprojektionen und wir entwickelten die geheimen Pläne, um sie zu erreichen, – vor allem um sich abzeichnende, systembedingte, innere und äußere Widerstände abzuräumen.

Für die demokratische Entwicklung in Polen, die Operation Morgenlicht und für die Reformen in Ungarn, die Operation Schlaglicht.

Für die strategische Neubelebung des Prager Frühlings in der Tschechoslowakei hatten wir die Operation

Herbstlicht und für die Entwicklung in der DDR, als eigentlichem Finale zur Beendigung des Kalten Krieges, die Operation Lichtstrahl.«

»Diese Code-Namen haben wir schon bei Konstantin Petrow gehört, – und dass du sie aus der Taufe gehoben hast. Ich ahne, durch unser Gespräch, einen ideellen Grund dafür«, lockte Oie.

»Konstantin hat das schon richtig erfasst. Es war am Start der Operationen die inhärente Fähigkeit zur Diversifikation in noch nicht absehbarer Breite und Tiefe.

Die Entwicklung im Ostblock gab uns dann recht, denn wir konnten das in unserer strategischen Planung und taktischen Umsetzung bis ins Detail weiter entwickeln und auch begrifflich nachlegen, – vor allem intern für uns, um den Überblick und die taktische Ordnung zu gewährleisten. Ein Dutzend diskreter Operationen und noch einmal so viele Unter-Operationen, sowie jeweils eine Anzahl von Akteuren in den jeweiligen Ländern, – das ist schon die Hohe Schule.

Die relativ kleine, kurzfristig improvisierte Operation Karpaten- Licht, gegen das rumänische Regime, ist so ein Beispiel. – Wenn du aber nach dem ideellen Hintergrund fragst, ist es natürlich das Licht.

Der erste Zauber-Satz der Bibel ist doch: Es werde Licht! Eine Kultur des Lichtes ist Bestandteil aller Kulturen, in allen Zeiten und besonders der Aufklärung, der wir die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz und den mündigen Bürger verdanken. Das sollte nicht unerwähnt bleiben, denn wir waren mental zutiefst Idealisten und wild entschlossen,

endlich Licht ins Dunkel der Verhältnisse bringen, – da wo es in unserer Macht lag.«

»Ansatz. – Kompliment für diesen Ansatz, von dem ich damals im Militär-Geheimdienst nur einen Bruchteil wahrnehmen konnte«, lächelte Nussbaum.

»Ja, diese Operationen entwickelten ihre eigene Dynamik, und in deren Folge fielen in nicht mal drei Jahren die alten, dominierenden Macht-Strukturen wie von selbst in sich zusammen. Wir haben uns aber, wie von Konstantin Petrow bereits eingeräumt, erst nach Tschernobyl, als nichts voranging und der Niedergang der Wirtschaft sich beschleunigte, für diese Licht Operationen zur Sicherung der Europäischen Perestroika und zur Beendigung des Kalten Krieges entschieden.

Grundlage in der Hierarchie der Operationen war unsere Schwachstellenanalyse, die zeigte, dass Ungarn die strategisch besten Voraussetzungen bietet, den symbolisch und faktisch so präsenten Eisernen Vorhang medial, und dann erstmals auch praktisch, zu beseitigen. Deshalb haben wir schon Anfang des Jahres siebenundachtzig die Lieferung von Technik für die Grenzsicherung nach Ungarn gestoppt, denn die Grenzöffnung in Ungarn war in der Strategie des Rückzuges, die mit dem größten und schnellsten Effekt. Insofern haben die Historiker recht, die behaupteten, dass das faktische Ende der Berliner Mauer in Ungarn eingeläutet wurde.«

»Kreml-Flug. – Aber ich denke, nach dem was wir hörten«, warf Nussbaum ein, »dass der Start zur

Maueröffnung mit dem Kreml-Flug begann!«

»Du hast damit auch recht, - eigentlich aber, wenn man es historisch genauer anschaut, zuerst in Polen, das parallel, innenpolitisch, ein Labor für unsere Europäische Perestroika wurde, denn dort war man reifer für den Wandel, weiter fortgeschritten in der Stimmung der Bevölkerung und der Leistungsträger, – auch an der Spitze der damals regierenden Militärs. Polen war aber leider ohne Westgrenze und deshalb zur so wichtigen, symbolträchtigen Überwindung des Eisernen-Vorhang nicht geeignet. Vor allem auch weil es, als Erbe der Breschnew-Ära, de facto noch unter einem Militärregime stand und die verfeindeten Seiten immer noch wie angeknockte Boxer durch den politischen Ring torkelten. Auch deshalb war es dort noch nicht möglich.

Gorbatschows Mannschaft entwickelte die übergreifende politische Strategie für die Europäische Perestroika. In deren Zentrum stand das Ende der Konfrontation, mit unserem Rückzug aus Mitteleuropa, die demokratische Unabhängigkeit der Ostblock-Länder und vordringlich – als primär geheime Zielprojektion – der Fall der Wirtschaftsblockaden mit den CoCom-Listen, um damit zügig in eine weltweite, umfassende technologische Kooperation zu ermöglichen.

Die strategische Umsetzung war das Werk von Igor Antonow und meiner Person als Planungschef. Mehr Leute wussten nicht davon, es gab nichts Schriftliches und alles lief über spezielle Kommunikationsstränge der Abwehr, oder

persönliche Kuriere, – denn Papier plaudert, heißt es bei uns. Unbedingt notwendige schriftliche Informationen trugen – als Dokumente des Militär-Geheimdienstes – neben dem Vermerk strengster Geheimhaltung, den Stempel: Nach Kenntnisnahme vernichten!«

»Wie kann man sich das konkret vorstellen, wo doch dem allmächtigen KGB noch heute so eine gewaltige Bedeutung zugemessen wird, in dieser Zeit«, wollte es Oie genau wissen.

Bruder Nikolai strich sich wie in Zeitlupe den Bart und schaute altersmilde auf den deutschen Freund.

»Ja, das muss man erläutern: Mentale Grundlage, die uns zunutze kam, war die traditionelle Rivalität zwischen Staatsicherheitsdiensten und Militär-Geheimdiensten im Ostblock, – exemplarisch zwischen dem KGB und uns. Unser Militär-Geheimdienst hielt den KGB für eine Organisation korrupter, degenerierte Schnüffler, – die einem Offizier auch schon mal privat nachstellten. Das hatte in der Geschichte der Sowjetunion zu unendlich vielen Opfern unter Offizieren geführt, die in der Stalin-Ära zu Zehntausenden liquidiert wurden. Das haben unsere Leute niemals vergessen.

Der KGB dagegen – als politische Polizei – hielt sich für die eigentliche, die unverzichtbare Statik des Systems, suchte in seiner krebsartigen Entwicklung ständig nach neuen Zuständigkeiten und hielt Offiziere, besonders die des Militär-Geheimdienstes, für hochnäsige Fachidioten, die in Sicherheitsfragen eigentlich überflüssig sind. Eine Zusammenarbeit gab es deshalb höchst selten und wenn

schon, dann nur punktuell und nur auf Befehl. Das kam uns entgegen.

Wir ignorierten die nervösen Nachstellungen und hatten dabei immer Einblick in die Kommunikation des KGB und der anderen Staatssicherheitsdienste im Ostblock. Natürlich hatten wir auch unsere eigenen abgeschirmten Kommunikationsstränge, die wir nur sparsam einsetzten, um möglichst wenig Spuren zu hinterlassen. Die wichtigsten Träger unserer Kommunikation waren – wenn man so will – quasi reitende Boten. Hochrangige, uniformierte Kuriere, die sich als Truppen-Offiziere und so getarnte Mitarbeiter des Militär-Geheimdienstes, im ganzen Ostblock mit den turnusgemäßen Militär-Versorgungs-Flügen und als deren Begleiter frei bewegen konnten. Das war ein großer Vorteil, wenn man weiß, welche Legitimations- Probleme Grenz-Übertritte auch für die Dienste entwickeln können, – und welche untilgbaren Spuren sie hinterlassen.

Wenn unsere Leute beschattet wurden, verschwanden sie hinter Kasernentoren, – das war ein entscheidender Vorteil, – wurden sie aber hartnäckig verfolgt und liefen Gefahr festgesetzt zu werden, gab es noch die so genannte Rochade, – wie beim Schach. Ein Abtauchen durch einen radikalen Identitäts- und Ortswechsel an einen weit entfernten Einsatzort wie Kuba oder Angola, – bis Gras über die Sache gewachsen war.

Oberst Kiparsky, den Hauptakteur an der Bühnenrampe des Theaters – im Licht der Scheinwerfer, nach dem Kreml-Flug –, konnten wir so verschwinden lassen, bis der Umbau

im Sicherheitsapparat vollzogen, sowie die KGB- und Militärführung ausgewechselt war, – so würde ich es heute beschreiben.

Für die weitere Absicherung der Europäischen Perestroika hatten wir dann in Reihen aller Staatssicherheitsdienste des Ostens hochrangige Agenten, die uns verpflichtet waren und uns rechtzeitig warnten, wer unseren Leuten nachstellte oder querschießen wollte. Dass es aber der anderen Seite gelang, jemanden bei uns platzieren, ist mir bis heute nicht bekannt.«

Bruder Nikolai lehnte sich Tee trinkend, mit zufriedenem Lächeln zurück.

»Konsequenz. – Das heißt in Konsequenz, wenn man die Macht des KGB, als politische Polizei, bis ins Politbüro bedenkt, dann hatte dieser Teil und euer geheimdienstlicher Teil keinerlei Kommunikation. – Was wusste Parteichef Gorbatschow von euren konkreten Plänen?«, setzte Nussbaum nach.

»Entschuldige, nimm es nicht persönlich, – aber das sind die typischen Fragen der ahnungslosen Spezialisten, die in die Strategie-Entwicklung nicht eingeweiht werden. Die Antwort ist: Konkret nichts! Nur der am Zuge ist, kennt seine Figuren und ihre Möglichkeiten. Nur den Stand der sicherheitspolitischen Entwicklung erfuhr der Kreml-Chef als erster, – wenn es möglich war und für die weiteren politischen Planungen absehbar von Belang. Niemals aber Details der Operationen, – schon gar nicht in der Vorbereitung.

Es ist doch immer so, bei allen Diensten, überall auf der Welt. Du hast freie Hand in deinen Operationen, – in Mitteln und Methoden. Einzige Verpflichtung ist das Ziel, – das wird vorgegeben. Erreichst du es, wirst du gelegentlich befördert. Geht es aber daneben, kennt dich keiner mehr, bist du tot oder bestenfalls – wie damals bei uns – für ein paar Jahre der Bewährung, Sicherheits-Offizier an einem Raketen-Silo mitten in Sibirien.

Bei Stalin hieß das allerdings noch: Erfolg oder Genickschuss!

Bei allen Operationen im Rahmen der Europäischen Perestroika war die Geheimhaltung nur so zu sichern. Sobald ein Politiker davon Wind bekommt, wird die Operation doch benutzt und gerät, über kurz oder lang, außer Kontrolle. Auch wussten wir, dass die neuen Führungsfiguren des KGB, nach dem Kreml-Flug, nicht lange zögerten, und verstärkte Anstrengungen unternahm, sowohl Gorbatschows Mannschaft als auch uns im Militär-Geheimdienst aufzuklären.

Der volle Umfang wurde allerdings erst in der Jelzin-Ära bekannt, denn Gorbatschows Büros und Privaträume waren damals verwanzt. Noch dazu wurde das Personal – die einfachen, dienstbaren Geister im Umfeld der Machtelite – nach Belieben vom KGB rekrutiert. Wir ahnten so was, kannten auch Details, – konnten jedoch nichts dagegen unternehmen ohne uns verdächtig zu machen.

Die wichtigsten strategischen Informationen wurden deshalb nur bei Spaziergängen in der Natur oder an zufällig

ausgewählten, geräuschintensiven Orten ausgetauscht. So war das, und das war gut so, – weiß ich heute.

Natürlich verhinderten diese konspirativen Spielregeln, dass die Einen von den Anderen, und dem was, sie taten, wussten. Deshalb ist die Frage, was wirklich geschehen ist, nur durch damals Beteiligte plausibel zu klären. Das war auch Igor Antonow klar, Oie, – als er dich auf den Weg der Erkenntnis lockte, – so würde ich es beschreiben.

Eure bisherigen Aufzeichnungen zu den Licht Operationen zeigen es und enthalten auch für mich eine Fülle von Details, die mich noch nach über zwanzig Jahren in Erstaunen versetzen. So die Umstände von Plan-C in Finnland oder der präventive Einbruch in Kusnezows Institut, um das Belastungs-Material gegen die Oboronka zu retten.

Es gab eine Vielzahl von Aktionen im ganzen Ostblock – nicht selten taktisch improvisiert –, um Gorbatschows großes Ziel der inneren Reformen und geopolitischen Entspannung möglich zu machen. Dazu mussten wir, als Antwort auf überraschende konkrete Entwicklungen, ständig weitere verdeckten Operationen entwickeln, um die Gerontokraten und die Oboronka zu täuschen und zu entmachten.

Als Reaktion auf eine Vielzahl rätselhafter Ereignisse, in der Zeit nach Machtantritt Gorbatschows, versuchten uns die Staatssicherheitsdienste der Ostblock-Staaten hartnäckig mit dieser schon erwähnten Operation Freunde aufzuklären, was ihnen bis zum Zwei-plus-Vier-Vertrag zur Deutschen Einheit aber nicht gelang, denn wir nutzten die oberste

Stufe der militärischen Geheimhaltung zur Abschirmung aller Operationen und der wichtigsten Protagonisten des Wandels.

Viele Menschen fragen sich noch heute, wie so wichtige Persönlichkeiten der Veränderungen in Ost-Europa, wie der polnische Gewerkschaftschef, der ungarischen Staatsminister, sowie der tschechische Schriftsteller und spätere Präsident Vaclav Havel in dieser heißen Phase der Konfrontation überleben konnten? Die standen ja seit Jahren unter Beobachtung ihrer Staats-Sicherheitsdienste, – und auf einmal konnten sie ungestört agieren? Ohne repressive Folgen?

Ganz einfach: Da hatten wir die Hand drüber, um sie vor Drangsalierungen und Mordaktionen zu schützen, – wie sie zuletzt dem populären Danziger Pater Jerzy Popiełuszko in Polen widerfahren waren.

Unsere Anweisung von oben – aus Moskau – in die Chefetagen der Staats-Sicherheitsdienste der betreffenden Länder war: Haltet die Füße still, das sind unsere Leute, – Teil einer verdeckten Operation des Militär-Geheimdienstes der Sowjetunion! Schluss! Aus! Feierabend! – So ging es und nicht anders, und da traute sich dann niemand mehr an unsere Schützlinge heran!«

»Und das funktionierte bis in die unterste Ebene?«, schüttelte Nussbaum ungläubig sein Haupt.

»Natürlich, – erinnerst du dich nicht mehr an die Parteidisziplin, diesen unbedingten Gehorsam der Genossen gegenüber der Partei, besonders in Fragen der

Geheimhaltung? Das traf beim Militär dann mit dem Eid und dem Ehrenkodex zusammen, – bei der Staatssicherheit mit dem Eid auf das System und ihrer ideologischen Verblendung. Das schloss eigentlich aus, dass irgendwer querschoss. Einzig unberechenbare Zivilisten, also paranoide Genossen in Endkampfstimmung, waren ein schwer kalkulierbares Risiko. Ihr wisst doch, – die mit Zorn im Bauch und Mutters Brotmesser. Deshalb hatten wir für die wichtigsten Wende-Protagonisten, in diesen Zeiten, immer einen diskreten Personenschutz aus dem Hintergrund organisiert.

Der Dichter Vaclav Havel und seine Biographen wunderten sich, wie das gut gehen konnte, im stürmischen Prag der Wendezeit. Das ging nur gut, weil wir auch da auf der Bremse standen. Wir haben Havel über seinen Freund – der dann unter unserem Schirm war, weil wir ihn nach der zerschlagenen Prager Groß-Demonstration aus der Haft holten – die Nachricht zukommen lassen, dass er entführt und liquidiert werden sollte. Durch dessen persönliche Intervention begriff Havel den Ernst der Lage und war dann mit einem massiven, offenen Personenschutz einverstanden, – den wir organisierten.«

Bruder Nikolai, Mönch und Oberst a.D. wirkte erschöpft und am Ende seiner Ausführungen angekommen. Der brennend-heiße russische Sommer war über die Stunden des Vormittags durch die Mauern des Klosters gewandert, wie

wenn er die Brisanz des Vorgetragenen steigern wolle.

Nikolai trank eine halbe Flasche Mineralwasser in einem Zuge und lehnte sich sichtlich zufrieden zurück.

»Wie ging das aber in der DDR voran, im Jahr der Wende?«, suchte Oie den Faden nicht abreißen zu lassen.

Der Mönch öffnete den oberen Knopf seiner Kutte, streckte sich und suchte den Einstieg, wobei er mehrfach ansetzte und abbrach: »Wo anfangen? Das war damals wohl der schwierigste Punkt in unserer Strategieund taktisch vermintes Gelände, bei einer halben Million Sowjet-Soldaten, Nationaler Volksarmee, Kampfgruppen, Staats-Sicherheit und KGB, – das könnt ihr euch denken.

Aber es funktionierte dort ebenso, denn wir hielten die Hand über wichtige Leute, von denen wir wussten, dass sie die Sache der Europäischen Perestroika befördern und betreiben. Dafür, so entsinne ich mich, wurde 3-B im Militär-Geheimdienst an die als Befehl ausgegeben, die nicht in unsere Operationen eingeweiht waren und ihren gewöhnlichen Dienst versahen.«

»3-B, – was war das?«, verwunderte es Oie.

»Das war eine Erfindung der Deutschen und hieß: Beschützen – Begleiten – Befördern, soviel ich weiß, – und meinte das auch so.

Schaue ich auf die deutsche Liste, so sehe ich, dass auch ihr beide unter diesem Schirm gewesen seid.«

»Sicher. – Natürlich, Igor Antonow hat es mir rechtzeitig zu verstehen gegeben«, bestätigte Nussbaum. »Ich fühlte mich in der Zeit sicher, weil mir nie jemand in die Quere

kam. Weder von meinen Vorgesetzten beim Militär-Geheimdienst noch privat, obwohl ich im Freundes- und Bekanntenkreis Klartext redete über die zu erwartende, weil von uns gewünschte Entwicklung. Als Privatmeinung getarnt, gegenüber unsicheren Kantonisten, – für einen Offizier aber – wenn auch immer in Zivil – sicher außergewöhnlich, das muss man zugeben. Wut. – Eigentlich erstaunlich im Nachhinein, wenn man bedenkt, welche Wut sich bei den Bonzen und ihren Zuträgern aufgebaut haben musste, – so sie davon Wind bekamen, da sie fühlten, wie ihnen das Heft des Handelns entglitt, und dass ihre ideologisierte Herrschaft absehbar im Mülleimer der Geschichte landen würde.«

»Bei mir verhielt es sich ähnlich«, schloss Oie an. »Umstellt von einem halben Dutzend Stasi-Schnüfflern in der Provinz, und noch mal so vielen in der Zentrale des Künstler-Verbandes, habe ich mich erst sicher gefühlt, als mich Igor Antonow warnte, die Klarnamen dieser Spitzel mitteilte, und den Schutz der Abwehr zusicherte. Dann bin ich offensiv in jedes Gespräch gegangen, in dem sich Künstler-Kollegen über die Entwicklung besorgt zeigten und nach einer Perestroika in der DDR riefen.

Das war vor allem auf dem letzten Verbandskongress des Künstlerverbandes im Jahr achtundachtzig so, – und ich glaube, auch deshalb wurde ich von meinen Kollegen in den Vorstand gewählt.

Da waren dann in der Folge Termine, jede Woche woanders im Lande, – und immer gab es am Rande der

fachlichen Probleme besorgte Gespräche: Wie geht es weiter, wo ist Hoffnung, was kann man konkret unternehmen, um das Gemeinsame, den notwendigen Wandel, in dieser Situation zu stärken?«

»Es ist interessant für mich, davon jetzt im Detail zu hören, von diesem mentalen Aufbruch, parallel zu unseren Operationen, – denn auch darauf hatten wir in unserer Strategie gehofft. Aber, wie gesagt«, erläuterte Bruder Nikolai, »die konspirativen Spielregeln verhinderten, dass die Einen von den Anderen wussten. Deshalb ist eure hintergründige Frage, was Fremdsteuerung war, und was aus eigenem Antrieb geschehen ist, eben nur durch Zeitzeugen sichtbar zu machen, – und dabei will ich euch nach Kräften unterstützen.«

»Was müssen wir dazu wissen, Bruder Nikolai, über die vorliegenden Listen von Igor Antonow hinaus?«, verspürte Oie Wind in den Segeln, bei der weiteren Aufklärung der noch immer kryptischen Hinterlassenschaft des Generals.

»Prinzip war, jeder kennt nur jeweils ein bis zwei weitere Partner in der Abwehr, gewinnt aber möglichst viele fachlich hochkarätige Sympathisanten, mit denen unsere als Zivilisten getarnten Offiziere Kontakt hielten. Die wurden dann auf allen Ebenen zu Einflussagenten der Europäischen Perestroika. Die Listen mit den Kontakt-Adressen sind der einzige Überblick über alle, die dabei waren und – so denke ich – noch lebten, als Igor sie vor seinem Tode zusammengestellt hat. Zu diesen Personen findet ihr nähere Angaben, – Tote sind nur mit Namen verzeichnet.

Wenn ihr genau hinschaut, entdeckt ihr da auch noch die Systematik und die kommunikativen Verbindungen. Nachbarschaft auf der Liste und in den Blöcken heißt gewöhnlich, – sie haben zusammengearbeitet. Die Handvoll Kommandeure natürlich ausgenommen, die wirkten übergreifend.

Genaueres für den deutschen Teil kann euch dann sicher der Oberst der Abwehr, Herbert Gros, berichten. Der lebt meines Wissens noch in Berlin. Er war unter dem Decknamen Gärtner der wichtigste Mann auf eurer Seite und der Partner von Igor Antonow bei der finalen Operation Lichtstrahl, – mit dem Mauerfall am neunten November.

Oberst Gros gehörte übrigens – als Militär in Uniform – auch zu unserer Delegation, die Ende Juli neunundachtzig, mit der ungarischen Abwehr, den optimalen Abschnitt für die Grenzöffnung beim Paneuropäischen-Picknick aussuchte, – damit nichts schief geht. Auch Igor Antonow und ich waren als Zivilisten dabei.

Über den Besuch der deutschen Offiziere, zu diesem Zeitpunkt, an diesem Ort, wundert sich das offizielle Ungarn heute noch.«

»Strategisch. – Erstaunlich, auch das zu hören, – aber was hattet ihr dann in der DDR strategisch geplant und was gelang euch umzusetzen?«, witterte Nussbaum Schlüssel-Informationen.

»Alles stand im Herbst unter Zeitdruck. Wir hatten mit der Grenzöffnung in Ungarn sowie der Abreise der Botschaftsflüchtlinge aus Prag und Warschau die Sache

erfolgreich beschleunigt. Die Anweisung an die Militärführung sowie den KGB, sich in die Verhältnisse in den Bruderländern und besonders der DDR nicht mehr einzumischen, war dabei in unserem strategischen Sinne entscheidend.

Einzige Ausnahme, die sich unbeherrschbar zeigte, war Rumänien: Die schon erwähnte, improvisierte Operation Karpaten-Licht gegen den paranoiden, durchdrehenden rumänischen Kondukator Ceausescu, – das war ein nicht friedlich zu beherrschender Sonderfall und ist eine bedauerliche, blutige Ausnahme. Das Problem mit diesem postkommunistischen Neurotiker begann aber schon vor dem Kreml-Flug.«

»Ceausescu. – Was war mit Ceausescu, der ja mit seinem monarchistisch angehauchten, totalitären System, extrem aus der Art schlug?«, lockte Nussbaum, weil er an Nikolai’s Tonlage fühlte, dass es ihm nicht behagte, über das Thema zu sprechen, denn er winkte auch ab, – doch fing er sich und wurde hart in den Gesichtszügen.

»Der Anfang war harmlos, – so schien es. Wir hatten, aufgrund von Warnungen, zum offiziellen Staatsbesuch Gorbatschows siebenundachtzig in Bukarest, eine eigene gepanzerte Limousine mitgebracht. Das war unter Freunden unüblich und dies verärgerte den Kondukator – den gelernten Schuster – der ja ein hinterhältiger Feind der Perestroika von Anfang an war, heftig. Da war aber sein geschustertes Königreich noch halbwegs in Ordnung, das heißt zahlungsfähig. Er war beleidigt, – vor allem wohl auch,

weil er ahnte, dass wir etwas ahnten.

Als Ceausescu dann, abgewirtschaftet und überschuldet, im September des Wendejahres, als Bettler in Moskau antrat und ihm der Parteichef die bisherigen Vergünstigungen bei den Rohstofflieferungen verweigerte, rastete der Kondukator in dem Vier-Augen-Gespräch aus, brüllte rum, bezichtigte Gorbatschow des Verrats an der kommunistischen Idee und warf mit einer Champagner-Flasche, sodass sich die Sicherheitsoffiziere auf dem Sprung befanden.

Als er rauschend abreiste, wurde er von uns observiert und fluchte, dass er Gorbatschow schon damals, beim Staatsbesuch, hätte abknallen lassen sollen. Das machte uns sicher, dass damals in Bukarest wirklich ein Anschlag geplant war, um die stalinistisch-kommunistische Weltbewegung zu retten.

Unsere Führung kommentierte diese Nachricht mit der Prognose, dass es wohl ein schlimmes Ende nehmen werde mit Ceaucescu. Die Abwehr in Rumänien, die darüber informiert wurde, verstand das dann wohl als Aufforderung, – muss ich mit Bedauern feststellen.«

Bruder Nikolai bekreuzigte sich bei diesem Resümee mehrfach.

»Den Rest kennt ihr wahrscheinlich. Unsere Leute fädelten mit der starken, aber unterdrückten Minderheit der Ungarn in Rumänien, den Aufstand in Timisoare und Bukarest ein. Am Weihnachtstag wurden der Kondukator und seine Königin von den eigenen Leuten, die ihre Spuren

verwischen wollten, liquidiert.

So war das, - alles hängt miteinander zusammen, – die große Geschichte und die kleinen Geschichten, das Schicksal großer Männer und kleiner Leute –, um mit Tolstoi zu sprechen.

Aber verzeih, ich schweife ab Samuel, von deiner Frage nach den Vorgängen bei euch. Entschuldige bitte, aber es war wichtig, weil es der einzige Fall war, der blutig endete, – der in Rumänien.

Berlin, Ostdeutschland, stand nach den wilden, massiven Ausreisen über Ungarn, Prag und Warschau sowie den anhaltenden, sich zuspitzenden, aber friedlichen Montags-Demonstrationen in Leipzig – wo wir ebenfalls die gewaltbereiten Stalinisten ausbremsen mussten – von Woche zu Woche unter höherem Druck. Auch dort war unser Ziel nicht frontal anzugehen, sondern nur konspirativ, – über die Abwehr und unsere Einfluss-Agenten in den fachlichen Eliten des Landes.

Die sechs prominenten Leipziger – unter ihnen dieser berühmte Dirigent – wurden durch einen in der Gruppe, der unser Mann war, zum Aufruf Keine Gewalt geführt, der am Nachmittag über die Lautsprecher der Stadt verlesen wurde.

Die Demonstranten, die bis dahin einen blutigen Rundumschlag nach chinesischem Muster befürchten mussten, – denn das wankende Regime hatte sich massiv darauf vorbereitet, schöpften wieder Hoffnung und verhielten sich absolut friedlich, – und das trotz der sichtbar sprungbereiten, bis an die Zähne bewaffneten Einsatzkräfte.

Damit war an diesem neuralgischen Punkt die Luft raus für die Stalinisten, – der blutige Platz des Himmlischen Friedens, der bis dahin drohte, war für Leipzig dann ausgeschlossen.

Ein weiterer Höhepunkt der Ouvertüre, der Lichtstrahl Operation, im eigentlichen Brennpunkt, in der Hauptstadt des Kalten Krieges Berlin, von der wir witzelten, dass es dort mal - nach dem Krieg – mehr Agenten als Fahrräder gab, war die Groß-Kundgebung auf dem Alexanderplatz am vierten November.

Igor Antonow, der damals wegen der Explosivität der Lage im Aufklärungszentrum Karlshorst war, übermittelte uns eine zivile und uniformierte Bereitschaft in allen Behörden Ost-Berlins. Mit starken Kampf-Verbänden der Bereitschaftspolizei, die in der Nacht zuvor in die Bauten der Ministerien, in der Nähe des Brandenburger Tores und unter den Linden eingesickert waren. Sie sollten bereitstehen, falls sich die Masse der Demonstranten nach der Kundgebung in Richtung Mauer bewegen würde. Nach unseren Informationen hoffte die Stalinisten-Fraktion sehr darauf. Sie hätte mit dem Ausnahmezustand, einer allgemeinen Mobilmachung und der Internierung so genannter Feindlich-Negativen-Kräfte reagiert.

Die Internierungsliste der Staatssicherheit umfasste in der DDR über hunderttausend Bürger und an der Umsetzung dieses Planes – bei Ausrufung des Ausnahmezustandes – hätte sie Gorbatschow erst mal nicht hindern können. Das Kind wäre damit in den Brunnen

gefallen, in Berlin, – mit ihm die Europäische Perestroika. Zwanzig weitere Jahre Kalter Krieg oder das Ende der Zivilisation in einem dritten Weltkrieg wären die absehbaren Folgen gewesen!«

»Unheil: Nicht auszudenken, was dann an Unheil geschehen wäre!«, warf Nussbaum ein.

»Ja, auf dieser Liste der Feindlich-Negativen Kräfte stand auch ich«, erinnerte sich Oie, »und die Informationen von Igor, der von den Internierungs-Vorbereitungen wusste, bereiteten mich, für den Fall der Fälle, mental auf ein Abtauchen vor.«

»Die Demonstranten auf eurem Alexanderplatz taten den lauernden Einsatzkräften aber nicht den Gefallen«, fuhr Nikolai fort. »Sie verhielten sich, bis in die Nacht, heiter-friedlich, gingen nach Hause und hinterließen die sprungbereiten Stalinisten in kulminierender Ratlosigkeit.

Ein paar Tage zuvor war – wie schon in euren Aufzeichnungen erwähnt – der neue Parteichef Krenz in Moskau und bettelte wohl bei Gorbatschow, weil er die Raten seiner Devisen-Schulden im Westen nicht bezahlen konnte. Höhepunkt war die pikante Aufforderung: Wann verteidigen Sie endlich die DDR, – die große ruhmreiche Sowjetunion sei doch deren Vater? Worauf der Generalsekretär wohl nur antwortete, dass er sich jetzt um die Sowjetunion kümmern müsse.

Er warnte die DDR-Führung aber vor der Beteiligung an einem Putsch, von dessen Vorbereitung in Moskau zu hören war, – zu diesem Zeitpunkt schon eine von der Vermutung

zur Gewissheit gewordene Lage. Sie resultierte aus abgefangenen Nachrichten, Truppen-Verschiebungen, Militär-Übungen und einem regen Verkehr der Kuriere unserer Gegner.

Strategisch war uns klar, dass der Auslöser für einen Putsch gegen Gorbatschows Europäische Perestroika innere Unruhen in Ost- Deutschland und Grenzkonflikte an den Grenzen zu West-Berlin sein würden. Die Alt-Stalinisten, in den Kommando-Strukturen der Armeen und Sicherheitsdienste im Ostblock – vor allem der Sowjetunion – warteten auf ein derart auslösendes Ereignis.

Krenz war wohl überrascht, versicherte seine Unschuld, flog aufgeregt zurück, – und versuchte zu retten, was zu retten war. Eine Gewaltlösung hatte ihm Gorbatschow quasi verboten: Das würde ihm und seinen Getreuen, die es gerade an die Fleischtöpfe der Macht geschafft hatten, einen Aufenthalt in Sibirien verschaffen oder Schlimmeres.

Abwarten, dass andere putschen, ging aber auch nicht, – da würde er in einem DDR-Straflager sitzen oder vielleicht gelyncht werden, wenn es schief ging.

Was sollten Krenz und sein Politbüro also tun? Es blieb nur, die innere Lage zu entspannen, indem auf Vorschlag von Gorbatschows Beratern eine bescheidene Reisefreiheit für alle Bürger in Aussicht gestellt wurde, – die gleichzeitig die Kreditbereitschaft der Bundesrepublik befeuern sollte. Da waren sich die DDR-Partei-Fürsten einig und sicher, – so sollte es eigentlich gehen.

Die erste, schnell veröffentlichte Gesetzes-Vorlage wurde

aber, aufgrund ihres restriktiven, obrigkeitsstaatlichen Charakters, von den Bürgern in der Luft zerrissen, – und die Zeit lief davon, auch uns in der Europäischen Perestroika. Deshalb hatten wir wieder eine zielführende Beschleunigung in Vorbereitung.

Igor Antonows Abwehr lancierte, über die vertraulichen Kanäle der sowjetischen Botschaft in Berlin, absichtsvoll neue, brisante Information. Er berichtete, um das verunsichert-orientierungslose Politbüro der DDR im Interesse der Europäischen Perestroika weiter voranzutreiben, und nur darum ging es in diesem Augenblick, von konkreten Vorbereitungen zu einem Putsch.

Die ersten, noch diffusen Informationen zum Plan, den der Militär-Geheimdienst aufklärte, lauteten aus meiner Erinnerung so: Eine Fraktion der Staatssicherheit, mit Teilen des Militärs, die der konterrevolutionären Entwicklung ein Ende setzen wollen, wird durch zivile, bewaffnete Provokateure, in der Nacht vom neunten zum zehnten November, Grenzverletzungen und einen Angriff auf die Sowjetische Garnison in Karlshorst starten. Das soll zur Ausrufung des Ausnahme-Zustandes in Berlin und der gesamten DDR führen.

Daraufhin werden das Grenzregiment und das Wachregiment der Staatssicherheit, in Berlin, das Kommando übernehmen, verstärkt durch Spezial-Einheiten der Bereitschafts-Polizei. In der ganzen DDR, besonders in den wichtigen Bezirksstädten, sollen vorbereitete Spezialkräfte der Armee die Bereitschaftspolizei

unterstützen, um in der heißen Phase keine regulären Truppen einsetzen zu müssen. Der Anschein eines Militärputsches – wie in Polen – sollte um jeden Preis vermieden werden.

Ähnliches planten zur gleichen Zeit Staatssicherheits- und Militärkomitees in Ungarn, in Polen und der CSSR, für die die Aktionen in Berlin das Startsignal sein sollten. In diesen Ländern stationierten Truppen der Sowjet-Armee sollten dann – medienwirksam und deeskalierend – als Retter des Friedens und des Sozialismus eingesetzt werden, – auch um endlich einen Vorwand zu haben, Gorbatschow durch einen Marschall der Sowjet-Armee abzulösen.«

Was das für die letzten zwanzig Jahre in Deutschland bedeutet hätte, huschte in diesem Augenblick wie eine elektrische Entladung schreckhaft durch die Gehirne der Freunde, und Nussbaum bekam seinen Flatterblick, sodass Bruder Nikolai besorgt Tee nachschenkte und dann fortfuhr: »Der Putschplan war – im Kalten Krieg und im Gleichgewicht des Schreckens – die von Konstantin Petrow angesprochene Sicherung des Status quo mit dem Knüppel, mit dem sich auch die Westmächte sehr schnell abgefunden hätten, – denn die Deutsche Einheit hielt damals niemand für wünschenswert und der Verlust des Zugriffes auf Deutschland und seine technologischen Ressourcen, in der Mitte Europas, war eine Horrorvision dieser Politiker.

Ihr könnt euch vorstellen, dass auch viele Funktionäre im

SED -Zentralkomitee, die auf ihren Parteikanälen diskrete Informationen zu dem bevorstehenden Umsturz bekamen, frohlockten. Endlich! – Ein derartiges Ereignis wäre allen Erz-Kommunisten im Ostblock gerade recht gekommen. Viele im KGB, in der sowjetischen Generalität und Nomenklatura bereiteten sich auf derartige Szenarien vor, – sie lauerten darauf, Gorbatschow und seine Perestroika damit zu Fall zu bringen. Das lag seit dem Sommer in der Luft, wir hatten nur noch keine konkreten Beweise, denn ihr wisst, – nichts ist so undurchdringlich wie eine gut organisierte Verschwörung. Aber wir brachten alle Kräfte, die uns zur Verfügung standen, in Stellung, weil wir allem zuvor kommen mussten, – nichts sonst!«

»Der neunte November war dann wirklich das ultimative Datum eurer Gegner, wie es Konstantin Petrow mit der Kanzler-Visite in Warschau politisch eingeordnet hat?« warf Nussbaum ein.

»Ja so war es, – über das Zeitfenster für den Putsch, haben wir seit dem Sommer gerätselt. Das Heft des Handelns ist ja immer in Händen derer, die angreifen und damit den offensiven Vorteil nutzen. Auf diesen Angriff musst du vorbereitet sein, – egal, wann die starten.

Aber dann ergab sich doch eine verblüffend logische Kette geschichtlicher und diplomatischer Indizien, die uns sicher machte, dass es dieser Tag sein würde. Eine deutsche Kette gewissermaßen, denn in Berlin sollte die Aktion ja starten und quasi die Initialzündung für den Umsturz im Ostblock werden, – soviel war klar.

Die ostdeutschen Genossen Putschisten wollten strategisch, so sah ich es anfangs, – für den Fall, dass es gelingt, und auch dass was schief geht – in der deutschen Geschichte abtauchen. Jeder Putsch gegen das Volk ist ja a priori anrüchig. Dieser neunte November soll so ein bedeutungsschwerer Tag sein bei euch – die Reichs-Pogromnacht ist wohl so ein Ereignis?«

»Republik. – Auch die Gründung der Republik nach dem Ersten Weltkrieg«, warf Nussbaum ein.

»Und die Ausrufung der sozialistischen Republik durch Liebknecht, am gleichen Tag, – und auch der Putschversuch von Adolf dem Letzten, dem Österreicher, in München, – fünf Jahre später«, ergänzte Oie. »Da liegen einige Wurzeln, die zu Ausgangspunkten späteren Unheils wurden. – Das hätte den Putschisten eigentlich zu denken geben müssen, Nikolai.«

»Ja, wenn alle so abergläubisch gewesen wären, wie wir Russen. Da war aber noch etwas viel Wichtigeres. Der damit korrelierende, strategische Hauptgrund war wirklich ein anderer«, spann der Mönch den Faden aus. »Es war dieser von Konstantin Petrow erwähnte Staats-Besuch des Deutschen Kanzlers, mit großem Tross, in Polen, der am neunten November startete und wie jeder Staats-Termin langfristig festgezurrt war.

Damit haben unsere Gegner kalkuliert, denn bei jedem blutigen, erfolgreichen Putsch in der Geschichte, geht es um die ersten Stunden und Tage: Da wird durchgegriffen, da gibt es das große Blut-Bad, da werden die Fakten

geschaffen, – im Lande und diplomatisch.

Und gerade da befindet sich Kanzler Kohl, der Haupt-Betroffene, der nach eigenem Verständnis Vertreter aller Deutschen, der Repräsentant und Regierungschef des wichtigsten NATO-Partners am Eisernen Vorhang, quasi unter Hausarrest in Warschau. Natürlich nur zu seiner eigenen Sicherheit. Natürlich auch, weil der Luftraum gesperrt ist und alle Kommunikationsverbindungen gekappt sind, – so hätten es die Putschisten diplomatisch begründen können.

Auch der polnische Präsident Jaruzelski wäre dann als Ansprechpartner nicht mehr vorhanden gewesen, denn er war ja, als ein Freund Gorbatschows, der Kopf des polnischen Wandels und auch der Operation Morgenlicht in dieser Europäischen Perestroika. Der wäre sofort, blutig oder unblutig, von der Bildfläche verschwunden.

Kanzler Kohl im Vakuum – als Faustpfand zum Vorteil der Putschisten –, das sollte der konspirative Geniestreich sein. Alles auf Null, das war der Plan der Gorbatschow-Gegner. Ein Marschall wird sowjetischer Partei-Chef, und die Komitees zur Rettung des Friedens und des Sozialismus hätten im ganzen Ostblock mit dem Ausnahmezustand durchregiert, – eine weitere Eskalation des Kalten Krieges zwischen Ost und West in Kauf nehmend.

Der Westen hätte – wie immer – mit weiteren Sanktionen gedroht, wäre aber froh gewesen, dass die Lage nicht eskaliert und er seinen Vasallen-Kanzler Kohl unbeschadet wieder bekommt, – nach ein paar Tagen, ausgereist über

Schweden.

Niemand wäre inzwischen aufmarschiert und hätte einen Krieg begonnen, denn alle Machthaber liebten den Status quo und ihre gesicherten Rollen im Spiel der Mächte. Vor allem fürchteten alle Politiker und Strategen unkontrollierbare Ereignisse, besonders den ganz großen atomaren Knall.«

»Das klingt ungeheuerlich, aber strategisch perfekt, muss man sagen. Du hast recht Nikolai, – die NATO wäre sicher nicht losgeflogen, nur um den Bundeskanzler rauszuhauen.

Doch wie konntet ihr dem begegnen, wie lief es dann in Berlin weiter?«, versuchte Oie den Spannungen dieser Tage nachzufühlen.

»Mit unseren streng geheimen, jeden Tag präziseren Informationen aus der Sowjetischen Botschaft zum drohenden Putsch, erzeugten wir das mentale Klima im regierenden, verunsicherten Funktionärsapparat des Politbüros in Berlin.

Wir sorgten auf den Punkt dafür, dass auf der abendlichen Pressekonferenz in Berlin die Notbremse gezogen wird, indem die Grenzübergänge als sofort und unverzüglich offen erklärt werden, – bevor die Mauerspringer oder irgendwer ein Unheil auslösen konnten. Dafür sahen einige Genossen des Politbüros, durch unsere Warnungen, ein letztes, ultimatives Zeitfenster, – eben in dieser Nacht des neunten November.

Als wir dann, mithilfe manch ahnungsloser Grenz-Offiziere, die Schranken der Übergänge öffnen ließen, war

es geschafft. Jeder möglichen Provokation, jedem Umsturz, jedem Zurückdrehen des Rades der Geschichte war der Initial-Zünder gezogen.

Vor allem hatten wir mit dieser Aktion die gewünschte Beschleunigung der Europäischen Perestroika erreicht, – und deren Unumkehrbarkeit durch die friedlich feiernden Besucher, bei ihren deutschen Landsleuten hinter Mauer und Stacheldraht.«

»Druck. – Das klingt schon faszinierend, aber gab es keine Sorge, dass Gorbatschow durch Hilferufe aus Ostberlin noch mal politisch unter Druck gerät?«, zweifelte Nussbaum.

»Nein, Moskau, die Führung um Gorbatschow, war in diesen Stunden natürlich nicht zu erreichen, denn was sollte man noch bereden? Außerdem, – die wichtigsten Leute im DDR-Politbüro wussten, worum es ging und die Führung von KGB und Staatssicherheit hätte als Letzte im Kreml angerufen, – denn sie mussten sich ertappt fühlen.

Auch hatten wir die zum Putsch und für den Marsch auf Berlin vorgesehenen Sonder-Einheiten, die seit Anfang November in Alarmbereitschaft lagen, durch Spezialeinsatzkräfte unseres Militär-Geheimdienstes blockieren lassen. Unsere fliegende Kavallerie, das Hubschrauber-Geschwader REB, in Rechlin-Lärz an der Müritz, und unsere Spezialeinheit Speznas, der zwölften Verwaltung Spionageabwehr, standen zur Niederschlagung von Blitz-Aktionen unserer Gegner bereit.

Auch damit war die Luft raus aus der explosiven Lage, –

und die Welt am nächsten Tag in der euphorischen Hoffnung, wie wir es uns für die Europäische Perestroika immer gewünscht hatten, – und auch so dringend brauchten.«

»Ja, ich erinnere mich an diesen Tag und kann mir damit jetzt Igors Verhalten erklären«, fügte Oie nachdenklich hinzu. »Als Kopf der Aktion hatte er sicher einen Restzweifel, ob die Beschleunigung funktioniert, und schickte mich deshalb am neunten November in mein Atelier nach Mecklenburg. Dort sollte ich Verbindungen zu einem Offizier der Abwehr, einem Oberst im Stab des Militärbezirkes Nord aufnehmen, – der sich sehr beunruhigt über die Lage zeigte, denn er kannte die Vorbereitungen der Sonder-Einheiten für den Marsch auf Berlin. Dem übermittelte ich als Kurier letzte Informationen und Codes Igor Antonows.

Auf meiner Fahrt entlang der Fernverkehrsstraße von Berlin nach Norden schaute übrigens, zwischen Fürstenberg und Neustrelitz, aus jedem Waldweg ein Panzer der Sowjet-Armee heraus. Das stimmte mich und den Offizier der Abwehr, dem ich davon berichten konnte, etwas ruhiger. Später erfuhr ich, dass alle wichtigen Straßen nach Berlin in dieser Weise vorbeugend überwacht wurden, um sie notfalls vor nach Berlin kommandierten Sonder-Einheiten blockieren zu können.

Für den Fall, dass die Ereignisse bei der Maueröffnung aus dem Ruder laufen sollten, und die Mobilmachung verkündet wurde, hatte ich, unter anderem Namen, den

Einberufungsbefehl-M nach Alt-Rehse am Tollense-See in der Tasche, um von der Bildfläche zu verschwinden und der Internierung zu entgehen. Dort war ein Terrain geheimster Stabsbunker der Kommandostruktur des Militärbezirkes-Nord mit dem Decknamen Sadownik, – habe ich viele Jahre später erfahren. Warum Igor mich gerade in einer Höhle des Löwen verschwinden lassen wollte, ist mir allerdings bis heute ein Rätsel.«

»Vielleicht weil die Schakale der Stasi immer einen großen Bogen um Löwenhöhlen machten, Oie«, warf Nussbaum ein.

»Endspiel. – Mich hat er schon Tage vor dem Endspiel der Maueröffnung in seinen Dienstsitz nach Karlshorst kommandieren lassen. Da war Hektik und ein Betrieb wie beim Herbstmanöver. Ich hatte rund um die Uhr Verbindungen zu Einheiten der Militär-Geheimdienste in allen Ländern, in denen Sowjet-Truppen stationiert waren, zu sichern.

Spurenbeseitigung. – Wenn ich mal ein paar Stunden auf dem Feldbett ausruhen konnte, kamen mir so meine Zweifel und ich rechnete dann schon mit allem, denn die ganze Zeit arbeitete ich allein an einem Krypto-Computer, – betreut und bewacht von einem mir unbekannten, schweigsamen Major. Der war, so sehe ich es heute, im Crash-Fall sicher für die Beseitigung aller Spuren zuständig, – und sah so aus, als würde er keinen Augenblick zögern.

Aus der Hektik und Hochspannung wurde dann aber schnell große Freude über die friedliche Entwicklung bei

den Kameraden, – und ich konnte nach einer Woche glücklich zu meiner Familie zurück.

Berlin. – Ganz Berlin war damals aus dem Häuschen und meine Frau erzählte mir stundenlang, was sie so alles erfahren hatte, rund um die Maueröffnung. Das halbe Krankenhaus rannte ja in jeder freien Stunde zum Schaulaufen nach West-Berlin. Sie wunderte sich nur darüber, wie uninformiert und unbeteiligt ich mich gab, – und wie unausgeschlafen ich war.

Hintergründe. – Von der Dimension der Hintergründe, die du schilderst, Nikolai, hatte man damals keine Ahnung und erst jetzt wird klar, was das für den großen Frieden Europas bedeutet. – Alles!«

»Ja, so war das«, freute sich Oberst Nikolai Ossipow – Bruder Nikolai in Erinnerung: »Mit beherzten chirurgischen Schnitten haben wir Russland und die Länder des Ostens aus der Konfrontation befreit, die roten Machthaber abgeschüttelt und ihre Kettenhunde ausgeschaltet. Wir hatten dabei das Glück des Tüchtigen, sagte ich damals.

Heute sage ich: Wir hatten den Segen Gottes, weil wir der Menschheit die Hoffnung auf Frieden wiedergaben. Das war nach der jahrzehntelangen Kraftmeierei der Großmächte eigentlich nicht mehr denkbar. Die Welt saß ja, bis zu diesem Tag der Maueröffnung, auf einem Pulverfass mit brennender Lunte. Jetzt sahen alle Menschen, dass ihre Hoffnungen, durch Gorbatschows Politik, Realität werden konnten. Das erklärt die emotionalen Aufwallungen der Europäer bei seinen Staats-Besuchen in der Zeit danach,

wenn ihr an Deutschland oder Italien denkt.

In Mailand, wo ich dann seinen Personenschutz kommandierte, feierten ihn die Bürger wie einen Erlöser, wohl, weil sie fühlten, dass bei einem großen Krieg – den er durch seine Initiativen nun ausgeschlossen hatte – auch ihr schönes Land in Schutt und Asche gesunken wäre, denn es war ja voller amerikanischer Raketen- und Bomber-Stützpunkte.«

Ein fasziniertes, beeindrucktes Schweigen lag im Raum, bis es Nussbaum hinter der Kamera aufhob: »Putin? – Eine aktuelle Frage bewegt mich noch, wenn ich die Entwicklung in den letzten fünfundzwanzig Jahren sehe, was ihr geplant habt und was letztendlich geblieben ist, – hat Putin eine Rolle gespielt?«

Bruder Nikolai nickte schweigend und sagte dann: »Gewiss doch, wenn du siehst, wie er seit Jelzin das Chaos bekämpft hat und Russland führt, – zu Recht und Gesetz. Auch wenn es da noch sehr viel zu tun gibt, denn ihr kennt ja den alten Spruch: Russland ist groß und der Zar ist weit. Westliche Maßstäbe von Demokratie waren und sind in dieser Umbruchsituation nicht hilfreich. Dazu braucht es Geduld über Generationen.

Aber du fragst nach seiner Beteiligung bei unseren Operationen damals. Nur soviel, denn über lebende Personen rede ich nicht im Detail: Er ist als erfahrener Offizier Mitte der Achtzigerjahre nach Dresden kommandiert

worden, der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland zugeordnet, – das sagt alles. Quasi zur Tarnung war er noch ein Chef der Deutsch-Sowjetischen-Freundschafts-Organisation. Germanophil und ein Freund Goethes, hatte er damit beste Verbindungen in die deutsche Bevölkerung. Eine prächtige Position, um weitere Einflussagenten aus allen Kreisen der fachlichen Eliten zu gewinnen, das muss man zugeben, – und das war wichtig.

Wir suchten uns immer die fähigsten Köpfe aus, die mit Anstand, Haltung, Disziplin, strategischem Verstand und taktischer Kreativität. Wir haben ihn damals genau beobachtet, wie er agiert, mit wem er sich umgibt und was ihn sonst so beschäftigt. Er war schon eine Ausnahmeerscheinung, die ihre mentale Stärke aus einer großen Bildung und der Philosophie asiatischer Kampfkünste bezog, – Sambo, Judo und dergleichen. Ihr findet ihn jedoch nicht auf der russischen Liste Igor Antonows, – weil ihr dort keinen noch Aktiven finden werdet. Auch wäre es vergebens, im Kreml anzuklopfen und um ein Gespräch in dieser Sache nachzusuchen.

Aber soviel noch: Er organisierte damals für uns den informellen Austausch zwischen dem Chef der Auslands-Aufklärung des KGB Krjutschkow und führenden Persönlichkeiten der DDR – aus Wirtschaft, Wissenschaft und Politik – bei diesem berühmten Physiker auf dem Weißen Hirsch in Dresden. Damals war ein Führungswechsel in der DDR aber nur noch scheinbar eine Option. Wir suchten das Gespräch vor allem, um uns nicht

hinterher vorwerfen zu lassen, die Sowjetische Seite hätte nicht nach Lösungen und Alternativen Ausschau gehalten. Aber die Mielke-Honecker-Fraktion in Berlin saß so fest im Parteisattel und die anwesenden alternativen Genossen waren so kleinmütig-zögerlich, dass das herauskam, was wir eigentlich erwarteten: - Nichts Konkretes.

Ich war in der Zeit, als die Ereignisse in der DDR kulminierten, aber weit weg in Moskau, kenne also wenig weitere Details. Sicher weiß Oberst Herbert Gros von der Liste mehr, der in Deutschland an der Seite Igor Antonows alles organisiert und hautnah erlebt hat. Den solltet ihr auf jeden Fall noch aufsuchen in dieser Sache.«

»General Wolf. – Noch eine letzte Frage, Bruder Nikolai«, ließ Nussbaum nicht locker. »Was war mit Stasi-General Wolf, der ja mit Igor Antonow befreundet war, – so habe ich gelesen. Warum war der nicht dabei?«

»Ein brisantes Thema, wie ich mich erinnere: Der Hauptgrund war, er fürchtete aufgrund der Erfahrungen seiner Familie, bei den stalinistischen Säuberungen im Moskau der Dreißigerjahre, ein blutiges Ende in der DDR und nahm rechtzeitig, im Jahr sechsundachtzig, seinen Abschied, – um sich um sein schriftstellerisches Werk und das Erbe seines Bruders, des berühmten Regisseurs, zu kümmern, – wie es hieß.

Er war schon von Interesse für die Abwehr, am Beginn der Perestroika, und sollte nach den Vorstellungen einiger ostdeutscher Genossen, in einer Perestroika-DDR Parteichef werden, – mit Modrow als Ministerpräsident. Wir schätzten

seine Haltung bis dahin und seinen IQ, – sagt man wohl. Das, obwohl er lange im Verdacht stand, dass die Aufmarschpläne der Ägypter im Sechs-Tage-Krieg über ihn an die Israelis durchgesickert sind, – was man ihm aber nie beweisen konnte.

Als wir ihn dann aber, auf seiner Schwedenreise sechsundachtzig, mit einem uns bekannten Agenten des Israelischen Militär-Geheimdienstes Aman sahen, war klar, dass er ein Sicherheits-Risiko war. Was Aman oder Mossad wissen, wissen am nächsten Tag die Börsenhaie und die Amerikaner, – das wäre der Offenbarungseid gewesen, und eine hemmungslose Spekulation gegen die Wirtschaft des Ostblocks hätte einsetzen können, wenn auch nur etwas von den Licht Operationen und der damit bevorstehenden Wende, bekannt geworden wäre.

Deshalb kann man bei General Wolf, in der Erinnerung, eigentlich nur sagen: Vorsicht, – Blut ist immer dicker als Wasser! Auch wurde er nach seinem offiziellen Ausscheiden als General, aus dem Dienst bei der Staatssicherheit, von denen argwöhnisch überwacht. Wir haben ihn deshalb präventiv von allen Informationen abgeschnitten und er erlebte meines Wissens die Maueröffnung, mit Erstaunen, auf einer abendlichen Dichterlesung, in Potsdam.

Das war auch seine fühlbare Berufung, – aus dieser Familie von Künstlern stammend. Was ich von ihm so lesen konnte, hat mir gefallen, – bis auf die politische Leisetreterei und diese Plattitüde, dass Gorbatschow die DDR der NATO überlassen habe, was er eigentlich, bei seiner Intelligenz,

nach der klaren Wende, nicht mehr nötig hatte. Er kannte ja den katastrophalen Zustand von Wirtschaft und Gesellschaft in der DDR, aus seiner Geheimdienstzeit bestens. Er wusste, der finanzielle und wirtschaftliche Offenbarungseid ist unvermeidlich, weil all die Probleme – auch mit seiner Hilfe – solange ignoriert und verschleppt wurden. Diese finale Ausweglosigkeit des Systems ist einem jedoch nur in Konsequenz bewusst, wenn man am produktiven Leben der Gesellschaft noch teilnimmt, – nicht wenn man, ideologisch abgepolstert und privilegiert, ein Leben mit Rundumversorgung führt.

Aber mit dieser Familien-Biografie sitzt dir sicher lebenslang die Angst in den Knochen, die dann wieder Schuldkomplexe und eigenes Versagen nach sich zieht.«

Bruder Nikolai trank Tee und hatte wohl seine Müdigkeit überwunden, sodass Nussbaum erneut die Chance fühlte, nachzugraben: »Wie habt ihr die Licht-Operationen abgeschlossen und wie ging es für dich persönlich weiter?«

»Dazu habe ich ja schon gestern was gesagt, – zu meiner gesundheitlichen Krise nach dem Putsch gegen Gorbatschow und Jelzins Machtergreifung, dem Auftakt zu Chaos und Ausverkauf an die internationalen Spekulanten. Das war eine unerträglich harte Zeit.

Zuvor haben wir aber noch ganze Arbeit leisten können, möchte ich hier sagen, für alle, die daran beteiligt waren. Maßgeblich auch unser Chef und Igor Antonow. Es waren die nachrichtendienstlichen und militärischen Rahmenbedingungen für den Abzug der sowjetischen

Truppen aus Deutschland, als Eckpfeiler der Zwei-plus-Vier–Verträge zur Deutschen Einheit.

Eine wesentliche Bedingung, die wir durchsetzten, war die diskrete Auflösung eures Militär-Geheimdienstes der NVA und die vollständige Vernichtung aller personellen und operativen Unterlagen, im Sommer vor der deutschen Einheit. Wir wollten auf diese Weise keine Rückschlüsse auf Militär-Interna der Sowjetunion zulassen, – auf Struktur, Bewaffnung, Personal und operative Hintergründe in Zeiten des Kalten Krieges.«

»Das ist euch ja auch perfekt gelungen, wenn ich die letzten zwanzig Jahre sehe«, hakte Oie ein. »Ohne den Brief Igor Antonows sowie den Auskünften von Beteiligten wäre uns nichts von den Licht Operationen und diesen fundamentalen Zusammenhängen in der Europäischen Perestroika bekannt geworden.«

Bruder Nikolai reckte sich und stöhnte hörbar auf: »Ach wisst ihr, ich bin mir da nicht so sicher, ob das alles wirklich zum Frieden unter den Menschen beiträgt, – oder dem Zwist neuerlich Nahrung gibt? Die Jagd auf ehemalige Mitarbeiter und Einfluss-Agenten der Geheimdienste, besonders der Staatssicherheit, von der man aus Polen, der Tschechei oder auch bei euch hört, verheißt nichts Gutes.

Unsere Leute sind ja bisher kaum davon betroffen und eigentlich müsste es uns Genugtuung sein, wenn die ehemaligen Gegner in der politischen Polizei Rechenschaft ablegen müssen. Aber wie das geschieht – pauschal mit Verdächtigungen, Unterstellungen und Vorverurteilungen,

wo jeder Einzelne für alles Unrecht des Systems in dieser Zeit verantwortlich gemacht wird –, das ist unwürdig und zutiefst unchristlich. Damit treten wir schon wieder fundamentale Grundwerte von Rechtsstaatlichkeit und menschlichem Zusammenleben mit Füßen.

Wenn man aufrichtig Bilanz zieht, so waren vertrauliche Informationen aus der Bevölkerung, unter den Bedingungen des Kalten Krieges, für beide Seiten existenziell und haben dazu beigetragen, die große Katastrophe eines Dritten Weltkrieges zu verhindern. Das war doch Teil der inneren und äußeren Stabilität, – im Gleichgewicht des Schreckens, den wir nun glücklich überwunden haben. Informationelle, vertrauliche Zusammenarbeit mit den Geheimdiensten zu verteufeln, heißt dann ehrlicherweise auch die Legionen von IM des BND, des Verfassungsschutzes und der westlichen Dienste an den Pranger zu stellen.«

»Legionen?«, warf Oie erstaunt ein, »außerdem heißen die im Westen V-Leute.«

»Ja, doch, – auch wenn sie anders heißen. So war es und so haben wir im Vorfeld der Zwei-plus-Vier Verträge eine Übersicht erarbeitet, die auf Namen und Zahlen basierte, die unsere Leute in den westlichen Diensten mitgeschnitten haben. Wir hatten ja in der Spitze aller westlichen Dienste unsere Quellen. Da kamen Zahlen zusammen, die für die angeblich freieste aller Bundesrepubliken nur peinlich sein konnten, die dann unsere Verhandlungspartner aufhorchen und zurückzucken ließen.

Wir waren damals etwas blauäugig, gebe ich heute zu,

wollten Frieden, Freundschaft und schnell eine umfassende wirtschaftliche Kooperation mit dem neuen, vereinigten Deutschland, – und verzichteten deshalb darauf, diesen Spaltpilz als Hebel oder gar zur mentalen Züchtigung der Bundes-Deutschen einzusetzen.«

»Transatlantisch. – Frieden und Freundschaft mit einer transatlantisch dressierten und vom Großkapital gesteuerten Herrschaftskaste? Da wart ihr wirklich naiv!«

»Ja, Samuel, aber wir hatten die langjährige deutsch-sowjetische Freundschaft im Hinterkopf und dachten die Ost-Deutschen würden das in den Einigungsprozess einbringen können. Unsere Hoffnung, dass die dann entscheidenden Politiker auf deutscher Seite das auch so sähen, hat sich leider nicht erfüllt, denn zu viele transatlantische Scharfmacher profitierten persönlich davon.«

»Gewarnt. – Ja, das war enttäuschend, und wichtige Leute haben zur Zeit der Wende davor gewarnt«, bestätigte Nussbaum. »Selbst ernannte Rache-Engel, schnell gewendete Karrieristen und Medien-Haie spalten seit zwanzig Jahren, statt unser Volk und Europa zu versöhnen, – denn in den Zeiten des Kalten Krieges wurde das Wenigste von den Deutschen oder den Bürgern der anderen besetzten Länder selbst bestimmt. Mit inquisitorischer Attitüde beherrschen diese Rache-Engel jetzt den öffentlichen Diskurs, – vor allem bei uns, im Osten Deutschlands.«

Bruder Nikolai, dem ein Anflug von Leid tiefe Falten ins Gesicht zog, seufzte: »Das haben wir nicht gewollt, und wir

hätten dem einen Riegel vorschieben können, wenn wir geahnt hätten, wie sehr dieser Teil der Geschichte benutzt und aufgeblasen wird, um wieder einmal den Frieden und die Zusammenarbeit unter den gutwilligen, aufrichtigen und produktiven Menschen zu torpedieren. Das gilt vor allem für die Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Russland, – die immer noch unter den von der Finanzmarkt-Mafia absichtsvoll gepflegten Schwarz-Weiß-Schablonen des Kalten Krieges leidet.«

»Zahlen. – Ekelhaft ist das für mich, Bruder Nikolai. Aber die von dir erwähnten Zahlen interessieren mein statistisches Gehirn dann doch«, konnte sich Nussbaum nicht verkneifen, weiter zu bohren.

»Mein Gedächtnis ist sicher nicht mehr ganz so präzise wie deines Samuel, aber die Größenordnung habe ich noch im Kopf, und die Dateien mit Namen und Adressen liegen in unserem Moskauer Militär-Archiv, – für alle Zeiten: Für BND, MAD und Verfassungsschutz der Bundesrepublik waren es in Zeiten des Kalten Krieges fast eine Million konspirativ-informelle Quellen und für die Dienste der Westmächte noch einmal etwa eine halbe Million informeller deutscher Mitarbeiter, – zur Wendezeit waren davon noch etwa eine viertel Million aktiv. Das spiegelt doch die gewaltige Angst des Westens und besonders der West-Deutschen wieder, in einem Moment der Schwäche – und derer gab es viele, in Wirtschafts- und Staatskrisen, auch der Verbündeten – vom Osten überrollt zu werden.

Aber so war das im Kalten Krieg. Jede Seite hat möglichst

viele Sicherungen eingebaut, wollte alle Gegner, alle Schläfer, alle Spione und Diversanten möglichst präventiv aufklären. Wer sich gewerkschaftlich oder politisch links engagierte, Korrespondenz mit Ost-Bürgern hatte, Verwandte im Osten besuchte, Städte- Partnerschaften oder sportlichen Wettbewerb anschieben wollte, landete im Register der West-Dienste und wurde von V-Leuten intensiv bespitzelt. Letztendlich hat aber auch das dazu beigetragen, einen finalen, vernichtenden heißen Krieg zu verhindern.

Ihr Deutschen wart ja – bei allem Bündnis-Geschwafel – nichts als Faustpfand und Geiseln beider Machtblöcke. Ein menschlicher Puffer, – oder auch einkalkuliertes Kanonenfutter eines Dritten Weltkrieges, wenn man es nüchtern und zynisch betrachtet.«

Eine Weile war Schweigen, sie tranken Tee und jeder streckte sich, die Anspannung der letzten Stunde abzustreifen, – bis Nussbaum in seinem unendlichen Bedarf an Fakten erneut ansetzte:

»Geheimdienste. – Wie siehst du die künftigen Entwicklungen, Nikolai? Konstantin Petrow hat ja schon einige höchst brisante Aussagen getätigt, wie du im Film sicher bemerkt hast, – besonders, wohin driften die Geheimdienste, wenn dich das noch interessiert?«

»Ja, Samuel, davon kommt man nicht los, – ist aber froh, nicht mehr dabei zu sein. Wohin die Dienste heute driften, macht mich schaudern, wenn ich das lese, von Zeit zu Zeit.

Ich lese von Bienen in der Suchtfalle in einer deutschen Zeitschrift – über den Versuch, Bienen süchtig zu machen, als Vorstufen Richtung Mensch, – damit man sie mit wohldosierten Glücklichmachern im Futter jederzeit an der Kandare hat. Regime mit Allmachts-Fantasien brauchen sanfte Instrumente der Herrschaft für die Zukunft. Sanft, aber auch schmerzhaft, für die, die aus der Reihe tanzen, – oder auch nur aus der Reihe denken. Diese Versuche sind nicht neu, betrafen bisher jedoch nur das Militär. Selbst die Sowjet-Armee hat im Afghanistan-Krieg Suchtmittel eingesetzt, zum Aufputschen der eigenen Leute und bei Kombattanten, – um die bei der Stange zu halten.

Es ist eine durch die Forschung gerade bestätigte Erkenntnis, die wir auch im Tierreich sehen können: Ein Schuss Angst – auch der vor Entzug – kann im Menschen Energien freisetzen, die für Spitzenleistungen erforderlich sind. In der Angst zeigt sich die Möglichkeit der Freiheit, sagt der Philosoph Kierkegaard. Aus diesem Grund sind kreative Menschen, die zu Ängstlichkeit neigen, zwar nicht glücklicher, – aber oft emotionaler, leidenschaftlicher und ausdrucksstärker als andere. Es ist auch kein Zufall, dass das Publikum besonders jene liebt, die ein bisschen neurotisch und ängstlich sind, – weil sie ein wenig das Spiegelbild unserer Selbst sind.

Angst ist ein Raketentreibstoff für Erfolg, – so kann man selbst aus einer Angst Hoffnung schöpfen, Dinge grundsätzlich zu ändern. Das predige ich auch den Gläubigen in der Messe und warne gleichzeitig: Die

Gesellschaften, die das übertreiben, die nur noch den Angst gesteuerten Wettbewerb der Individuen kennen, werden an ihren unbeherrschbaren Neurosen kollabieren.

Warum findet sich in der Weisheit der Bergpredigt nichts vom Gegeneinander, wie die westliche Geld-Kultur freien Wettbewerb versteht? – Weil er damit zu einer Wurzel des Übels wird, das in seiner Konsequenz gegen die Menschlichkeit steht, die Wahrhaftigkeit und die Nächstenliebe. Es ist der Anfang vom Ende der Solidarität. – Das ist meine Bilanz und meine Besorgnis.

Und ein zweites Phänomen sehe ich: Die mittlerweile zu beobachtende Konzentration der Geheimdienste aller Länder auf den Terrorismus, reagiert nur auf Tatsachen, die Politik und Dienste selbst geschaffen haben. Der Terrorismus, zur Rechtfertigung der Geheimdienste in deren Sinn-Krise, kommt gerade recht, denn die Welt der Satelliten-Daten und des Internets hat den traditionellen Geheimdienst weitgehend überflüssig gemacht. Es gibt keine Geheimnisse mehr, wie Wikileaks beweist und jeder hoch auflösende Spionage-Satellit. Die Genossen von der unsichtbaren Front sind in Satelliten-Aufklärungszentren, digitale Netze und die Welt der Server abgewandert. Sie betreiben Daten-Staubsauger, sie unterhalten riesige Analyse-Zentren, sie hacken, sie legen falsche Fährten, – und sie knacken vor allem börsenrelevante Nachrichten und Industrie-Know-how. Rekrutiert wird daher nicht mehr der eiskalte Agent, sondern der konspirative, geniale Tüftler und Wissenschaftler mit strategischem Weitblick.

Besondere Sorge macht mir aber die heraufziehende Herrschaft der spekulativen Algorithmen, die seit der Implementierung der Spiel-Theorie in die zunehmend automatisierten Entscheidungsprozesse wächst, – davon verstehst du doch was als Mathematiker, Samuel?«

»Spieltheorie. – Aber klar doch, die ist doch im Kalten Krieg entstanden, in dem beide Seiten glaubten, es sei systemischer Schwachsinn und der unabwendbare Untergang, an etwas anderes zu denken als den eigenen Vorteil. Diese Spieltheorie dient jetzt vor allem zur Simulation und Manipulation automatisierter Entscheidungsprozesse in der so genannten Finanz-Industrie, mit zum Teil schon verheerenden Folgen auf eine gesunde, berechenbare Wirtschaftsentwicklung, – jedenfalls habe ich Jelisaweta Kusnezowa so verstanden.«

»Nicht nur dort, auch bei den Diensten ist diese Automatisierung der Datenerhebung und Auswertung – im Internet, mit Echolon und den Prism-Programmen – durch die NSA und andere Dienste, eine Vorstufe und beunruhigende Dimension totalitärer Machtentwicklung, zum Schaden demokratischer Bürgergesellschaft.

Wozu braucht ein spezialisierter Dienst wie die NSA vierzigtausend Mitarbeiter, wo doch gleichzeitig über ein Dutzend weiterer amerikanischer Dienste weltweit unterwegs sind? Wozu planen sie in Utah Server-Farmen, die das Vierhundertfache des menschlichen Wissens speichern können? Wenn sie alle weltweiten Telefonate, alle Mails, alle Suchanfragen im Netz, alle Überweisungen und Buchungen

speichern und mit immer raffinierteren Algorithmen filtern, wem dient das? Der Sicherheit der Bürger, – oder vielmehr der Sicherheit ihrer Macht über die Bürger? Obwohl das der vierte Zusatzartikel zur amerikanischen Verfassung strikt verbietet, – wenn ich mich recht erinnere.

Vor allem aber – so hört man von unseren Quellen – werten schon diverse spezialisierte Firmen der Dienste, im Auftrag der Finanzmarkt-Mafia, diesen weltweiten Datenraub aus. Die Ergebnisse in Echtzeit sind für die großen Banken und ausgewählte Spekulanten von ungeheurem Interesse, denn in der Finanz-Industrie zählt nur eins: Der Informations-Vorsprung. Daraus lassen sich an den Börsen täglich und leistungsfrei Milliarden Gewinne generieren. Die Macht des Dollars und die Hälfte der Staats-Einnahmen der USA und Britanniens basieren auf diesem IT-Imperialismus, wie es Lisa Kusnezowa in eurem Film schon ansprach. Diese Mafia bezahlt schon heute über hundert Firmen, die mit ihren Algorithmen krakenhaft die Datenwelt durchschnüffeln, nicht nur auf der Suche nach Spekulationsprofit, sondern auch nach praktischer, technologischer Innovation, – zu der sie selbst, aus Investitionsmangel, schon lange nicht mehr in der Lage sind. Industriespionage im großen Stil ist eine zerstörerische Verwerfung, – in einer Welt, die eigentlich auf Vertrauen, Zusammenarbeit und den Abbau von Spannungen angewiesen ist.

Wenn die Völker der Welt nichts dagegen tun, und sich weiter von den politischen Vertretern der großen Finanz-

Imperien einlullen, korumpieren oder erpressen lassen, besteht die extreme Gefahr, dass sich diese angloamerikanische Finanzmarkt-Mafia vollständig mit der globalen Sicherheitsindustrie verbindet, – und weltweit die demokratischen Institutionen aushebelt.

Das alles, meine Freunde, kommt mir in der Erinnerung vor, wie der Sicherheitsapparat, in der Endzeit der großen Sowjetunion, der mit ähnlichen Mitteln der Industrie-Spionage versuchte, den wirtschaftlichen Absturz aufzuhalten, – damals allerdings auf Steinzeit-Niveau, wenn man es mit den heutigen Möglichkeiten der Informations-Technologie vergleicht.

Wir in der Abwehr waren dagegen rational bilanzierende Idealisten, – so kann ich es rückblickend und mit Befriedigung sagen. Mit unserer Kaskade der Licht Operationen zur Beendigung des Kalten Krieges, zum Fall des Eisernen Vorhanges und zur Förderung demokratischer Bürgergesellschaften, waren wir auf völlig neue Weise der Zeit voraus, – denn wir haben damit die Herrschaft der unheiligen Rüstungswirtschaft, der Ideologen und ihrer politischen Polizei über die Zivilgesellschaft beendet.«

»Bilanz. – Wie meinst du das, Bruder Nikolai, wo ordnest du eure Rückzugs-Operationen in der Bilanz militärstrategisch ein?«, wollte es Nussbaum, als Systematiker und Offizier, genau wissen.

»Methodisch beispielhaft war es schon, denke ich und wird es sein – künftig – um die Macht der Militärisch-industriellen Komplexe auf der Welt zu brechen. Wenn auch

unsere ersten strategischen Nachahmer unter einer genau entgegengesetzten Zielstellung operiert haben, – am elften September in den USA.«

»Wo siehst du da Parallelen?«, warf Oie sichtlich verblüfft ein.

»Na in dem Zusammenspiel von zielführender und abschirmender Operation, – und auch in der medialen Begleitung.«

Die Männer spitzten die Ohren, denn wieder lag mit diesen Sätzen etwas Ungeheures in der Luft.

Bruder Nikolai war sich dessen bewusst und schob, Tee trinkend, eine Kunstpause ein. Was dann folgte, war im Zusammenhang erstaunlich plausibel.

»Generalziel bei unseren Licht Operationen war das gemeinsame Haus des Friedens und der Zusammenarbeit, – Europa. Dafür war die Beendigung des Kalten Krieges durch die Entmachtung der Oboronka und die Auflösung der Bedrohungspotenziale unseres Militärblocks nötig. Erste zielführende Operation war der Kreml-Flug zur Entmachtung der Oboronka, – der durch unsere abschirmenden Operationen in der Luftabwehr aber erst möglich wurde. Dabei sind die abschirmenden Operationen die mit dem größten Unsicherheits-Faktor, da naturgemäß eine Menge Köpfe mitspielen müssen, die in das eigentliche Ziel der Operation nicht eingeweiht sind.

Die zielführende Operation lässt sich hingegen relativ klar planen und organisieren. Deshalb mussten alle Operationen zur Absicherung des Erfolges parallel geführt

werden. In unserem Fall dreifach genäht und medial wirksam in Szene gesetzt, mit einem Partei-Chef, der zum Zeitpunkt des frechen Kreml-Fluges, weit entfernt im Ausland – im Zentrum des Kalten Krieges, Berlin – offen über den Weg zum großen Frieden redete.

Mit der Kreml-Flug-Inszenierung konnten wir sicher sein, dass hart durchgegriffen werden kann, und alle versoffenen Blockierer der Perestroika endgültig abzuschütteln sind.

Nun die amerikanische Variante, – zwölf Jahre später: Ziel war ein Krieg zur Ausschaltung des Iraks, als renitentem, geostrategischem Schwergewicht des Auserwählten Volkes im Nahen Osten, eine nachhaltige Befeuerung der Profite des Militärisch-industriellen Komplexes, – letztendlich der Start zu einer schleichenden Machtergreifung der Geheimdienste über die Bürger-Gesellschaft in den USA. Zielführende Operation dazu war der Angriff der moslemischen Bösewichte mit Verkehrsflugzeugen auf den Roten Platz der Amerikaner, – die Twin-Towers, das Pentagon und andere Objekte. Mehrfach genäht mit fünf Verkehrsmaschinen, denn schon eine Maschine hätte gereicht für den beabsichtigten Effekt, aber die Auftraggeber wollten – wie wir damals – sichergehen.

Akteur im Hintergrund war Bin Laden, der – von der CIA geschaffen, ihr entglitten und dann wieder benutzt, zum größten Anschlag gegen die westliche Zivilisation – der Vorwand werden sollte, für ein gigantisches Geschäft des Militärisch-industriellen Komplexes in den nachfolgenden Kriegen.

Abschirmende Operation war die Lahmlegung der amerikanischen Luftverteidigung an diesem Tag – unter der Aufsicht des Geheimdienstes der Air-Force, mit Übungen aller Abfangjäger der Ostküste – ironischerweise gegen russische Bomber-Angriffe und weit draußen auf dem Atlantik. Parallel gab es noch die Übung Vigilant-Guardian der Satelliten-Überwachung, die diese im entscheidenden Augenblick – als Teil der Übung – lahmlegte.

Natürlich hatte Russland für diese Tage Übungen angesetzt und eine erhöhte Bereitschaft in den wichtigsten Einheiten. Das geschieht aber automatisch, wenn der Gegner Übungen anmeldet, – denn oft in der Geschichte wurde aus einer kleinen Übung ein großer Krieg. Ihr erinnert euch an den von Fjodor Kusnezow zitierten Spruch des Amerikanischen Präsidenten Clinton, dass die Zerschlagung der Russischen Föderation – nach der Zerschlagung Jugoslawiens – auf der Tagesordnung stehe? Das war der immer noch präsente Geist des Kalten-Krieges aufseiten der Amerikaner.

Die Unterdrückung der weit fortgeschrittenen Ermittlungen des FBI, gegen Bin Ladens Leute, durch abschirmende Operationen der Dienste, insbesondere durch Agenten der CIA im Vorfeld der Anschläge, ist eine weitere bemerkenswerte Parallele. Alles musste, wie beim Kreml-Flug, unbedingt erfolgreich sein, – denn medial war ja alles so inszeniert, wie es Hollywood nicht besser könnte: Präsident Bush in der friedliebendsten und wehrlosesten Pose, die sich denken lässt, – beim Märchenerzählen, auf

einem Hocker umringt von Kleinkindern, in einer Grundschule fernab in der Provinz.«

»Ungeheuerlich, – und da siehst du den Militärisch-industriellen Komplex der Amerikaner am Werk?«, zweifelte Oie.

»Aber klar doch, – Bush und seine Auftraggeber konnte nach dieser Inszenierung sicher sein, den ganz großen Hammer auspacken zu können. Der war dem Militärisch-industriellen Komplex schon lange versprochen, und auch die Profite seiner Familie wuchsen exorbitant, so höre ich. Wem nützt es, ist doch immer die entscheidende Frage, wenn du siehst, dass sich durch diese Anschläge gewaltige Geschäfte dieser Leute entwickelt haben, in deren Folge sich das Militärpotenzial verdoppelte und die Staatsschulden, bis zum drohenden Finanzkollaps, sich ebenfalls verdoppelten, ist das klar. Für diese Schulden aber wird der Steuerzahler bis an sein Ende bluten müssen.

Dann schaut aber auch auf den Besitzer der Türme, der die sanierungsreifen Objekte, kurz zuvor, billig übernahm, – und mit einer deftigen Prämie auf Totalverlust zum Neuwert versicherte. Er hat dann Milliarden kassiert. Ist das nicht teuflisch-genial? Und damit wirklich nichts an Spuren bleibt, wurde gleich nach dem Einsturz der Türme das unbeschädigte Gebäude Sieben – die Überwachungszentrale der Stadt – zum Einsturz gebracht. Perfekt was?

Diese ganzen Ungereimtheiten, Indizien und Motive, im angeblich fortschrittlichsten Land der Welt, die diesem Anschlag in die Hände spielten und dokumentiert sind,

interessierten merkwürdigerweise niemanden in den Ermittlungsbehörden.«

»Ungereimtheiten. – Noch weitere Ungereimtheiten?«

»Ja, warum zum Beispiel meldete eine Nachrichtenagentur den Einsturz der Überwachungszentrale schon Minuten vor dem eigentlichen Kollaps? Und warum wurden viele Angestellte gewarnt, an diesem Tag nicht zur Arbeit zu erscheinen, – und wer warnte sie? Und warum wurden, nach einiger Zeit des Spuren-Verwischens, die Versager und Blindgänger in Militär und Sicherheitsdiensten befördert, statt bestraft? Das sind alles Fragen, deren Aufklärung seitdem massiv behindert wird, hört man.

Wem nützt es, ist doch die Frage, mit deren Beantwortung der Hintergrund und die Wahrheit sichtbar werden. Folge der Spur des Geldes! Bei allen Kapitalverbrechen ist das ein fundamentales Gebot, – warum nicht in diesem Fall? Niemand ist dieser Spur konsequent gefolgt, da müsst ihr nur mal die veröffentlichten Protokolle der Untersuchungen lesen.

In den Dossiers der Dienste dazu, die unsere Leute mitgeschnitten haben, ist von drohenden, unabsehbaren Folgen und Konsequenzen für die nationale Sicherheit der USA die Rede, – auch von drohenden innenpolitischen Konflikten, bis hin zu bewaffneten Auseinandersetzungen, wenn das weiter verfolgt würde.«

»Journalisten. – Bezeichnend ist auch, dass alle Journalisten, die dieses sensationsträchtige Thema in den

letzten Jahren immer mal wieder ernsthaft verfolgten – um Licht ins Dunkel zu bringen –, tödlich verunfallt sind.«

»Ja, Samuel, – Imperien agieren in ihrer Endphase mit der Amoralität von Mafia-Banden, was wir aber, zu unserer Zeit, durch die Licht-Operationen, konsequent verhindern konnten.«

»Luftwaffe. – Respekt dafür, Bruder Nikolai, – aber das mit dem Geheimdienst der Luftwaffe weißt du genau?«, hakte Samuel nach.

»Natürlich nicht, denn ich war zu der Zeit ja bereits ausgeschieden. Aber so höre ich es durch meine alten Verbindungen. Unsere nach wie vor sprudelnden Quellen in den Geheimdiensten der USA signalisierten das. Auch steht es in einigen Protokollen diverser Untersuchungsausschüsse. Es ist auch überhaupt nicht anders denkbar, wie der Kreml-Flug nur möglich wurde, weil wir dreifach genäht hatten und die abschirmende Operation in der Luftverteidigung, durch unsere Abwehr, präzise funktionierte.«

»Das mit den Twin-Towers klingt unter dem Strich fürchterlich und sehr plausibel, Bruder Nikolai. Respekt deshalb auch von mir, zu dem was du uns gerade dazu und zur Europäischen Perestroika geschildert hast. Respekt auch vor deinem analytischen Weitblick, wohin das noch gehen kann«, verbeugte sich Oie innerlich. »Was ihr damals in Bewegung gesetzt habt, ist wirklich in dieser friedensfördernden Konsequenz und Komplexität ohne Beispiel, denke ich. Wo hat sich schon in der Geschichte ein

ideologisch aufgeladenes Militär-Imperium so schnell und konsequent für den Frieden zerlegt? Unfassbar eigentlich, – und im Geiste der Bergpredigt, wenn ich in diesen Mauern den Vergleich ziehen darf?«

»Oie, – du darfst. Von dem notwendigen Weitblick ist erstmals in der Bergpredigt die Rede, wenn die Errichtung des Reichs Gottes auf Erden erwähnt wird, – was ja als Synonym verstanden werden muss, und nichts anderes ist, als das Reich des Friedens und der Gerechtigkeit.

Wie gesagt, der Rückzug ist die Königsdisziplin, denn er bedeutet, im Geiste der Bergpredigt, das Ende der Konfrontation und den Ausbruch aus dem Zirkel von Gewalt und Rache, – auch beim vermeintlich noch Starken. Das ist mir schon so oft durch den Kopf gegangen, warum wir als gelernte Sozialisten das nicht von Anfang an begriffen und so umgesetzt haben? Gewaltlos und mit der notwendigen Nächstenliebe, – wir wären überzeugender gewesen!«

»Kontext. – Ich sehe da den geschichtlichen Kontext, der dem entgegen stand«, fiel Nussbaum ein. »Die Entstehung aller neueren politischen Ideen von einer gerechten Gesellschaft fiel in die heftigsten nationalstaatlichen Kämpfe um Macht und Einfluss auf dieser Welt. Da hatten diese Ideen es naturgemäß schwer, weil sie als Instrument der anderen Seite denunziert werden konnten. Das hat auch dieses theoretisch menschliche und gerecht angelegte, sozialistische Gesellschaftsmodell des Ostens in die Irre geführt, denn durch den äußeren Druck gewannen auch dort die perversen Klassen- Krieger und Sicherheitsfanatiker

schnell die Oberhand. Erst die blutigen Erfahrungen der Menschheit aus den beiden Weltkriegen und das Unvermögen – mit dem Beispiel Gandhis vor Augen –, jedwede Kolonialregimes gewaltsam aufrechtzuerhalten, führten dann auf den Weg der sanften Revolutionen.

Reaktor. – Deutschland in der Mitte Europas – als Reaktor der zeitgeistigen Ideen und Entgleisungen vergangener Generationen – ist jetzt, aufgrund seiner fundamentalen, schrecklichen Erfahrungen, zum Friedensbollwerk geworden und es ist zu hoffen, dass es so bleibt, denn starke Interessengruppen versuchen Deutschland in ihre Konflikte hinein zu ziehen. Als Friedenbollwerk haben wir uns im Osten immer verstanden, deshalb war die Friedenspropaganda immanent in der Gesellschaft der DDR, entsprach sie doch zutiefst der Sehnsucht aller Deutschen nach diesen verheerenden Kriegen. Darauf konnten sich alle Bürger verständigen. Andere Belange waren dagegen weit weniger wichtig!«

»Ja, das erklärt auch den Erfolg der Ideen der Europäischen Perestroika in den Köpfen der gebildeten Fachleute im ganzen Osten von Anfang an«, nahm Nikolai den Faden auf. »Deshalb, vor allem, hatten wir so breite Unterstützung bei den Kulturträgern, der Wissenschaft und Intelligenz in der Gesellschaft, bis zum durch imperiale Intrigen verdorbenen Schluss. Es entsprach unserem zutiefst menschlichen Ideal. Dafür war man auch bereit, eine Durststrecke zu überwinden und etwas zu riskieren. Nur ging das – in Anbetracht der kulminierenden

wirtschaftlichen Probleme – nicht schnell genug. Auch weil die Kräfte des Alten alles unternahmen, um ihre Macht und ihre Privilegien zu bewahren, – und uns die äußeren Gegner um jeden Preis niederspekulieren wollten, – so war das.

Nun aber lasst uns noch ein bisschen durchs Kloster spazieren, ich führe und zeige euch die ganz besonderen Ikonen aus der Stroganow-Periode. Zu jeder gibt es eine besondere Geschichte.«

»Gleich machen wir das, Bruder Nikolai«, stimmte Oie zu, »aber wenn wir hier schon mal sitzen und die Kamera läuft, - wo siehst du für uns auf den Listen weitere Anlaufpunkte, die das Bild im Detail abrunden könnten?«

Der Mönch blätterte in den Listen und sagte dann: »Was Igor Antonow da unterstrichen hat in den Ländern, ist schon der Ariadne-Faden.«

Er räusperte sich: »Spannend ist nur, wer davon noch lebt und sich erinnern will. Hier zum Beispiel, im polnischen Teil, gibt es einen Major Gregorcz Lewandowski in Danzig, der war damals noch nicht so alt und nah dran an den Ereignissen.

Oder hier, im ungarischen Teil, den Attila Tomek, Oberst Milo Horvat, – oder die Kryptologin Dr. Ilona Bartok. Die müsstest du kennen Samuel, ihr habt doch damals zusammengearbeitet an unserer Kryptotechnik, – wenn ich mich recht entsinne.«

»Ilona. – Exakt, Ilona kenne ich gut, – so gut, dass ihre Paprika-Natur mich beinahe gefangen hätte«, lächelte Samuel verträumt.

»Und Attila Tomek, den Grafiker, den kenne ich aus der Ungarischen Design-Szene«, ergänzte Oie.

»Da solltet Ihr hinfahren und Grüße von mir ausrichten, – sicher hilft das. Die werdet ihr noch in Budapest finden denke ich. Alle bedeutenden Ungarn leben in Budapest, habe ich mir sagen lassen.

Und vergesst mir Prag nicht, da war Oberst Martin Vesely mein Stabspartner und Major Martin Zeman.

Am Schluss, wenn ihr wieder in Berlin seid, ist der wichtigste Mann, der euch Auskunft geben kann, der Oberst Gros, – und vielleicht ein gewisser Schmied, ein Berater von einem Politbüromitglied, dessen Namen ich vergessen habe.«

Bruder Nikolai erhob sich bei den letzten Worten und zog umständlich die Kutte glatt, so als wolle er nun die Vergangenheit endgültig aus den Falten streichen.

»Da haben wir ja noch eine ziemliche Reise vor uns«, flüsterte Samuel, mit etwas trauriger Stimme. »Ich dachte, es geht bald nach Hause, bevor Vermissten-Meldungen von unseren Frauen aufgegeben werden.«

»Verstehen kann ich dich, Samuel, aber wenn wir einmal dabei sind und die Quellen so ergiebig sprudeln, sollten wir das durchziehen, – das sind wir Igor schuldig, meine ich«, forderte Oie, und Samuel wiegte sein Haupt nachdenklich-betrübt, aber dann doch zustimmend.

»Ja, das denke ich auch, die solltet ihr aufsuchen«, bestätigte Bruder Nikolai, »und ich will euch unterstützen, falls es Probleme gibt, – auch weil ich aus vielerlei Gründen

nicht mitgehen kann. Für den Fall habt ihr hier die Karte vom Kloster mit meiner Telefon-Nummer.

Aber nun lasst uns ins Refektorium zum Mittagessen gehen, damit wir überhaupt noch was in den Magen bekommen, – und dann beginnt die Privatführung zu den Kunstschätzen.«

Nussbaum zog – als sich Oie von Bruder Nikolai noch über seine Freundschaft mit Igor Antonow ausfragen ließ – eine Kopie der Aufnahmen, von Plan-C bis zu diesem Gespräch, auf einen Stick und übergab ihn dem Mönch mit der Bitte um Weiterleitung der Daten auf seinen Proxy-Server. Bruder Nikolai versprach, dies zu tun.

Am Abend kam der aus Lettland angeforderte Leichen-Wagen. Er wurde von Mönchen der Klosterwache in Empfang genommen und der Fahrer zu Vater Nikolai geleitet, wo Oie und Nussbaum beim Tee saßen.

Verschwitzter Fremdgeruch von Tabak und Armenischem Cognac wie in den Marathon-Zügen der Transsibirischen Eisenbahn wehte beim Eintritt des Letten ins Zimmer.

Gegrüßt musterten sie ihn erstaunt ob seiner traurigen Gestalt.

Groß und dürr, mit Strubbel-Vollbart, am hellen, faltigen Gesicht mit alles bekrönender Glatze, wirkte er in seinem abgeschabten, etwas zu kleinen schwarzen Anzug wie der

Gevatter Tod aus den Märchenbüchern.

»So ist das immer, wenn ich bei meinen Touren irgendwo neu antrete«, sagte der, als er ihre Gesichter sah, und stellte sich vor: »Jänis ist mein Name, Jänis Ozols aus Riga, – Bestattungsunternehmer. Ich bin der mit Hermannis vereinbarte Transport. Lettische Bibeln habe ich auch mitgebracht, – wann soll es losgehen?«

Bruder Nikolai stellte sie vor, – und schaute die Freunde fragend an.

»Morgen. – Ja, ich denke morgen früh, – aber wie haben Sie sich das vorgestellt? Hermannis hatte dazu noch nichts Konkretes gesagt in der Eile«, antwortete Nussbaum mit zuckenden Augen.

Bruder Nikolai bat den Bestatter sich erst einmal zu setzen und goss – ohne zu fragen – Wasser ein, das der sichtlich ausgetrocknete Mensch in großen Zügen trank.

Hatte der unheimliche Fremde die staubige Hitze des Sommertages mit seinen Kleidern ins Zimmer geweht, oder war es die hintergründige Anspannung, die den Freunden auf einmal den Schweiß auf die Stirn trieb und sie nervös schweigen ließ, – vor diesem so bildhaft erscheinenden Höllen-Trip in einem Leichenwagen?

Ozols nahm schweigend noch einen, von Nikolai angebotenen, Tee und entspannte sich nach wenigen Schlückchen. Dann schaute er mit der Hals-Gelenkigkeit einer Eule in die Runde und räusperte sich: »Ich verstehe, dass Sie nichts verstehen. Am besten wir laden erst einmal die Bibeln aus, um die Transport-Technik kennenzulernen.

Gibt es eine Garage, wo man vor Blicken geschützt ist?«

»Oh ja«, entgegnete Bruder Nikolai, »darauf habe ich beim Umbau im Kloster geachtet.«

Sie gingen nach unten auf den Hof zum Bulli-Transporter, durch dessen getönten Scheiben man im Innern die Silhouetten zweier Särge ahnen konnte. Auf dem lackschwarzen Transporter stand in eleganten goldenen Lettern Jänis Ozols, Riga – Beres Parvadi, – was der Lette mit Bestattungen und Überführungen übersetzte.

Jänis fuhr in die Übergabestation des Klosters, wo im hinteren Teil das silbergraue Tor der Leichenhalle anschloss. Als der Wagen eingeparkt war, öffnete er die Heckklappe des Autos und sie schoben zwei Transport-Wagen dahinter. Jänis löste diverse Schlauchkupplungen, zog die Transport-Särge auf Rollen heraus und fuhr diese auf den Wagen zur Seite.

Im fahl-kalten Neon-Licht der kleinen Halle wirkten die schwarz gelackten, mit schmalen Goldkanten und Palmenzweigen verzierten Leichtmetall-Särge wie Luxus-Fahrstühle zur Hölle oder zum Himmel, – je nach mentaler Disposition. So jedenfalls äußerte sich Nussbaum spontan, als er die Transport-Technik begriff, – und sie mit weißer Nase, bei zuckenden Augenmuskeln, umschritt.

Die Särge waren an den Seiten mit funktionalen Beschlägen versehen. Auf einen Griff von Jänis unter den Sarg aber konnten er das Oberteil zur anderen Seite aufklappen, ohne diese Verschlüsse öffnen zu müssen. Im Sarg lagen die bestellten Bibeln, die Bruder Nikolai dankend

in Empfang nahm. Beeindruckt um die Transport-Särge herumstehend, sah man ihren Gesichtern Fragezeichen an, und der bleiche Nussbaum zweifelte: »Herr Ozols, – Sie wollen, dass wir in diesen Kisten nach Riga reisen?«

»Ich nicht, – so hat es mir Hermannis aufgetragen. Das ist die sicherste Variante. Papiere sind vorbereitet und von außen wirkt der Sarg nachher wie amtlich genehmigt. Außerdem fahre ich bei solchen Aktionen immer gegen Mitternacht am Grenzübergang vor, da habe ich noch keinen Beamten erlebt, der tiefgründig prüfen wollte. Ich werde immer schnell durchgewinkt, so als ob der Leibhaftige erschienen sei, sie zur Umkehr zu mahnen und an die Endlichkeit ihres Lebens zu erinnern.

Die Ostvölker sind alle abergläubisch bis auf die Knochen, – ich übrigens auch. Deshalb fahre ich nie ohne das Perlenarmband meiner Großmutter.« Er streckte seinen farbig-floral tätowierten linken Arm aus der Jacke und verwies auf ein dickperliges mit orthodoxen Kreuzen verziertes elfenbeinernes Armband, das auf einen schwarzen Lederriemen geknüpft war. »Ein Familienstück, – Walrossbein von Seefahrern und geweiht in Riga.«

Bruder Nikolai lächelte, worauf sich Jänis Ozols selbstbewusst straffte und fortfuhr: »Es ist auch schon vorgekommen, dass die paar Dollarscheine, die ich für eine schnelle Abfertigung zu den Papieren lege, zurückgegeben wurden und sich Grenzbeamte bekreuzigten, – wobei ihnen das Sträuben der Haare schon mal die Dienstmütze anhob. Ich habe nämlich, bei solchen Anlässen, immer etwas

Lidschatten unter die Augen gelegt, – und wenn ich meinen schwarzen Zylinder lüfte, die traurige Glatze zum Vorschein kommt, da müssten Sie mal das unterdrückte Entsetzen sehen. Wenn dann noch einer fragt, rede ich flüsternd von einem rätselhaften Infektionsfall, an dem die Leute in den Särgen verschieden sind, – das funktioniert immer. So ist das, alles Theater, – und uns emotional umso näher, je mehr es unsere physische Existenz betrifft. Man sieht förmlich die flache Atmung, wenn ich vorfahre und anhalte. Aber Haltung nehmen die Grenzbeamten immer ein, das muss man schon sagen, – das ist wohl der Respekt vor dem Tode, unser aller Meister.«

»Infarkt. – Aber Herr Ozols, Sie wollen doch wohl nicht sagen, dass man da drinnen stundenlang liegen kann, ohne am Infarkt zu sterben?«, schob Nussbaum mit nervös zittriger Stimme nach.

»So schlimm ist das nicht. Aber wenn es wirklich passiert, stimmt schon mal die Verpackung, – und ich mache Ihnen einen Freundschaftspreis, denn ich habe ja weniger Aufwand«, lachte Ozols.

»Solchen Humor findet man wahrscheinlich nur in ihrem Gewerbe«, erwiderte Oie lächelnd, weil er Nussbaums Beklemmungen fühlte und es auch ihm nicht geheuer war, so zu reisen. – »Aber im Ernst, wie soll das gehen?«

»Ganz einfach. Die Plätze in den Särgen werden erst etwa eine Viertelstunde vor der Grenze bezogen, – im Fahren natürlich um nicht aufzufallen. Jeder Sarg ist durch die Schlauch-Anschlüsse runter gekühlt und Sie wickeln sich

beim Einstieg in eine Thermofolie. Das erfordert eine gewisse Gelenkigkeit, ist aber wichtig, damit die Wärmebild-Kameras, die die Jungs manchmal einsetzen, nicht anschlagen. Hinter der Grenze dann steigen Sie wieder raus, – aber im Notfall kann man den Sarg auch jederzeit von innen öffnen. Hier sehen Sie: Die Randleiste anklappen – das ist die Panikklinke – und schon ist die Verriegelung gelöst.«

»Luft. – Und was ist mit der Luft?«

»Die kommt über eine Maske mit Schlauchanschlüssen zum Kühlaggregat, das für diese Zeit, von mir im Cockpit, über Spezialfilter, auf Atemluft geschaltet wird, – auch wegen eventueller Kohlendioxid- Sensoren bei den Genossen. Wir haben an alles gedacht. Es ist schon oft erprobt worden und hat immer funktioniert, – bis nach Westeuropa durch den Zoll.«

»Tut mir leid Oie«, murrte Nussbaum, mit einem Bibbern in der Stimme, »da geh ich nicht rein, – in der Enge bekomme ich einen Herzkasper. Ich muss ja schon bei jedem Flug Beruhigungsmittel nehmen und habe in Fahrstühlen Schweißausbrüche. Dann bleibe ich lieber hier Nikolai, – habt ihr nicht eine Stelle als Kloster-Mathematiker?«, fragte er zerknirscht scherzend.

»Das ändert die Lage!«, stoppte der Lette. »Das ist dann zu riskant. Wenn ihnen die Nerven durchgehen, ist die ganze Technik bei den Russen und wir sind im Gulag, – so geht es nicht!«

»Wir müssen eine andere Lösung finden, – jedenfalls für Samuel«, besann sich Bruder Nikolai. »Wie heißt es so

schön? Gott schenkt die Nüsse, aber er knackt sie uns nicht auch noch, – ich muss darüber nachdenken.«

Sie schoben die Särge zurück in den Bulli und begaben sich ins Refektorium zum Abendessen.

Die ganze Nacht über merkte Oie, der sonst gut schlief, wie Nussbaum sich in seinem Bett wälzte, häufig schwer atmete, undeutliche Worte brabbelte, aufwachte, umher ging, sich wieder hin legte, – und sich weiter wälzte. Oie sagte dazu nichts, obwohl er fühlte, wie Samuel mit sich kämpfte, um eine akzeptable Haltung zu haben, – am Morgen der Entscheidung. Etwas Hoffnung hatte er, denn es drängte Samuel ja auch in die Heimat, – das wurde für Oie von Tag zu Tag deutlicher spürbar.

Nach dem Frühstück in Bruder Nicolais Büro telefonierte der noch einmal und zeigte dann ein entspanntes Gesicht: »Wir haben eine Möglichkeit für dich, Samuel, – auf einem Wolgaschiff namens Sagorsk. Der Kapitän, Iwan Iwanowitsch Bogdanow, gehörte früher, als Kapitän eines U-Bootes der Baltischen Rotbannerflotte, zu uns. Seit ich hier im Kloster bin, war er oft bei mir in den letzten Jahren.

Ich habe ihn in einer seelischen Krise aufgebaut und ihm auch das alte Schubschiff vermittelt, als er ohne Arbeit war und drohte abzustürzen. Er ist jetzt selbstständiger Unternehmer und fährt auf der Wolga von Astrachan Hinauf nach Sankt Petersburg. Zurzeit ist er stromaufwärts unterwegs, um in Yaroslawl Getreide zu laden, – für

Petersburg. Er würde gegen Mittag, zum Proviantieren hier im Hafen anlegen, offiziell, – natürlich nur wegen uns, wenn ihr es wollt.«

»Aber«, hakte Oie ein, »wir bleiben auf jeden Fall zusammen. Dann fahren wir beide auf dem Schiff, – auch wenn es länger dauert. Geht das?«

»Sicherlich, – nach zweien habe ich nicht gefragt, aber die Schubeinheit ist groß, da findet sich noch ein Plätzchen. Ich rufe gleich noch mal an.

Wie machen wir es aber mit Ihnen, Jänis?«

»Das ist kein Problem, ich brauche nur Ladung, damit ich am Kontrollpunkt nicht aus der Last-Schablone falle, – falls der Transporter gewogen wird. Habt ihr russische Bibeln? Sie würden sich eignen.«

»Nichts leichter als das«, entgegnete Bruder Nikolaj. Er rief über das Haustelefon seinen Depot-Mönch und beauftragte ihn, die Bibeln in einer halben Stunde zur Verladung bereitzuhalten. Dann rief er über sein Funktelefon Kapitän Bogdanow und bestätigte, dass er gegen Mittag zu einem seelsorgerischen Besuch der Mannschaft in den Wolga-Hafen kommen würde – und auch zwei Geschenke für seine Schwester dabei hätte.

Zur angesagten Stunde wurden die Bibeln verladen und Jänis machte das Auto startklar. Die Freunde standen daneben und warteten auf Bruder Nikolai.

Er kam herunter und rief nur: »Schnell, ich hatte meinen Kurier zu einer Entsorgungsfirma gesendet, die einem unsere Gemeindemitglieder und großzügigem Stifter gehört.

Er ist gerade zurück und sagt, der Chef schickt gleich einen Müllwagen mit drei Mann, – nur der Fahrer ist eingeweiht. Mit dem fahrt ihr dann zum Hafen, gleich, nachdem Jänis durchs Portal gefahren ist, – und die ihn sicher zur Kontrolle anhalten werden. Die Zivilen und die Polizisten sind die ganze Nacht nicht abgezogen.«

»Dann können Bibeln nur Beiladung sein«, forderte Jänis. »Habt ihr keinen aktuellen Transport von Verstorbenen, das ist mir sicherer, – sonst stellen die mich auf den Kopf und steigen hinter mein Geschäftsgeheimnis.«

»Das verstehe ich, – mit Gottes Nachsicht werden wir zwei alte Herrschaften, deren Leichen hier für einen Transport nach Minsk bereitliegen, zu euch nach Riga schicken. Ihr bringt sie aber bitte dann sofort weiter zu den gewünschten Adressen. Kann ich mich darauf verlassen?«

»So wahr mir Gott helfe«, bestätigte Jänis Ozols.

Nikolaj schlug ein Kreuz und segnete ihn.

Sie gingen, um die Leichname zu holen.

Kurze Zeit später fuhr ein großvolumiger Müllwagen auf den Hof, der Fahrer meldete sich bei Nicolai und brachte noch zwei sorgsam verpackte Uniformen der Müllabfuhr – mit Grüßen von seinem Chef. Die streiften sich Oie und Nussbaum über, während dessen die anderen Müllmänner zum Abfall-Lager geschickt wurden, um dort Verpackungen zusammenzustellen.

Oben auf dem Bock des Müllautos – Ozols schwarzer Leichenwagen fuhr vor ihnen – schoben die Freunde ihre Dienstmützen tief ins Gesicht, – und wie zu erwarten wurde

der lettische Transporter angehalten und das Müllauto durchgewunken.

Auf Serpentinen fuhren sie hinunter zum Wolgahafen, in dem schon das Schubschiff Sagorsk mit einem großen, unbeladenen Leichter an der Kaje lag.

33 Wolga-Attacke

Der Kapitän stand hoch oben auf dem Brückendeck und grüßte hinüber an Land. Während die Männer ausstiegen und sich beim Fahrer bedankten, kam in einer großen Staubwolke eine schwarze Limousine über das Hafengelände heran gerauscht. Der Anblick ließ einen Augenblick das Blut in den Adern erstarren, und erst das kurze Signal der Lichthupe verhieß Entwarnung, die sich bestätigte, als Bruder Nikolai ausstieg.

Ohne viele Worte kletterten sie an Bord und verschwanden in die Messe, wo der Kapitän skeptisch auf die zwei Männer - die angekündigten Geschenke an seine Schwester - schaute.

»Schnell, schnell, ausziehen die Sachen, damit das Müllauto weiterfahren kann«, wies Nikolai auf Russisch an. »Und du Iwan, gib noch ein paar Müll-Tüten mit, davon habt ihr sicher genügend an Bord.«

»Oben am Tor«, erzählte Nikolaj, »haben sie gerade Ozols Leichenwagen durchsucht und offensichtlich nichts gefunden, jedenfalls schloss er gerade wieder ab, als ich vorbei fuhr. Wir sollten nicht zu sicher sein, – deshalb muss Iwan gleich ablegen! Vorstellen muss ich euch aber noch: Das ist Kapitän Iwan Iwanowitsch Bogdanow, ein alter Freund und Mitstreiter, – die Benzinlache vom Kreml-Flug auf dem Finnischen Meerbusen, ihr erinnert euch?«

Der Kapitän wehrte, mit erhobenen Armen, lachend ab:

»Alte Kamellen sind das!«

»Sei nicht so bescheiden, das war schon wichtig damals«, lächelte Bruder Nikolai. »Bei Iwan seid ihr gut aufgehoben. Er bringt euch nach Sankt-Petersburg, wo euch Tuomas Poursiainen übernehmen soll, – ich regele das.«

»Und das, Iwan, – sind Mitstreiter von Igor Antonow aus Deutschland. Albrecht van Oie und Samuel Nussbaum. Sie werden von den alten Stalinisten gesucht. Bring sie sicher nach Petersburg, – ich lasse dir bald eine Nachricht zukommen, wo du sie anlanden kannst.

Und nun los!«

Der Müllfahrer wurde an Bord gerufen und versteckte die Arbeitskleidung zwischen den Müllsäcken. Bruder Nikolai verabschiedete sich herzlich und ging mit ihm von Bord.

Der Kapitän musterte die beiden nun entpellten Müllmänner wie zwei Sommerfrischler, die den letzten Bus verpasst haben, und brummte: »Ihr könnt mich Iwan nennen, – wir haben ja fast das gleiche Alter, denke ich, und bei uns an Bord duzen wir uns sowieso alle.«

Iwans Erscheinung harmonierte mit der seines Schubverbandes. Knorrig, mit dunklen Augen, wettergegerbt, hatte ihm das Leben ebenso viel Falten ins Gesicht getrieben, wie dem Schiffskörper Dellen und Schrammen, aus unliebsamen Begegnungen mit Bollwerken, Treibgut und anderen Schiffen. Graues Haar lugte unter der verblichenen Mütze eines Kapitäns der Baltischen

Rotbannerflotte hervor. Der silberne Dreitagebart und das gestreifte Matrosenhemd, unter der verblichen-blauen Uniformjacke, fassten den Eindruck Seebär vortrefflich.

»Unser Schubverband fährt Wolgaaufwärts«, erläuterte er auf Russisch: Wir hatten Holz nach Kasan geladen und sind nun schon eine Woche leer unterwegs, um Getreide von Jaroslawl – oben an der Wolga – nach Petersburg zu bringen. Neunhundert Tonnen, das lohnt und wird eine lange Reise. Bei uns sagt man: Tische jedesch – dalsche budesch!

»Ja«, reflektierte Nussbaum auf Deutsch, »das kenne ich: Je langsamer du fährst, umso weiter kommst du, – schön, wenn es so wäre.«

Der Kapitän ging mit ihnen zurück auf die Brücke, wo einer der Mannschaft Ruderwache ging. »Darf ich vorstellen, Taras Tarassow, mein Maschinen-Ingenieur, – ein technisches Genie«, und übernahm das Ruder mit dem Befehl zum Ablegen.

Taras, ein kleines, altes, aber lebendiges Männchen mit leicht asiatischem Einschlag, steckte in einem blauen Overall, – auf dem Kopf die Dienstmütze eines Schiffsingenieurs.

Der Kapitän schickte ihn an die hinteren Festmacher und rief über den Bordlautsprecher: »Klar zum Ablegen.«

Mit Signalen des Schiffshornes löste sich der Schubverband vom Bollwerk und zog in einer großen Hundekurve kraftvoll hinüber in die Fahrrinne.

Ein Matrose, der vorn auf dem Gangbord des Leichters die Festmacher geordnet hatte, kam auf die Brücke. »Das ist

Wolodja unser Koch«, machte ihn der Kapitän bekannt. Dann stellte er Albrecht und Samuel aus Berlin vor, die bis Petersburg bleiben und aushelfen würden. Wolodja, in ehemals weißer, bekleckerter Koch-Jacke und verblichener Matrosen-Mütze, war mit seinen sicher vierzig Jahren irgendwie ein Bilderbuch-Russe. Mittelgroß, mit breitem Kindergesicht, freundlich aus kleinen verschmitzten Augen über eine dicke Nase schauend, – mit blondem, kurz geschnittenem Haar und fettigem Schnurrbart über einem vollen Mund.

Sie begrüßten sich.

»Wolodja ist unser Koch, der etwas von einfacher, guter, russischer Küche versteht. Das werdet ihr heute Mittag schon kennenlernen, denn Wolodja macht uns jetzt einen schönen Borschtsch, denke ich«, schaute er seinen Koch auffordernd an.

Der nickte nur, hob zackig die Hand an die Matrosenmütze, aber nuschelte: »Als ob nicht jeder wüsste, dass guter Borschtsch einen halben Tag kocht und schon seit dem Morgen auf dem Herd steht.«

Wolodja verschwand nach unten in die Kombüse.

»Taras, zeig unseren Freunden ihre Kabine und weise sie ein. Ein bisschen in die Sicherheit an Bord, du weißt schon, – Evakuierung, Schwimmwesten, Feuerlöscher.«

Taras ging voraus.

Sie bezogen eine kleine, nur etwa fünf Quadratmeter große Kajüte, – Steuerbord, mit zwei Kojen übereinander, einem Schrank und einem Klapp-Tisch mit zwei Hockern, auf

die ein tellergroßes Bullauge etwas Tageslicht fallen ließ.

Unter ihren Füßen grummelten die Diesel bei entspannter halber Fahrt, – so jedenfalls kam es Oie vor. Das Interesse an den Geräuschen der Schiffstechnik, das ihn fragen ließ, erfreute Taras, und er sagte listig: »Ich muss erst mal kurz runter zu den Maschinen, – wollt ihr mal schauen? Kommt, – Einräumen und Schiffssicherheit gehen nachher noch.«

Sie gingen über Stahltreppen eine Etage tiefer.

Beim Öffnen der schweren, stählernen Luke zum Maschinenraum schlug das vibrierende Grummeln der Diesel-Motoren wie trommelnd auf die Brust. Der Ingenieur erklärte ihnen lautstark seine Maschinen, dabei legte sich schon nach kurzer Zeit ein heiß-feuchter Dunst von Dieselöl und Bilgen-Wasser wie ein Sandsack so auf die Lungen, dass Oie die Lippenbremse brauchte um klar zu kommen.

»Prachtexemplare sind das«, rief der Ingenieur stolz und strich über ein heftgroßes, filigranes Typenschild, in blank gefrästem Aluminium-Guss, mit lackschwarzer Grundierung.

»Zwei Maschinen von Fünfhundert PS, aus Deutschland, – Buckau-Wolf, Magdeburg. Fünfzig Jahre alt, unverwüstlich, – von mir selbst rekonstruiert und laufen zuverlässig wie Singer-Nähmaschinen. Singer kennt ihr doch? Nach dem Krieg kamen viele Singer-Maschinen nach Russland, ganz toll, die laufen heute noch. Und dann die Veritas, mit Elektromotor, – so was reparierte ich, wenn ich im Winter zu Hause bin, in Jaroslawl. Dann ist ja alles zugefroren und wir liegen im Hafen fest. Im Winter bastele ich an allem, was nach Technik riecht«, rief er mit sichtlicher Vorfreude in den

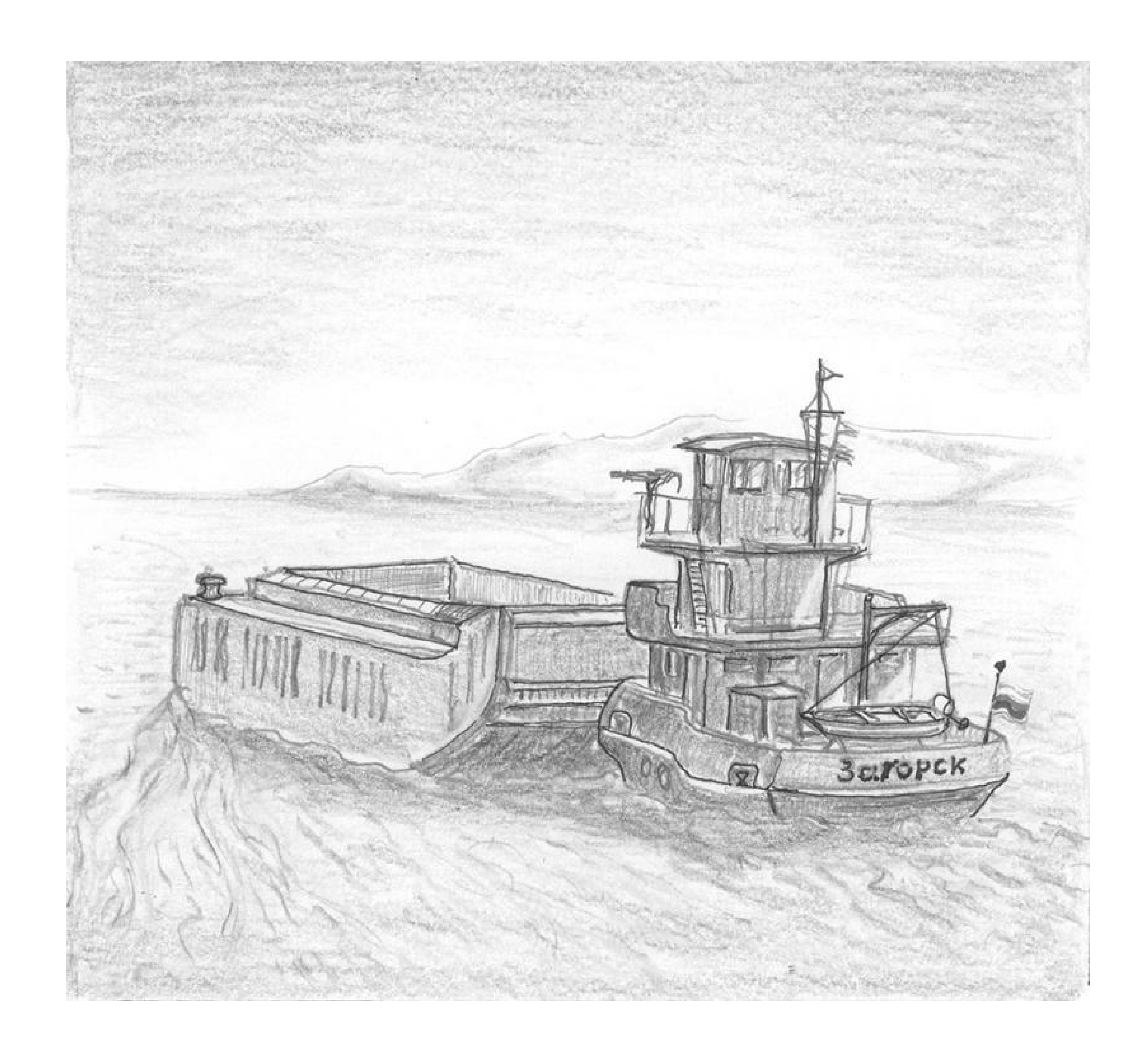
Augen.«

Eine Weile hörten sie der kraftvollen, gleichförmigen Arbeit beider Maschinen zu.

»Angeschlossen sind auch zwei Turbo-Jet-Pumpen mit hundert Liter Leistung pro Sekunde«, zeigte er auf die in der Längsachse der Motoren angeflanschten Aggregate und schaute noch nach einigen Armaturen. Dann gingen sie wieder nach oben und wurden eingewiesen.

Nachdem sie sich improvisierend eingerichtet hatten, stiegen sie auf die Brücke.

»Wozu sind die großen Turbo-Jet-Pumpen, Kapitän?«, fragte Oie interessiert. »Fürs Bilgenwasser doch nicht?«



»Das ist Schiffs-Sicherheit auf der Wolga«, erläuterte Iwan bei artistischen Lippenspielen, denn er hatte einen überlangen Zahnstocher im Mundwinkel. Den nahm er heraus und zwirbelte ihn, nach vorn zum Leichter weisend, zwischen den Fingerspitzen. »Was denkt ihr, wann Hilfe kommt, wenn mal einer dieser alten Blecheimer, vor allem die riesigen Leichter, die jede Woche woanders im Verband fahren und verschlissen werden, leckschlagen? Da musst du

dir selbst helfen, und wir helfen jedes Jahr auch mal bei anderen Schiffen aus.

Auch zum Feuerlöschen sind die geeignet. Auf der Wolga werden wir jeden Tag irgendwo Reste von ausgebrannten Wracks am Ufer sehen, bei denen Hilfe zu spät kam, – seht ihr?«, und er wies rechts und links auf die Brückennocks, außerhalb des für niedrige Durchfahrten versenkbaren Brückenhauses.

»Das sind Wasserkanonen, die Taras aus alten, schrottreifen Feuerwehr-Fahrzeugen des Militärs ausgebaut hat. Ganz wichtig ist ihre Reichweite, wenn auf den Leichtern vorne mal ein Brand ausbricht. Feuchtes Getreide oder trockenes Holz im Sommer. Wir hatten auch schon mal einen Brand, weil irgendein Dussel wohl eine Zigarette, von einer der Brücken unterwegs, auf die Holzladung geworfen hat. Da konnten wir uns gerade noch selbst helfen, bevor aus dem Schwelbrand, der nachts ausbrach, ein Großfeuer wurde.«

Hinterm Horizont verschwanden die letzten Türme von Nishnij Nowgorod. Ein riesiger Strom war die Wolga auch hier im Oberlauf, fast zweitausend Kilometer von der Mündung entfernt. Zwischen der grün-gelb-sanften Hügellandschaft der Ufer erstreckte sich der Fluss in kaum zu überschauender Breite zwischen Sandinseln und Untiefen, die sich hoch von Iwans Kommando-Brücke wie Spülfelder strukturiert zeigten. Die Gewalt des Stromes bei

den Frühjahrs-Hochwassern schuf seit Urzeiten diese fantastischen Strukturen, die sie jetzt, gegen die Strömung anlaufend, langsam durchschifften.

Iwan, der offensichtlich den von ständiger Versandung bedrohten Fluss, die Fahrrinne und die Umgebung, wie seine Westentasche kannte, schaute mit dem Fernglas routinemäßig umher. Nach einiger Zeit aber verwies er auf ein von weit, backbord-achtern, heranpreschendes Schnellboot mit Blaulicht. Kurz darauf ertönte aus dem Brücken-Lautsprecher, der Ruf des fremden, nacheilenden Bootes: »Sagorsk – Sagorsk – Hier Polizeiboot NN 2 – Stoppen sie auf! – Wir gehen längsseits! – Bitte kommen!«

Kapitän Bogdanow nahm den Zahnstocher heraus, bestätigte den Ruf und fragte, was anliegt. Erst bekam er keine Antwort und dann rief es: »Routinekontrolle! Ladungs-Papiere!«

Iwan schaute zu Oie und schmiss missmutig den Zahnstocher aus der Brückentür: »Es ist besser, ihr geht hinunter in eure Kajüte, bis wir sehen, was die wirklich wollen. Wenn die Polizei an Bord kommt, seid ihr vorsichtshalber unsichtbar.«

Sie gingen hinunter, beim kochenden Wolodja vorbei in ihre Kajüte an Steuerbord, – während Iwan Taras anwies, die Turbo-Pumpen in Bereitschaft zu bringen.

Die Schubeinheit verringerte ihr Tempo, – das offene Schlauchboot, mit schwerem Außenborder kam näher. Auf

den letzten zweihundert Metern wollte es von schräg hinten in den ruhigeren Keil zu fahren, der sich zwischen Bugwelle und noch turbulentem Heckwasser der Sagorsk auftat.

Iwan schaute weiter durchs Fernglas, weil er in seinem Innersten eine Alarmstimmung verspürte und hoffte, bekannte Gesichter zu sehen, – sah jedoch drei fremde uniformierte Männer. Einer stand an der Steuerkonsole, die zwei anderen hatten vor ihm, rechts und links, Aufstellung genommen. Sie hielten Sturmgewehre in den Hüften.

Als ein Ausläufer der Bugwelle der Schubeinheit das leichte Boot erwischte, die Männer schwankten und einer kurz den Fuß auf die Bord-Gummiwulst stellte, um sich abzufangen, war für Iwan alles klar. Er befahl Taras an die Steuerbord-Wasserkanone und rief: »Das sind Räuber, – Klarmachen zum Abtauchen!«, und löste die Sperre der hydraulischen Brücken-Absenkung. Dann schob er die Diesel-Antriebe voll auf.

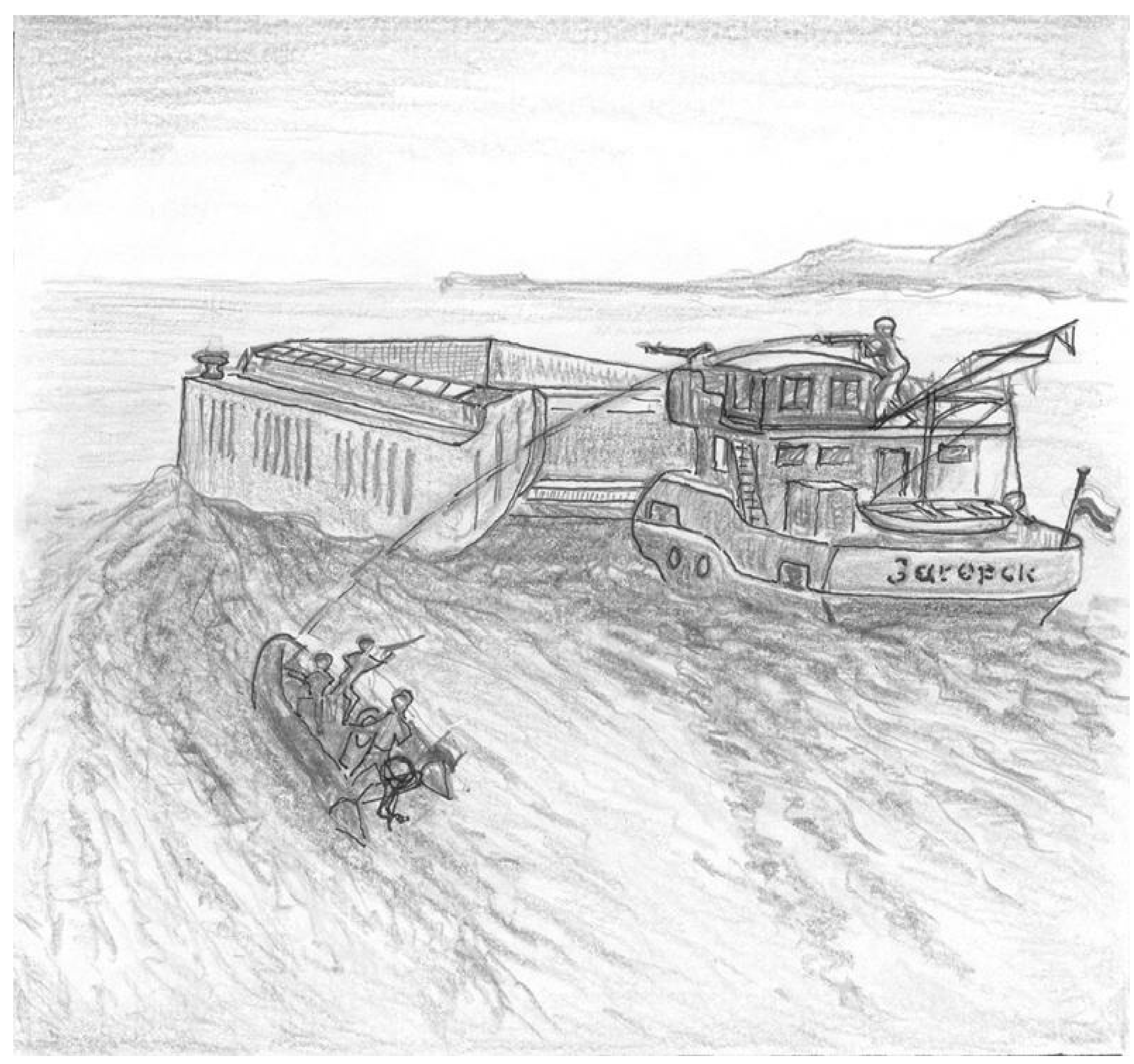
Das schwere Schiff beschleunigte nur langsam, dafür entstand eine gewaltige Wirbelschleppe, die das verfolgende Schnellboot instinktiv weiter nach Backbord ausweichen ließ. Gleichzeitig senkte sich das Brückenhaus, wie gleitend, in den Schutz des Schiffes ab.

Nun wurde es auf dem Kontrollboot hektisch, einer schoss eine Salve in die Luft und auf dem Funk-Kanal knarzte wieder die Stimme: »Sagorsk-Sagorsk – stoppen oder wir schießen!«

»Bereitschaft!«, rief Iwan durch den brusthohen Fensterschlitz der abgesenkten Kommando-Brücke zu Taras.

Der stand schon, gedeckt auf der Steuerbordnock, an der Wasserkanone, da prasselte die zweite Salve einer Maschinenpistole auf den Stahl der Aufbauten. Iwan war nun noch weiter heruntergefahren, zog den Kopf ein und rief: »Taras, – Wasser Marsch!«

Der konnte mit der Wasser-Kanone, geschützt durch das abgesenkte Steuerhaus, über das Ober-Deck auf das Schnellboot zielen. Taras schwang den Hebel des Ventils durch, worauf der armdicke Wasser-Strahl der Kanone fast geradlinig zu den Angreifern hinüber schoss.



Der erste Schwall streifte das Boot und brachte die Stehenden ins Straucheln. Sie duckten sich ab, worauf der Steuermann an der Konsole instinktiv aus dem Wurfbereich der Wasserkanone herausfahren wollte. Dabei erwischte er die große Bugwelle der Sagorsk so spitzwinklig, dass das flach gehende Boot für einen Augenblick in heftige Schräglage geriet und sich wie in Draufsicht zeigte.

Noch bevor der Rudergänger sein Boot abfangen und aufrichten konnte, hatte es der scharfe, schwere Strahl von Taras’ Wasser-Kanone erwischt und mähte die Insassen wie

Dominosteine nieder. Mit verrissenem Ruder, abgebremst und aus dem Gleichgewicht gebracht, kenterte das Schlauchboot mit aufjaulendem Motor und dumpfem Getöse. Die Kerle flogen über Bord und wurden in Wasserfontänen von ihren Schwimmwesten abrupt gestoppt. Das Schnellboot trieb Kiel oben, – nur das Blaulicht, am kurzen Funk-Mast, blinkte aus der Tiefe noch mehrmals, als sei nichts geschehen.

Taras, der Kanonier, legte die Hand an die Mütze, wie bei einer Seebestattung und lachte zu den hektisch planschenden Seeräubern hinüber.

Iwan fuhr das Brückenhaus wieder hoch, und Wolodja kam aufgeregt aus der Kombüse gerannt. Im Schlepptau Oie und Nussbaum.

»Kapitän, – was war das denn? Erst knatterte es und prasselte auf den Stahl, dann schlug ein Geschoss durchs Bullauge in meinen Brot- Schrank! Ich luge vorsichtig raus und sehe, wie ihr ein Polizeiboot versenkt?«

»Nicht doch, Wolodja, das waren Piraten, das habe ich Gott sei Dank an der schlampigen Kleidung und dem Schuh des einen gesehen. Sie waren nicht nach Vorschrift gekleidet und der ganze Auftritt war mir auch sonst sehr verdächtig.

Gut getroffen Taras, – das saß, das war im rechten Augenblick!«

Mit Blick zurück sahen sie in der Ferne die Fänger an ihrem gekenterten Schlauch-Boot flussabwärts treiben. »In Nishnij Nowgorod wird man sie spätestens rausfischen«, beruhigte Iwan. »Es wird immer wieder vor Fluss-Piraten

gewarnt, – allerdings kommen die meist in der Dämmerung. Warum die hier so früh dran waren, weiß ich nicht.«

Als Taras gegangen war, um seine Maschinen zu streicheln, wie er sagte, und Wolodja in seine Kombüse abgetaucht, wandte sich Nussbaum an Iwan und beichtete: »Kopfgeld. – Um dir reinen Wein einzuschenken, Iwan, die wollten sicher uns. Auf uns beide ist ein Kopfgeld ausgesetzt, denken wir, – deshalb dieser Versuch mit der Räuber-Polizei.«

Der Kapitän grinste und schaute, als wenn er so was erwartet hätte:

»Na ja, ist ja noch mal gut gegangen«, brummelte er. »Hätte ich mir denken können, bei Nikolais spontaner Anfrage und seiner Vergangenheit. Da werden wir von jetzt an Wachen einrichten müssen, – vor allem nachts. Das schaffen wir schon.«

Gemeinsam standen die Freunde auf der Brücke und genossen jetzt die friedliche Fahrt auf der Wolga, wie ein Küstenpanorama auf einem Kreuzfahrtschiff. Oie – immer noch aufgeraschelt –, der diesen Kapitän mit dem Hölzchen zwischen den Lippen unerhört spannend fand, fasste Mut, einem von Bruder Nikolai so beiläufig formulierten Rätsel hinterher zu steigen.

»Iwan, Nikolai hat angedeutet, dass du mit der Tarnung vom vermeintlichen Absturz vom Rust beim Kreml-Flug zu tun hattest?«

Iwan schaute, wie wenn er diese Frage erwartet hätte, kratzte sich unter der Mütze am Kopf und ließ den

Zahnstocher zwischen den Lippen kreisen.

»Na ja, Albrecht, – eigentlich nichts weiter. Ich war nur der Kapitän, – damals auf dem U-Boot!«

»Und wie lief das, wie muss man sich das vorstellen?«

»Nichts Besonderes, wie Dienst halt, denn wir waren in diesen Tagen zu einer Übung in den Finnischen Meerbusen befohlen. Unser Boot, die Tartu, war ein spezielles U-Boot für die Funk-Aufklärung, – klein, nur leicht bewaffnet, aber voller Abhör-Technik. Wir lagen dann auf Sehrohr-Tiefe und zeichneten den Funkverkehr des Towers in Helsinki auf. Da mir die Kennung der Cessna aus Lahti – die nicht kam – und auch die von dem Rust bekannt war, mussten wir nur noch abwarten, bis er über uns war. Dann haben wir einen Untergang simuliert, wie man das auch bei U-Booten macht, wenn dir die Jäger im Nacken sitzen. Müll haben wir da aber nicht aus dem Torpedo-Rohr geschossen, nur Benzin, – es sollte ja nach Flugzeugabsturz aussehen. Echtes finnisches Flugbenzin, das mir Tage zuvor ein zu uns abkommandierter Torpedo-Gast, als Kurier unserer Organisation, in Standard-Kartuschen überbracht hatte. Nur der und ich waren in die Operation eingeweiht.«

Iwan registrierte die noch zweifelnden Blicke seiner Zuhörer und schob nach: »Ein geschultes Auge sieht doch schon beim Überflug den Unterschied zum Diesel-Öl der Marine, und spätestens bei der fotografischen Auswertung merken die doch, durch eine Spektral- Analyse, dass da geschummelt wurde.

Wir haben damals noch abgewartet, bis der vom Tower

alarmierte finnische Seenot-Hubschrauber im Anflug war, – und uns dann in Schleichfahrt nach unten verdrückt.

Am Abend kam ein vereinbartes Signal, dass die Operation erfolgreich beendet ist, denn da war der Kreml-Flieger gelandet. Das merkten wir auch am hellen Aufruhr im Funkverkehr, in allen Bezirken der Luft-Verteidigung, bis nach Moskau.«

»Schade, dass wir das jetzt nicht aufgezeichnet haben!«, bedauerte Nussbaum. »Bei Bruder Nikolai haben wir sehr viel erfahren, darüber, was damals geschah, und es auch aufgezeichnet. Können wir dir das heute Abend zeigen und vielleicht deine interessanten Informationen noch aufnehmen?«

»Ist mir recht, – wenn Vater Nikolai das richtig findet, mach ich mit. Ich staune nur, dass das noch irgendwen interessiert.«

Erfreut über das neue, gerade gefundene Teil im Puzzle und erleichtert über die glückliche Abwehr der Seeräuber-Polizei, hörten sie auf das sonore Brummen der Schiffsdiesel, – und als sie gerade in der Magengegend das Gefühl bekamen, dass irgendetwas fehlt, kam Wolodja aus der Kombüse hoch, brachte einen Tiegel Suppe auf die Brücke, und stellte bunte, bauchige Töpfchen auf den Kartentisch.

Taras kam witternd, der Nase nach, hinterher – noch mit dem Siegerlächeln des Richtschützen über den Volltreffer im Gesicht – aus seiner Maschinen-Höhle.

Sie aßen dann stehend, in der Hand hochwandige, bunte

Henkel-Schüsseln, die Oie sehr an kleine Emaille-Nachttöpfe erinnerten, deftigen Borschtsch mit Speckwürfeln und Brot-Brocken, – eine Suppe, die in diesem Augenblick mit der Schönheit der besonnten Wolgalandschaft gewürzt schien.

»Sehr praktisch, die Schüsseln für so ein Stehbankett«, lobte Oie, vom originellen Ess-Geschirr und der schmackhaften Suppe beeindruckt den Koch. »Überzeugender, pikanter Inhalt in einer gemäßen Form, wenn ich das als Gestalter sagen darf.«

Am Horizont wurden, wie Iwan anhand der Karte erläuterte, der Staudamm und die Brücke der Doppel-Schleusen von Gorodets sichtbar. Er meldete den Schubverband über Funk an.

»Nun wollen wir mal hoffen, dass da nicht auch Fänger warten, denn in der Schleuse sind wir zwar unter Staats-Aufsicht, aber ziemlich wehrlos«, gab der Kapitän zu bedenken.

Eine Stunde später, nahe der Schleuse, öffneten sich die riesigen, schwarzen Tore, wie um Luft zu holen und das Schiff einzuatmen. Oie stieg bei dieser außergewöhnlichen, lautlosen Großbewegung eine diffuse Spannung in die Knochen, die er dann im Verlauf der Ereignisse als Vorahnung deuten sollte.

Wolodja und Taras gingen an die Festmacher.

Die blinden Passagiere wurden in die Messe geschickt, wo sie zwischen den Lamellen der herabgelassenen

Jalousien nur wenig von der Schleusung mitbekamen, – nur der feucht-modrige Geruch, im Schacht zwischen den schwarzgrün-algenbewachsenen Schleusen-Wänden, erzeugte eine Alarmstimmung.

Dann ging es langsam, lautlos und heller werdend aufwärts. Sie hörten Iwan rufen, der wohl Wolodja auf dem Vorschiff etwas anweisen wollte, – sonst war nur das leise Leerlauf-Grummeln der Diesel unter ihnen zu vernehmen.

Iwan, der auf der Brücke am Ruder stand, erreichte mit dem Schiff gerade die Oberkante der Kaimauer, da sprangen Polizisten auf den Leichter und kletterten auf die Schub-Einheit. Oben auf der Brücke angekommen verlangte der Kommandierende Auskunft vom Kapitän, wer an Bord sei. Ohne die Antwort abzuwarten, schwärmten seine Leute aus, das Schiff zu durchsuchen.

Die Freunde, die das Getrappel schwerer Stiefel auf den Stahl-Decks mitbekamen, saßen wie gelähmt in der Messe. Zwei Polizisten kamen herein und fragten sie nach ihren Dokumenten. Sie zeigten ihre Papiere vor, der hinzugetretene Offizier beäugte sie, holte eine Fahndungsliste mit schlecht gedruckten zwielichtigen Gestalten hervor und verglich die Bilder. Da lag die Schwachstelle, denn Nussbaums Kameraden hatten bei den Pass-Versionen gleiche Bilder eingesetzt.

Der Freund flüsterte: »Tut mit leid, Oie, früher war der Abgleich von Bildern über Entfernungen sehr langwierig, – aber heute, bei der Bilderkennungs-Software und dem Internet, haben wir ein Problem.«

Sie wurden zur Klärung einer Pass-Angelegenheit von Bord gebeten. Alles geschah freundlich aber bestimmt. Ihre persönlichen Sachen mussten sie mitnehmen. Die Sagorsk sollte, nach dem Passieren der zweiten Schleusen-Kammer, an der Kaje des oberen Schleusenhafens warten, um die Passagiere wieder aufzunehmen, – ordnete der Ober-Milizionär an.

Das klang zwar hoffnungsvoll, aber Oie und Nussbaum verständigten sich, dass der Offizier wohl nur den Stress aus der Sache nehmen wollte. Sie sprachen konsequent Deutsch, weil sie annahmen, sie würden dann auf Russisch mitbekommen, was läuft.

An Land wurden sie hinter ein Drahtschott, auf die Rückbank eines Streifenwagens verfrachtet, – die Türen wurden verriegelt und der Offizier begann zu telefonieren. Er gab die Namen durch und dass es sich, aufgrund der ähnlichen Fotos, um die wegen Pass-Vergehens gesuchten Otto Baumbach und Felix Mendel handeln könnte. Von der Antwort der Gegenseite bekamen sie nur mit, dass sie warten sollten.

Nach über einer Stunde, in einem Auto ohne Klimaanlage in der Sommersonne, waren sie fast geröstet, als ein russischgrüner Kleinbus des Militärs vorfuhr. Schweißnass wurden sie, nach kurzem Informationsaustausch der Offiziere, in Handschellen gelegt und in den Bus verfrachtet, – wo man ihnen die Augen verband und sie an die Armlehnen anschloss.

Dann ging es über Stock und Stein, eine gefühlte

Ewigkeit, mit dröhnendem Motor, im offensichtlich hügeligen Gelände. Der intensive, staubtrockene Geruch des frischen Windes, der durch die geöffneten Fenster hereinströmte, zeigt ihnen, dass sie sich von der Wolga entfernten. Die warmen Sonnenstrahlen von vorn links bargen die Information, dass es im Großen und Ganzen in westliche Richtung ging.

Nach ermüdender Fahrt hielten sie einige Minuten, um dann nur noch wenige hundert Meter zu fahren. Das zeigte, dass sie sich auf einem geschlossenen Gelände befanden.

Als sie ausgestiegen waren, sah Oie, dem die Augenbinde mit Hilfe der Augenbraue verrutscht war, einäugig blinzelnd ein großes, eingeschossiges Blockhaus - am Rande eines Wäldchens – dem seitlich, hinter dem Haus, eine Betonfläche mit weißen Markierungen zugeordnet war. Es handelte sich offensichtlich um einen Hubschrauber-Landeplatz, was er Nussbaum zuflüsterte, nachdem sie in einem fensterlosen Raum im Zentrum des Hauses eingeschlossen wurden.

Man hatte ihnen beim Eintritt ins Gebäude die Augenbinden abgenommen, ebenso die Handschellen. Ihr Gepäck wurde ihnen gelassen. Die sie herbrachten, hatten offensichtlich keine weiter reichenden Vollmachten. Auf dem Tisch im Raum stand ein Krug Wasser und ein Brett mit Weißbrot-Kanten, die sie, ausgetrocknet und heißhungrig, verschlangen, als sei es ihre Henkers-Mahlzeit. Instinktiv wollten sie sich stärken – vor dem großen Zusammenstoß, der für beide fühlbar in der Luft lag.

Ab und an schaute ein Bewacher für Sekunden durch eine

Klappe in Augenhöhe der Tür,

Sie hatten sich auf die im Raum befindlichen Feldbetten gestreckt und schwiegen, denn beiden gingen die Ereignisse der letzten Stunden durch den Kopf. Wie waren sie aufgeflogen? Wer konnte sie verraten haben?

Bruder Nikolaj schied aus, Jänis Ozols ebenfalls, wenn sie ihn nicht gefangen hatten und ausgepresst wie eine Zitrone.

Der Müllfahrer? - Das war ein erklärter Freund von Bruder Nikolaj, – aber vielleicht wurden sie ja nach ihrer Ankunft im Kloster mehrspurig überwacht. Sie hatten die Kontrollen am Tor registriert, aber die hintergründige Beschattung nicht bemerkt, als sie auf das Schiff stiegen. Jedenfalls saßen sie im Schlamassel und hatten so keine Idee, wie sie da wieder raus kommen könnten.

»Moskau. – Ich denke die bringen uns nach Moskau«, flüsterte Nussbaum, etwas bleich, mit nervös zuckenden Augen, »da, so hört man, sitzen die Spezialisten für Verhöre von Ausländern, denen man ja in der Regel subtil beikommen muss, weil rohe Gewalt diplomatische Verwicklungen nach sich ziehen könnte. Ist es das Ende unserer Reise Oie, – was denkst du?«

»Ja, ist es, – aber wir haben schon so viel Material gesammelt, dass es reicht. Wir müssen nur unsere Rolle als Hobby-Historiker herauskehren und mit der Veröffentlichung drohen, wenn man uns zusetzt. Das werden sie nicht riskieren, denke ich. Einige Sequenzen unserer Aufzeichnungen liegen ja als Kopie bei unseren Freunden, – wir müssen nur dicht halten, wo.«

»Aber vergiss nicht, wie brutal sie bisher versucht haben uns einzufangen«, gab Nussbaum zu bedenken. »Ich bin da nicht optimistisch.«

»Das waren alles Amateure, die auf Kopfgeld aus waren. Die sind jetzt kein Thema mehr, glaube ich«, war Oie bemüht, sich selbst und den Freund zu beruhigen.

Nach gefühlten zwei Stunden, zwischen Hoffnung und Resignation schwankend, hörten sie das schlagende Flattern der Rotoren eines schweren Hubschraubers, der in der Nachbarschaft aufsetzte. Kurz darauf erklang Stiefel-Getrappel, russische Kommandorufe, die Tür wurde aufgerissen und herein sprangen, mit Maschinenpistolen im Anschlag, Soldaten in Tarnanzügen, Schutzwesten und Halbmasken.

Der kommandierende Offizier ließ sie wieder in Handschellen legen und die Augen verbinden, dann wurden sie, halb getragen, schnell vorwärtsgetrieben zum startbereiten Hubschrauber, dessen Rotoren schon Fahrt aufnahmen.

Nachdem sie an Bord platziert und angeschnallt worden waren, hob der Hubschrauber, wie ein Fahrstuhl, mit maximaler Leistung, dröhnend ab. Einige Minuten flogen sie, und der erfrischend kühle Föhn der Luft im Hubschrauber begann ihnen den sommerlichen Schweiß zu trocknen, der ihnen, in diesem Augenblick, als Geruch von Angst und Schwäche gelten musste, - obwohl die rauen, knoblauchdurchwirkten Gesellen des Begleitkommandos nicht weniger streng rochen.

Oie und Nussbaum fühlten, mit jeder Minute des Fluges mehr, ihre Furcht vor den kommenden Ereignissen bestätigt, da man ihnen nichts erklärte – nicht einmal brüllend-unfreundlich. – Dann aber wurden ihnen überraschend die Augenbinden abgenommen.

Sie sahen einen General in Felduniform, der gegenübersaß, sich vorbeugte und lächelnd die Handschellen abnahm.

Er schüttelte ihre Hände und sagte auf Deutsch, indem er sich gegen den Lärm des Hubschraubers noch weiter vorbeugte: »Herzlich Willkommen auf unserem Flug nach Finnland. Ich bin Iwan Andrejewitsch Saizew – Iwan für euch - denn ich war ein Freund von Igor Antonow. Er war mein Lehrmeister und mein Chef im Militär-Geheimdienst – damals, als er das Kommando in Berlin hatte.«

Die Freunde konnten das, was sie sahen und hörten, nicht fassen. Das Vernehmbare war wie ein schöner Traum – mit der hintergründigen Furcht im Nacken, daraus zu erwachen.

»Als wir mitbekommen haben, dass ihr festgesetzt wurdet, und dass der RSG einen Hubschrauber aus Moskau schicken wollte, euch abzuholen, haben wir gehandelt. Die werden ganz schön dumm gucken dass wir euch weggeschnappt haben, – und sie werden es, wie immer zähneknirschend, akzeptieren müssen. Nie fragen, war die Devise von Igor Antonow – und sofort handeln, wenn es wichtig ist.«

Mit den Worten und dem achterbahnähnlichen Auf und Ab des Hubschraubers – dem Gelände folgend, um dem

Radar-Netz zu entgehen – steigerten sich die durchlebten Gefühle der befreiten Freunde wie rauschartig. Wie ein heiliger Schein traf, wenn der Hubschrauber in steilen Kurven driftete, das tief stehende Sonnenlicht ihre Gesichter.

Dem General, der wie Ziethen aus dem Busch eingegriffen hatte, sah man seine triumphale Freude an. Er entnahm aus der Halterung eines kleinen, edlen Holzkoffers, den ihm sein Adjutant reichte, silberne Becher und eine Flasche, aus der er Wodka eingoss.

»Auf den Schrecken, Albrecht und Samuel!«

Sie stürzten den Wodka in sich hinein, als wäre es der Treibstoff für den Start in ein neues Leben und schauten, immer noch lächelnd, wie erleuchtet, auf den alten Offizier.

Der rief: »Wir hatten euch eigentlich unter Beobachtung, seit ihr bei Tuomas in Helsinki angelandet seid, wollten aber – aus Respekt vor Igors Auftrag – nur eingreifen, wenn es für euch bedrohlich wird.«

Er hatte wieder eingegossen und rief in das pfeifende Gedröhn der Turbinen: »Auf Igor Antonow im Himmel, wo die Seelen der Gerechten wohnen – auf Igor, den großen Strategen unter den guten Menschen! Für die westlichen Spionage-Zentralen war er damals der Yeti der Dienste, weiß ich. Noch immer ist er ein großes Vorbild für mich und andere in unserer Organisation!«

Sie stießen wieder an und genossen, wie die Wärme des Magens jetzt in den Kopf schoss, wie freudig erregt sie waren, – wie sie schwebten im doppelten Sinne, ob dieser

unerwartet-glücklichen Wendung. Jetzt fühlten sie wieder Hoffnung, dass alles gut endet.

Während der Hubschrauber in Sprüngen und engen Kurven, in geringer Höhe durch die besonnte Landschaft schwirrte, versuchten sie noch eine Unterhaltung, scheiterten aber immer öfter am singend flatternden Gedröhn über ihnen.

Ein Adjutant reichte Brot, Speck und Sardinen – während der General hier und da auf landschaftliche Besonderheiten und Seen verwies, die sie überflogen. Von Zeit zu Zeit goss er Wodka nach und sie hatten Glück, dass die Silberbecher von europäischem Format waren und nicht die in Russland üblichen hundert Gramm.

Zwei Stunden waren sie geflogen, da setzten sie ohne Vorwarnung am Rande einer Waldlichtung auf, vor deren grünem Wall bereits ein weiterer Hubschrauber wartete, der bei ihrer Annäherung die Rotoren anlaufen ließ. Im Laufschritt wechselten sie in die startbereite Maschine, die sofort abhob.

Nach weiteren Stunden über abwechslungsreichen, offenen Landschaften, tauchten sie in das große Grün der Karelischen Wälder ein. Reichlich wodkabenebelt sahen sie in der Abenddämmerung des Polarsommers, wie der Helikopter flach über eine Seenkette zog, die von dichtem Wald umgeben war. Am gegenüberliegenden Ufer, auf einer Lichtung, stand ein sandfarbener Geländewagen, der, als sie sich näherten, die Scheinwerfer aufzog.

Während der Hubschrauber zur Landung ansetzte, sahen

sie den massigen Tuomas über die Lichtung laufen.

Der General rief – Absitzen!, sprang auf, wankte nicht, schwang sich aus dem Hubschrauber und lief auf Tuomas zu, den er heftig umarmte.

Als die Deutschen herangekommen waren, erstattete General Iwan Saizew korrekt Meldung – wobei alle ihm den Spaß anmerkten: »Operation Oie-Nussbaum erfolgreich abgeschlossen!«, sagte er zu Tuomas, der über das ganze Gesicht strahlte.

» Danke! Prächtig, Iwan,!«, und an die Freunde gewandt: »Hermannis kommt morgen früh mit der Fähre von Tallinn nach Helsinki. Ich habe alles vorbereitet, seit ich über Nikolai Ossipow Informationen erhielt, dass ihr euch auf dem Rückzug befindet – aber dass es so schnell geht, vermutete ich nicht. Es war wohl große Not?«

»Das kann man wohl sagen«, bestätigte Oie. »Wir dachten schon, wir landen in Moskau, werden ausgequetscht und eingesperrt – aber dann kam Iwan mit seiner fliegenden Kavallerie und rettete uns.« Dabei schlug er dem General freundschaftlich auf die Schulter. Der lachte und bemerkte, dass die taktische Attacke, aus dem Dickicht der Dienste, ihn immer mehr interessiert habe, als der viele Bürokratenkram.

»Da färbt der Lehrmeister ab«, bemerkte Tuomas. »Ich kenne dich ja noch als Adjutanten von Igor Antonow, als du zum ersten Mal bei uns in Finnland warst und aus dem Staunen nicht mehr heraus kamst, ob der technischen Möglichkeiten im Westen.«

»Ja, lang ist es her«, lächelte Iwan. »Jetzt sind Gott sei

Dank andere Zeiten, aber das Bündnis der Abwehr steht noch, darauf könnt ihr euch verlassen!«

Als der Hubschrauberpilot mit anschwellendem Turbinengeräusch die Rotoren flattern ließ, denn er fühlte sich bei dieser Mission auf finnischem Gebiet offensichtlich unwohl, wurde Iwan auf einmal trübe im Gesicht. Er zog aus der Brusttasche seiner Felduniform zwei DDR-blaue Reisepässe, bei deren Anblick Oie schlagartig der Atem stockte. Der General fingerte den einen nervös auseinander und blickte dabei zu Boden. Oie sah die braunen Verfärbungen auf den Rändern der Seiten und wusste Bescheid.

Als Iwan Saizew nach Sekunden wieder aufblickte, hatte er wässrige Augen und sprach mit schwerer Zunge: »Albrecht, ich hatte auf dem Flug noch nicht den Mut, auch weil ich dir nicht gleich wieder einen Schlag versetzen wollte, nachdem wir euch da rausgeholt haben. Das ist der Pass deines Bruders Otto – schau her.«

Saizew schlug ihn auf, zeigte auf Ottos Bild und dann auf den Durchschuss, unten am Pass, ziemlich mittig – ein Einschuss quer durch die grafische DDR-Kennung, am Rand zerfasert und rotbraun vom Blut seines Bruders.

Oie rannen die Tränen in diesem Augenblick, als wäre Otto gerade umgekommen. Es schüttelte ihn so, dass ihn der Riese Poursiainen und Samuel in den Arm nahmen.

Den Männern rannen die Tränen.

Oie atmete tief durch und versuchte sich zu beruhigen.

Der General berichtete: »Den Pass haben wir gerade aus

dem Militär-Archiv in Podolsk entführt, auch den von dieser Swetlana, aus der gleichen Akte – mehr war da aber nicht. Fein säuberlich wurde anscheinend alles beseitigt, was Rückschlüsse auf die Aktion zuließ. Er wurde vom KGB unter Militär-Geheimdienst archiviert und unter Oktober neunundachtzig abgelegt.

Unsere Agenten hatten damals in der Höhle des Löwen Einsatzbefehle für KGB-Sondereinheiten kopieren können, die Rückschlüsse auf Putschszenarien gegen Gorbatschow lieferten. Nach der Übergabe der Papiere an unsere Kuriere, den Topograf und die Gräfin, an einer Metro-Station ging was schief und wir haben sie verloren.

Am Abend des zehnten Oktober war es, berichtete uns der Agent – zur Tarnung ein Diplomat der DDR-Botschaft, der damals dort im Fluchtauto wartete und sich absetzen konnte. Später haben wir erfahren, dass ein angetrunkener KGB-Oberst sie verhört und, wohl in einem Anfall von Wut, noch am gleichen Abend persönlich liquidiert hat.

Folim heißt er und ist immer noch eine große Nummer im RSG, deshalb können wir noch nichts machen – aber er steht auf unserer Abschuss-Liste, kann ich euch versichern.«

Mehr wissen wir bisher nicht, wir bemühen uns noch Zeugen aufzutreiben, um rauszubekommen, wo die beiden beerdigt sind.»

»Ich danke dir, Iwan«, stammelte Oie mit belegter Stimme. »Es ist gut, das von dir zu erfahren – auch weil du uns gerade rausgehauen hast. Vielen Dank dafür – und für die Gewissheit über meinen Bruder und Swetlana.«

»Niemals. – Wir werden dir das niemals vergessen, Iwan«, wischte sich Nussbaum die feuchten Augen.

Als der Hubschrauber erneut die Turbinen hochpfeifen ließ, straffte sich der General wie zur Meldung, dann umarmte er die Freunde und verabschiedete sich. Aus der Einstiegsluke rief er nur noch, er melde sich, um eine Kopie des Filmes zu bekommen, wenn er fertig sei – dann verschwand er mit seinem Kommando in die nördlichpastellige Nacht über den Seen der Karelischen Wälder.

Die Männer stiegen in den Gelände-Wagen und fuhren schweigend über dunkel-verschlungene, rüttelnde Waldwege zu einer breiten Piste für Holztransporte. Tuomas gab Gas und lächelte sibyllinisch: »Wisst ihr, wer General Iwan Andrejewitsch Saizew ist?«

»Ja«, brummte Nussbaum, »ein General des MGD und Freund von Antonow – jedenfalls hat er sich so vorgestellt.«

»Sicher Samuel, aber das ist ein Chef in der Organisation, nur damit ihr das Luft-Taxi zu würdigen wisst und seht, dass die Abwehr nicht wackelt!«

In einer Staubwolke erreichten sie das Scheinwerferband der Autobahn nach Helsinki. Nussbaum, vorn sitzend, erzählte Tuomas von den Erlebnissen der vergangenen Tage – wie berauscht, in einem letzten, auflodernden Hochgefühl ob der Fülle der Informationen, auch zum Hintergrund der Wende – der Europäischen Perestroika – und den noch zu

inspizierenden Quellen in den Ländern des Ostens. Dann sackte er in sich zusammen, denn die letzten Stunden und der Wodka im Hubschrauber hatten ihn sichtbar erschöpft.

Oie hörte es, ob der dokumentierten Endgültigkeit des Todes seines Bruders, wie durch einen Nebel und schlief bald ein. Ein Kaleidoskop von Otto-Szenen schwebte durch seine Träume – wie ein Abspann zu einem alten Film in Sepia und Schwarz – und immer wenn ihn die schnelle Fahrt aus dem Schlaf riss, sah er auf seine Hände. Die hielten den blau-braun-blutigen Pass seines Bruders zärtlich umfangen, wie das letztendliche Zeugnis, dass Otto für eine gute Sache gestorben war. Irgendwie, so tröstete er sich, war der Erfolg der Europäischen Perestroika auch Ottos Erfolg. Diese Gewissheit machte ihn – bei aller Trauer um den Bruder – auch ein wenig stolz.

Als sie am Yacht-Hafen ankamen, waren schon viele Lichter gelöscht.

»Ich hole kurz meine Sachen und komme mit an Bord«, beschloss Tuomas. »Gleich morgen früh, wenn Hermannis da ist, legen wir ab und segeln nach Danzig – zu diesem Grzegorz Lewandowski.«

TEIL VI: Polnische Befindlichkeiten – Operation Morgenlicht

Beim Streit um die Wahrheit bleibt der Streit die einzige Wahrheit!

Tagore

34 Unter Segeln: Helsinki – Danzig

Mit der frühen Fähre aus Tallinn sollte Hermannis zum Schiff nach Helsinki kommen, aber erst als er an Deck polterte und seine Segeltasche ins Cockpit fallen ließ, konnten Oie und Nussbaum so richtig glauben, dass es auf ihrer Zeitreise durch den Osten weiter ging – vor allem Richtung Heimat.

»Na, ihr Helden«, rief Hermannis in die Kajüte hinunter. »Das war ja wieder mal knapp, was ich so höre!«

Er kam die Treppe herunter, schlug allen kräftig die Schultern, ließ sich auf das Steuerbord-Sofa fallen und fragte lächelnd-lakonisch: »Habt ihr schon gefrühstückt?«

»Noch keinen einzigen Schluck«, lachte Tuomas, am Navigations-Tisch sitzend, und zog, auf eindeutigen Fingerzeig des Kapitäns, hurtig eine Genever-Flasche aus dem Versteck im Flaggen-Fach, goss ein, – und sie stießen auf ihr Wiedersehen an.

Nussbaum, der mit glücklichen Augen blinzelte und jetzt sicher war, dass es irgendwie nach Hause ging, drehte sich zur Pantry, wo das Wasser im Kessel zu brodeln begann. Er goss auf, wodurch augenblicklich ein beglückender Geruch von frisch gebrühtem Kaffee die Messe flutete – dann stellte er das Frühstück auf den Tisch, rührte den Kaffeegrund runter und goss den Männern mit Schwung ein.

Oie fragte Hermannis, wie die Reise von Riga gelaufen sei.

Der sichtlich übermüdete Lette hob erst mal bedächtig den Kaffee-Mug und trank vorsichtig nippend, wie ein großer Vogel, den heißen Kaffee – damit lebte er auf.

»Wir sind die halbe Nacht gefahren, um die Fähre zu erreichen. Ein Mitarbeiter hat mich gebracht. Übrigens hat Jänis Ozols mir am Telefon ein bisschen was erzählt von den Kopfständen, die ihr gemacht habt, weil Samuel partout nicht in den Sarg wollte.«

Die Männer lachten, Samuel verkniff, die Hände wie abwehrend erhoben, die Augen über diese Anspielung – und verwies Hermannis auf den dennoch glücklichen Ausgang ihrer Russland-Abenteuer.

»Jänis erzählte mir noch die Ereignisse vor dem Höhlenkloster, wo er so eine Vorahnung hatte. Sie haben ihn nämlich zum Zollamt geleitet um die Särge zu röntgen – ohne Erfolg natürlich. Es war unterm Strich für euch ein gutes Ablenkungsmanöver, denkt er. Wir Balten warnen ja immer: Reizt bloß den großen russischen Bären nicht.«

Samuel goss Kaffee nach und Hermannis trank im Rhythmus seiner pulsierenden Neugier: »Was war sonst? Ich will alles wissen, wie lief es? Habt ihr etwas erfahren, was unser Interview in Kuopio mit dem Flugzeug-Ingenieur übertrifft?«

»Aber ja doch«, entgegnete Tuomas. »Schon das Treffen bei Professor Kusnezow, dem Volkswirtschaftler und Wirtschaftshistoriker, war für unser Thema äußerst ergiebig. Er kannte die zwingenden wirtschaftlichen Ursachen der Perestroika – alle verborgenen Abgründe des Systems und

hat das mit erstaunlichen Fakten belegen können. Samuel hat dabei noch frische Pässe frisiert und dann musste ich weg, – zurück nach Helsinki.

Zu Hause erreichte mich – überraschend auf alten Kanälen – eine Information von General Saizew, dass er die Jungs hinter der finnischen Grenze abliefert. Da wusste ich, etwas ist schief gelaufen und habe dich gleich informiert, damit wir sofort lossegeln können.«

»Ja, das war knapp«, stöhnte Oie. »Sie hatten uns auf einem Schiff in der Wolga-Schleuse Gorodets gefangen – irgend so eine Truppe, die wohl dem RSG zuarbeitet, und wir sollten wohl nach Moskau gebracht werden – doch dann kam der Hubschrauber von General Saizew dem zuvor und hat uns in Sicherheit gebracht. Er gab sich als Schüler von Igor Antonow zu erkennen und Tuomas sagte dann, dass er aktuell ein Chef beim Militär-Geheimdienst ist.«

Tuomas Poursiainen erhob das Glas und nickte bestätigend.

»Zeigen. - Wir konnten viel aufzeichnen, das werden wir euch zeigen«, bot Nussbaum an. »Lauter ungeschnittene Video-Sequenzen, die jede Menge brisanter Informationen enthalten.«

»Bei Konstantin Petrow, einem ehemaligen politischen Berater aus dem Dunstkreis Gorbatschows, in Serpuchow bei Moskau«, ergänzte Oie, »war das auch sehr logisch, was der über die politischen Hintergründe der Europäischen Perestroika sagen konnte – das war absolut erhellend.

Das Gespräch über den damals drohenden

wirtschaftlichen und politischen Kollaps haben wir am Abend aufgezeichnet. Samuel hat zuvor eine kleine Konzerteinlage mit dem Cello gegeben – als Türöffner quasi – bemerkten wir hinterher. Ich glaube aber, er hat vor allem so beeindruckend gespielt, um die Enkelin von Petrow – eine Cellistin und russische Schönheit – zu bezirzen.«

»Was hast du alter Knabe?«, lachte Hermannis.

»Oie spinnt, ich habe nur ein bisschen was von Bach gespielt, – so als Pauseneinlage, auf dem Instrument der Enkelin. Sie ist eine gute Musikerin und wirklich eine bezaubernde Erscheinung. So einer Ausstrahlung begegnest du selten.«

»Und wie ging es dann weiter?«, fragte Poursiainen, der noch eine Runde Kaffee nachgoss.

Oie verspürte Zeitdruck und versuchte eine Kurzfassung: »Über die Vermittlung von Petrow, kamen wir dann an den Mönch, der mal Oberst Nikolai Ossipow war – der Planungschef bei Antonow in der Abwehr.«

»Autorität. – Der kannte alle und ist für mich eine beeindruckende moralische Autorität«, fiel ihm Samuel ins Wort. »Er hat damals für Antonow die Listen geführt und die genaue Übersicht über die Akteure. Bruder Nikolai ist, glaube ich, der Einzige noch Lebende, der einen Gesamtüberblick über alle Operationen hat.

Er bestätigte uns auch die wichtigsten, unterstrichenen Namen auf unseren Listen in Polen, Ungarn, bei den Tschechen und in Deutschland. Segen. – Die Kameraden sollen wir noch aufsuchen – mit seinem Segen, wie er

betonte – um mehr zu erfahren von dem, was in der Wende-Zeit lief und was dem voraus ging. Sein Segen, das ist doch was – wer hätte am Beginn unserer Unternehmung gedacht, dass sich die Türen so weit öffnen?«

»Vorsicht, Jungs, nicht euphorisch werden, da könnten immer noch Falltüren zur Hölle dabei sein«, konnte es sich Hermannis, der Zweifler, nicht verkneifen. »Da hat euch doch gerade einer dem Teufel von der Schippe geholt – oder habe ich das falsch verstanden?«

»Sicherheit. – Hermannis, das ist richtig, ich bin ja selbst ein Sicherheitsfanatiker. Aber die sorgfältige Vorauswahl der Personen durch Igor Antonow wird immer deutlicher sichtbar. Darum bin ich auch in Polen zuversichtlich – bei aller Vorsicht, die wir walten lassen werden. Ein gewisser Grzegorz Lewandowski, Major a. D. der Abwehr im polnischen Militär-Geheimdienst-WSI, lebt da in Danzig. Nikolai Ossipow hat uns eine neue Adresse gegeben, – die alte von Antonows Polen-Liste soll nicht mehr stimmen. Eine Telefonnummer war aber nicht dabei.«

»Dann wollt ihr jetzt nach Danzig, Samuel?«

»Geht das, – ja, geht das mit deinem Schiff?«

»Das ist eine Überraschung – ich hatte mich auf Riga eingestellt. Da muss ich Inga anrufen, dass es ein paar Tage später wird. Der Kahn liegt eh im Hafen rum – Urlaub in der Firma steht mir auch noch zu – also segeln wir nach Danzig. Jungs, ich freue mich!«

»Und mich nehmt ihr doch hoffentlich auch mit?«, stellte Tuomas in den Raum. »Deshalb bin ich schon mal da, es ist

bestes Segelwetter und ich habe Zeit. Das mit euch und Igors Auftrag ist mir auch schon so ans Herz gewachsen – da will ich unbedingt noch ein bisschen dabei sein. Den Anruf in Riga lass aber lieber, Hermannis, weil ich denke, dass sie eure Telefone überwachen. Ruf lieber, wenn es sein muss, einen Freund oder Verwandten in der Nähe an, der dann zu deiner Frau geht und die Nachricht persönlich überbringt.«

»Danke für den Tipp, Tuomas – so mache ich es nachher.«

»Bei deiner Umsicht und den offensichtlichen Alt-Verbindungen ist es gut, wenn du mitkommst«, lächelte Oie ironisch-hoffnungsvoll. »Wie ihr unsere Entführung nach Finnland organisiert habt – bis auf die strapazierten Nerven war der Hubschrauber-Flug ein Erlebnis.«

»Gefecht. – Vom Gefecht auf der Wolga erzählen wir euch, wenn wir abgelegt haben«, warf Nussbaum aufgekratzt ein – und war sich der Wirkung der Worte sichtlich bewusst.

»Was für ein Gefecht?«, riefen Hermannis und Tuomas fast gleichzeitig.

»Später, Samuel! – Irgendein Gefühl sagt mir, wir sollten schleunigst ablegen«, bremste Oie.

Die Männer brummten ihr Einverständnis und gingen an Deck. Hermannis spulte sein Routine-Programm ab – sie takelten auf und nahmen die Schiffstechnik in Betrieb, wobei der Kapitän lautstark jedem seine Aufgaben zuwies.

Unter Motor liefen sie aus. Der Morgen über der

windstillen Finnischen See vor Helsinki war von edlem Glanz. Die Ostsee lag im Sonnenlicht, ein leichter Dunst noch über dem Wasser, der alles mit einem samtenen Silberhauch überzog.

Als Oie die Männer begeistert darauf hinwies, dozierte Nussbaum: »Phänomen. – Das ist ganz einfach ein Phänomen, das entsteht, weil jedes Nebeltröpfchen in einem letzten Aufbäumen die Sonne spiegelt, bevor diese es auflöst.«

»Der Wissenschaftler sitzt dir wohl immer im Nacken?«, frotzelte Hermannis. »Der Kurs spielt natürlich auch eine Rolle. Wir haben die Sonne im Rücken, da gibt‘s diese Erscheinung am intensivsten«, schob er als erfahrener Segler nach und wechselte im Angesicht der schlaffen Segel das Thema: »Wenn wir in zwei Tagen in Danzig sein wollen, müssen wir etwa acht Knoten die Stunde laufen. Aber bei dem bisschen Wind – ich sehe hier nur ein bis zwei Windstärken auf der Windeinheit - wird das nichts, da brauchen wir ewig. Oie, was denkst du, – können wir uns das leisten?«

»Nö, Eile ist schon nötig, aber bei dem Wind geht es nicht ohne Motor wenn’s sein muss auf direktem Kurs unter Land, die Nacht durch und dann schauen wir mal.«

»Einspruch, Oie – das sehe ich anders, denn dann müssen wir durch estnische und lettische Hoheitsgewässer, immer in der Gefahr, dass uns die Küstenwache kontrolliert und die vielleicht schon nach euch fahndet.«

»Das könnte ein Problem werden« bestätigte Tuomas,

»du solltest dein Schiffs-GPS abschalten Hermannis. Ich habe einen Navigator auf GLONASS-Basis dabei, der funktioniert genauso gut und darauf können die nicht so leicht zugreifen.«

»So machen wir es, Tuomas, damit gewinnen wir Abstand – und ich denke, wir sollten unter Motor, weiter draußen, in internationalen Gewässern laufen, etwa die halbe Strecke bis Stockholm. Heute Abend frischt es auf und wir können dann, mit gutem Wind, direkt Kurs auf Danzig nehmen. Ich hatte heute in der Frühe beim Navigator auf der Brücke der Fähre einen Plausch. Er hat mir die Prognose der Großwetterlage für die nächsten Tage auf seinen Plots gezeigt – wir bekommen eine steife Brise von West, heute am Abend.«

»Brise? – Was heißt steife Brise?«, fragte Nussbaum mit flackerndem Blick und sich verfärbender Nasenspitze.

»Na etwa so«, wiegelte Oie ab, »wie bei unserem ersten Törn von Ruhnu hierher – aber mit etwas längeren und höheren Wellen bei mindestens sechs Beaufort.«

»Tuomas, deshalb ist es gut, dass du dabei bist«, befand Hermannis, »denn wenn wir zwei Tage durchsegeln, brauchen wir zwei Wachen – auch aus Sicherheitsgründen. Es passt also, du bist doch seefest?«

»Aber klar doch, wie alle Finnen – trink- und seefest. Wir hatten damals, als meine Kinder noch klein waren, ein Folkeboot, so ein offenes Kielboot aus Kunststoff, das kennt ihr sicher. Die gibt‘s bei uns zu Tausenden.«

»Das sind schöne Schiffe«, stimmte Oie zu. »Sehr schöner

Riss, elegante Linien, nahezu unverwüstlich. Bei uns in Deutschland werden dreißig Jahre alte Exemplare noch zu guten Preisen gehandelt.«

»Ja, seefest, und vor allem sehr kräftesparend zu segeln waren die – mit kleinen Kindern und meiner spanischen Hochland-Madonna Penelope unübertroffen praktisch!«

Helsinki war schon eine Weile hinter dem Horizont verschwunden, die Aizpute ließ sich bei dem Wetter bestens vom Autopiloten steuern und so hatten sie im leichten Auf und Ab des Schiffes einen entspannten Rückblick.

Nussbaum holte seine Kamera an Deck und Hermannis brachte den Laptop vom Kartentisch. Unter der improvisierten Abschattung eines Friesen-Nerz sahen sie sich die Aufzeichnungen an, bei denen Kusnezows, Petrow und Vater Nikolai beeindruckend-verblüffende, ineinandergreifende Facetten des Puzzles von den Hintergründen der Europäischen Perestroika, zur Kenntnis gaben.

»Das wird ein zunehmend rundes Bild von der strategischen Perfektion, in der alles geplant war«, freute sich Tuomas. »Lehrbuchmäßig, was das Zusammenspiel zwischen auslösender Aktion und abdeckender Begleitung angeht. Etwa so, wie beim Eisstock-Schießen, wo das Ziel präzise anvisiert, der Eisstock mit dem genauen Tempo und dem notwendigen Drall auf den Weg gebracht wird und dann nur noch – mit zwei lebendigen Besen – die Hindernisse aus

dem Weg poliert werden.»

»Ein schöner Vergleich«, lächelte Oie. »Eisstock-Schießen wird auch bei uns populär, ich verstehe dein Bild Tuomas – es trifft. Auch können wir mit diesen Informationen bereits das Ganze – die Hintergründe der Wende im Osten – im Ansatz verstehen, ohne jedes Detail zu kennen.«

Unten brummte der Diesel und schob das Schiff kraftvoll durch die Ostsee. Wind von West kam auf, der eine stetig größere Welle aufbaute, die es sanft in rollende Bewegungen brachte. Hermannis trug die Position ins Logbuch ein und korrigierte den Kurs am Auto-Piloten.

Oie machte Kaffee für die Mannschaft und reichte ihn nach oben.

Dann saßen sie wieder im Cockpit und schauten noch einmal auf Details in den Film-Sequenzen.

Bei der Diskussion der bisherigen Begegnungen und Erkenntnisse kehrte eine Frage immer wieder, – es war die nach der Motivation Komanda-Gorbatschows und dem eigentlich unrealistischen, verblüffenden Zeitfenster der Operationen. Nur zweieinhalb Jahre vom Kreml-Flug bis zur Mauer-Öffnung, – warum war das so?

Tuomas Poursiainen war sich sicher: »Es ging bei allem und zuerst, so verstehe ich das jetzt, um die Brechung der Herrschaft der Oboronka, des Militärs und des KGB über die Politik und die Bürgergesellschaft – und so was geht nur konspirativ-dynamisch – bevor der Gegner die Strategie durchschaut, Zeit hat Kräfte zu sammeln und seine Gefechtsordnung zu organisieren. Das war dann wohl auch

so in allen Ostblockländern, wie ich die letzten Aussagen von Nikolai Ossipow verstanden habe, bei dem ja alle strategischen Fäden zusammenliefen. Da gibt es übrigends Parallelen zur aktuellen Situation in der westlichen Hegemonialmacht.«

»Tanker. – Komanda-Gorbatschow hatte wohl die von den Wirtschaftsexperten berechnete Zeitachse bis zum System-Kollaps, bis zum Auflaufen dieses schrottreifen Riesentankers, immer im Hinterkopf, Tuomas – das hat Fjodor Kusnezow glasklar mit Zahlen belegt.«

»Ja, aber was ich sagen will: Die Parallelen sind verblüffend – die Hegemonialmacht USA, auf tönernen Füßen, die sich in einer ähnlich ausweglosen, nicht mehr haltbaren und nicht mehr finanzierbaren Lage befindet wie die Sowjetunion – wie es Konstantin Petrow angesprochen hat. Stellt euch mal vor, ein Amerikanischer Präsident würde versuchen diesen Gordischen Knoten zu durchschlagen, weil er sieht, dass es auf Dauer nicht gut gehen kann, wenn von einem Dollar Steuereinnahmen fünfzig Prozent für das Militär, die Rüstung und den Sicherheitsapparat draufgehen. Für die Lasten vergangener Kriege, gegenwärtiger Kriege und künftiger Kriege, wie es die Kusnezows für die untergehende Sowjetunion bilanzierten. Wie kämen die USA da raus, außer mit immer mehr Schulden, die ihre Kreditgeber reich machen – mit vorprogrammiertem Kollaps der Staatsfinanzen und wachsender Handlungsunfähigkeit der demokratisch gewählten, politischen Eliten.

So was geht nur per Verschwörung, einer dynamischen

Verschwörung zum Guten und zum friedlichen Wandel, wie es unsere Abwehr vorexerziert hat. Sonst ist der Häuptling der so genannten Freien Welt über kurz oder lang fertig. Er scheitert mit jeder Reform-Idee am Widerstand seiner Paladine, Günstlinge und Sponsoren, die nicht gewillt sind, Machverhältnisse – die Pfründe und Privilegien begründen – grundsätzlich infrage zu stellen. Er wird faktisch handlungsunfähig, ist diskreditiert und wird von den eigenen Leuten ausgetrickst, abgewählt oder erschossen – eine der häufigsten Todesarten von US-Präsidenten.

Und denkt es mal von der anderen Seite: Wie erlangt der Militärisch-industrielle Komplex das Primat und solche Macht in der Gesellschaft? Und wie stabilisieren diese Leute dann, im Fall der Fälle, ihre Macht?

Nur durch eine Verschwörung gegen die Zivilgesellschaft, wie sie Ossipow geschildert hat, beim Anschlag vom elften September in New York. Wem nutzt es? - war schon bei den alten Griechen die Schlüsselfrage, um die wirklich treibenden Hintergründe von Ereignissen zu erkennen. Du findest mit dieser Frage die letztendliche Antwort auf fast alle sprunghaften Entwicklungen und Verwerfungen – auch in der jüngeren Geschichte.«

»Natürlich«, hakte Oie ein. »Aber was du sagen willst ist doch: Man muss sich eben auch an der Basis, im Interesse der demokratischen Bürgergesellschaft, zum Guten, zu einer radikalen Wende der Verhältnisse verschwören – denn ohne dass die da unten nicht mehr wollen und im Schwur zusammenstehen, werden die da oben nicht mehr können

und wird niemand einen Wandel zum Besseren einleiten.

Wie in der DDR in der Vorwende-Zeit – nach dem Machtantritt von Krenz bei der Großkundgebung auf dem Alexanderplatz in Berlin: Die Botschaft, die alle, die dabei waren fühlten, als einige Parteigänger sich noch trauten und Nebelgranaten warfen, war: Ihr könnt quatschen, was ihr wollt, wir durchschauen das Spiel und machen nicht mehr mit, wir lassen uns nicht provozieren und bleiben friedlich. Es ist doch immer wieder ein Witz der Geschichte, wenn sich die Verursacher einer Krankheit, bei deren finalem Ausbruch, als Ärzte anbiedern!«

»Systeme«, bestätigte Nussbaum. »Amoralisch agierende Systeme in ihrer Endzeit fordern in solchen glücklichen Augenblicken der Geschichte bei ihren Bürgern eine tiefe Moralität heraus. Es bedarf dann des Vorbilds weniger, um so eine revolutionäre Bewegung anzustoßen. Diese Welle von eruptiver Moralität, von wachsender Furchtlosigkeit und unbändigem Gemeinschaftsgefühl, ließ den Ruf Wir sind das Volk ! anschwellen – bis zum Abdanken dieser Herrscherkaste.«

»Man könnte es wirklich Graswurzel-Verschwörung nennen, so eine Verschwörung zum Guten«, warf Hermannis ein. »Wie bei unserer Singenden-Revolution, als im Hintergrund die wissenschaftlich-kulturelle Elite unseres Landes konspirativ Konzepte entwickelte, den Stillstand und die Lähmung für die Unabhängigkeit Lettlands zu überwinden – und von oben Komanda-Gorbatschow, wie ihr sagt, abgesichert hat, dass eine Gewaltlösung vermieden

wird. Wovon wir damals nicht die Spur einer Ahnung hatten. Wir haben uns nur gewundert, dass sich das Militär und die sprungbereiten Sicherheitskräfte urplötzlich zurückzogen.«

»Graswurzel. – Graswurzel-Verschwörung finde ich gut. Diese friedliche Art des Widerstandes ist für mich eine Form des Bürger-Protestes mit unerhörter Perspektive, gegen die Finsterlinge und Gewalttäter dieser Welt.«

»Jedes System verliert seine Glaubwürdigkeit und Legitimation«, warf Oie ein, »wenn Gewalt gegen die eigenen Bürger politisch ins Kalkül gezogen wird. An den Gewaltfantasien seiner roten Möchtegern-Revolutionäre, die innere Widersprüche und äußeren Druck auf ihr System zum Vorwand nahmen, um Unterdrückung verbal verbrämt zu rechtfertigen, ist das ambitionierte, gerechtere Gesellschaftsmodell des Ostens doch auch gescheitert. Der immanent beschworene innere und äußere Verteidigungsfall musste im Sozialistischen Lager dafür herhalten, dass alles so waffenstrotzend-militaristisch daherkam. Der Normalbürger verstand dieses Ausmaß nie und beargwöhnte es auch als neoimperiale Attitüde der großen Sowjetunion, wurde doch das wahre, das gewalttätige Gesicht, durch die verkündete Ideologie der militärisch gestützten Welt-Revolution für jeden durchschaubar.«

»Normalbürger. – Ja, Oie, der Normalbürger hatte ein sichtbar friedfertigeres Programm. Wir zum Beispiel erzogen unsere Kinder zu gebildeten, kulturvollen Menschen. Meine Frau hilft Kranken und auch ich habe immer geglaubt, wenn ich einen Code geknackt oder entwickelt habe, das dient

dem Frieden und ich bin auf der richtigen Seite. Bis ich bemerkte, dass da Leute sind, denen es nur noch um ihre ideologisierte Macht, um Privilegien und Pfründe geht, nicht mehr um Entwicklung zu einer gerechten, produktiven Gesellschaft – und denen Machterhalt durch Gewalt auf die Stirn geschrieben war.

Staats-Religion. – Um das zu sichern, entwickelten diese Leute eine Art Staats-Religion der DDR. Jeder, der auch nur an einer Facette dieser Religion öffentlich zweifelte, wurde bespitzelt – dem drohte die persönliche Vernichtung durch Rufmord, Degradierung und Beschneidung der beruflichen Perspektiven. Sie haben es aber nicht hinbekommen, in ihrem Allmachtswahn, wie wir jetzt wissen. Diese verkalkten Machthaber bereiteten – so wissen wir durch die aufgezeichneten Aussagen – eine finale, gewaltsame Sicherung ihre Macht im Osten vor und wollten dafür die Gesellschaft als Geisel nehmen. Das Volk aber, und vor allem seine intellektuellen Eliten, taten ihnen nicht den Gefallen. Sie ignorierten die in Selbsthypnose erstarrten Funktionäre und verabredeten sich mit Gleichgesinnten zu friedlichem Widerstand. Das war eben auch eine Graswurzel-Verschwörung.«

»Aber war es nicht Spitz auf Knopf in Deutschland?«, fragte Tuomas, der diesen Ausdruck noch aus seiner Studienzeit in West-Berlin kannte.

»Gewalt. – Klar, klar, ja, klar doch – es hätte auch anders kommen können«, knirschte Nussbaum. »Wenn geschossen worden wäre, oder die Demonstranten ihren Unmut in

Gewalt gekühlt hätten. Seit Gandhi aber weiß man, dass ein zivilisierter, friedlicher Widerstand der Mehrheit in der Gesellschaft – der Massen – ganze Unrechtssysteme zum Einsturz bringen kann.«

»Genau deshalb«, warf Poursiainen leidenschaftlich ein, »rufen jetzt die radikalen Endzeit-Apologeten in diesem französischen Manifest Der kommende Aufstand zur Gewalt auf und erklären das Gewaltmonopol des Staates zum Problem – so lese ich es jedenfalls. Das ist aber ein bestelltes Ablenkungsmanöver, denn der demokratische Rechtsstaat ist auch künftig der einzige Garant der Menschenrechte. Nicht pseudorevolutionäre Clans, wie man überall auf der Welt beobachten kann, wenn Regime stürzen und in den folgenden Bürgerkriegen der Rechtsstaat das erste Opfer ist.

Die wirkliche Ursache, für alle Fehlentwicklungen dieser Welt, ist doch die Herrschaft des Geldes, der Spekulanten über die produktive Gesellschaft und eine demokratisch legitimierte Politik. Hinter diesem Manifest der Verschleierung, so nenne ich es, stehen die, die eine friedliche Revolution für die Beendigung der Herrschaft des Geldes und eine gerechtere Gesellschaft fürchten müssen, wie der Teufel das Weihwasser.«

»Wer sollte das konkret sein?«, zweifelte Hermannis.

»Finanz-Mafia. – Die weltweit agierende, aber angeschlagene Finanzmarkt-Mafia, wie Lisa Kusnezowa es auf den Punkt brachte«, entgegnete Nussbaum. »Mit ihrem angemaßten Recht, Welt-Reservewährungen nach Belieben zu drucken und in Verkehr zu bringen. Die zetteln in immer

gleichen Eskalationsmustern Bürgerkriege an, schüren Spannungen und fördern Instabilität bis zu heißen Kriegen – weil hinterher, wenn vieles zerstört ist, nur noch die Macht des Geldes zählt und selbst Knochen der Opfer und Scherben sich noch kapitalisieren lassen. Das ist Existenzbedingung und Lebenselixier für diese Finanz-Mächte – wie ein Vampir das warme Blut des Lebens braucht, um seine Brut zu züchten. Das jedenfalls ist die Erfahrung aus den Kriegen der letzten Jahrhunderte und der aktuell zu beobachtenden weltweiten Konflikte – da liegen die Wurzeln. So wies es uns Professor Kusnezow in Sankt-Petersburg ganz logisch nach – er will auch ein Buch darüber veröffentlichen.«

»Aber hat die Politik nicht die Herrschaft des Geldes weltweit in Gesetze gegossen?«, ließ Hermannis nicht ab.

»Mehrheit. – Ja, – ja natürlich, – aber auch das lässt sich aufheben durch demokratische Mehrheiten und Gesetz und Schwur zu einer besseren, wirklich gerechten Welt – mit Chancen-Gleichheit und Arbeit für alle in Würde«, wurde Nussbaum feierlich.

»Da sind wir uns einig«, schloss Poursiainen mit Vehemenz an. »Was da an den Finanz-Märkten und in der Rüstungslobby läuft, ist die wirkliche Verschwörung gegen eine gerechtere Welt. Auch ein Amerikanischer Präsident würde sich ihrer nur durch eine Verschwörung zum Guten entledigen können.«

»Wie soll das gehen, bei siebzehn Geheimdiensten allein in den USA? Mit einem Ober-Geheimdienst, der unter dem

Vorwand der Terrorismus-Abwehr die Daten der ganzen Welt filtert und auswertet, wie Nikolai Ossipow es beschrieb?«, zweifelte Oie. »Ist es nicht immer wieder abstrus, wie kleine Gruppen, mit monetärer Gewalt und dem Militärisch-industriellen Komplex, eine Gesellschaft dominieren können? Lisaweta Kusnezowa hat recht: Sie sagt, wenn in den vergangenen Jahrhunderten das Militär, die Rüstungskonzerne und Banken die Politik dominiert haben, so dominiert sie heute besonders die so genannte Finanz-Industrie mit ihrer gekauften Macht der Medien und einem IT-Imperialismus der Angloamerikaner, wie Nikolai ihn heraufziehen sieht.«

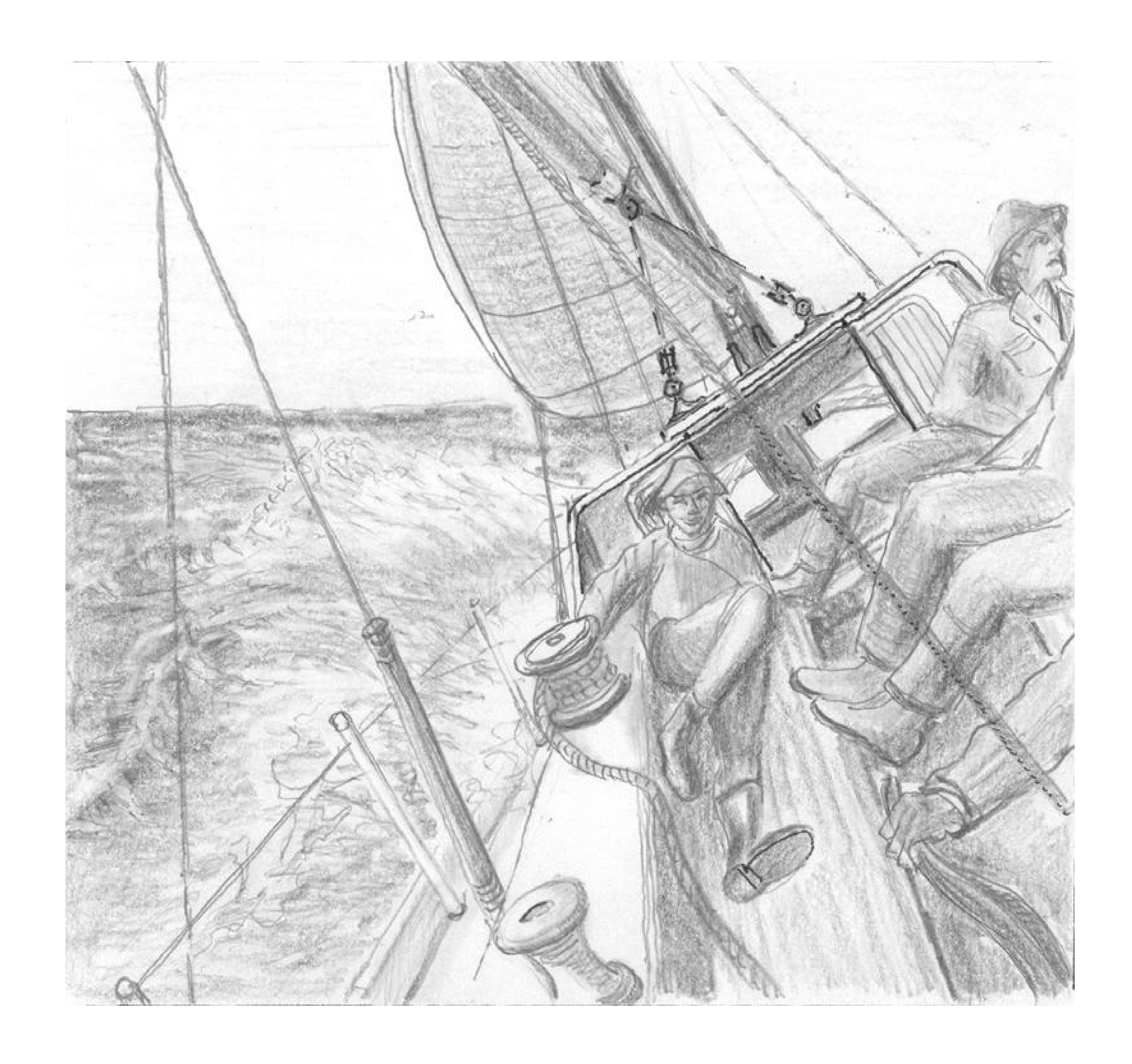
»Wisst ihr«, brummte Poursiainen beruhigend, »ich bin da sehr gelassen. Kennt ihr eine hegemoniale Macht in der Geschichte, die ihren eigenen Allmachtswahn überlebt hat? Ich nicht! – Das gibt mir die Gewissheit, dass unsere Verschwörung zur Beendigung des Kalten Krieges und für das Gemeinsame Haus Europa – wie wir es jetzt sehen müssen – nicht die letzte, erfolgreiche Graswurzel-Verschwörung war.«

»Was aber wäre als Quintessenz zu lernen?«, forderte Oie. Tuomas reckte sich und schnaufte mit glänzenden Augen: »Es ist die Erkenntnis, dass Gewalt in Politik und Gesellschaft niemals, absolut niemals, ein Problem löst – sondern nur neue schafft. Deshalb wird es endlich Zeit, weltweit konsequent gegen dieses Krisen und Kriege schürende System der Finanzmarkt-Mafia, die gekauften Politiker und ihre medialen Paladine vorzugehen.

Konsequent – aber eben auch immer friedlich und demokratisch.«

Querab der Aland-Inseln setzten sie die Segel und gingen auf Süd-Kurs Richtung Danzig. Der halbe Wind im Rigg ließ das Schiff, das in den letzten Stunden unter Motor durch jede Welle gestampft war, nun mit Tempo in ruhigeren, großen Bewegungen gleiten. Immer wenn es die seitlich anlaufende Welle sanft anhob – um es auf der anderen Seite wieder ins Tal gleiten zu lassen – lief durch ihre Körper eine rollende, das Gleichgewicht irritierende Bewegung.

Oie, der Probleme ahnte, stellte Nussbaum ans Ruder. Hermannis brachte noch eine Reisetablette, und so abgedämpft wurde Samuel zwar träger in seinen Formulierungen, aber zusehends gesünder in der Gesichtsfarbe.



Sie bereiteten sich auf die Nacht vor und gingen mit Einbruch der Dunkelheit im Vierstunden-Rhythmus Wache.

Es war das vom Wetterbericht vorangekündigte Glück, denn es gab den optimalen Wind, um mit der Ketsch unter leicht gerefftem Vollzeug Danzig direkt ansteuern zu können.

Kraftvoll durchpflügten sie die Ostsee, zutiefst beeindruckt vom Sternenhimmel über dem Schiff, der, im

Seegang schwankend, in der Schwärze der mondlosen Nacht den inszenierten Zauber eines Planetariums weit hinter sich ließ.

Dann – beim improvisierten Frühstück in der Morgensonne – lag Steuerbord querab, in der Ferne, im Dunst, das imposante grauweiß schimmernde Kalksteinmassiv der Insel Gotland.

Der Seegang, bei nun gefühlten sieben Windstärken, machte den Aufenthalt unter Deck zu einer Achterbahnfahrt oben aber, im Cockpit, war es fantastisch. Hermannis brachte Kaffee nach oben.

Tuomas als Architekt brach dann das schweigend genießende Einvernehmen und interessierte sich für Oies Geschichte als Gestalter im Osten – in der Planwirtschaft – wie er es mit ironischem Lächeln formulierte, weil er sie nur vom Blick über die Mauer, aus West-Berlin, kannte.

»Was war eigentlich damals mit eurer Ausstellung in Moskau, auf die sich ja Igor Antonow in seinem Brief an dich beruft, als den Beginn eurer Freundschaft – wie kam es dazu? Die große Sowjetunion und auch die DDR waren ja nun nicht gerade ein Vorbild für Architektur und Design, wie ich mich erinnere.«

Der Finne schaute Oie herausfordernd an und auch bei den anderen signalisierten die Blicke Interesse an dem Thema.

»Franzosen und Indianer waren schuld, dass es soweit gekommen ist«, begann Oie und freute sich an den überraschten Gesichtern der Freunde.

»Ich fand damals, nach meinem Studium an der Kunsthochschule Berlin, den Leitspruch der Franzosen schlüssig, der da sagt: Aus der Provinz kann man die Hauptstadt erobern. - Aber nur als Indianer sollte ich bald feststellen.

Ich ging also als Ur-Berliner in eine Bezirksstadt in Mecklenburg, für die ich schon im Diplom ein Haltestellenkonzept entworfen hatte, weil ich für den öffentlichen Raum arbeiten wollte. Ausstattungen für das alltägliche Leben sollten es sein – würdig, funktionell, dauerhaft, benutzerfreundlich und schön. Für die Gestaltung der öffentlichsten Dinge interessierte sich zu der Zeit, von Amts wegen, kaum ein Plan. Entsprechend bescheiden und verwahrlost sah es bei uns aus. – Und ich konnte an den Bildern vom internationalen Standard, die ich mir aus Fachzeitschriften besorgt hatte, zeigen, wie weit wir auch da zurücklagen. Public-Design hieß das damals im Westen.

Hatte, mit Adolf Loos, die Architektur den Anspruch, Mutter der Künste zu sein, aufgegeben, so war sie in der späten DDR jenseits einiger überdekorierter Jubel-Bauten zu einer massenhaften Gesichtslosigkeit verkommen. Die löste zwar Wohnraumprobleme – und das war dringend nötig – vernachlässigte den öffentlichen Raum jedoch bis auf gelegentliche Alibi-Bekunstungen an wenigen Orten planmäßig. Geht nicht – lässt sich so nicht machen – ist nicht geplant – können wir uns nicht leisten, waren die jeden Tag auf allen Ebenen zu hörenden Floskeln und Ausreden. Das war auch schon vielen kreativen Gestaltern vor mir ein

Ärgernis, aber es war eigentlich gesetzmäßig, denn für wirklich Neues gibt es keine Vorschriften, – und diese Art Planwirtschaft war quasi die Inkarnation des präventiven Vorschriften-Krebses. Das kannte ich aber schon aus meinem zweiten Leben als Ingenieur bei der Projektierung von Werkzeugmaschinen-Fabriken.

Die Stadt Neubrandenburg, die Leute und künftigen Kollegen waren mir durch meine damalige Frau, eine Malerin, bekannt und so begab ich mich in die Nische der Provinz, auf der Suche nach den adäquaten Partnern und Methoden, die sich als Mischung zwischen Improvisation und Partisanen-Strategie, die täglich den ganzen Indianer forderten, zeigten.«

»Wie kamst du auf Indianer?«, warf Tuomas grinsend ein.

»Das kam mir so in den Sinn, als ich Schriften Heinrich von Gagerns in die Hand bekam – zu Zeiten des großen Benno Besson, an der Volksbühne in Berlin. Gagern war ein deutscher, liberaler Politiker und Schriftsteller der achtundvierziger Revolution, der schrieb: Deutscher sein – das heißt Indianer sein!

Ich fand das lustig und trefflich, zumal die DDR damals einige Filmproduktionen förderte, die den edelmütigen, einfachen, quasi naturbelassenen, Bio-Indianer – die Guten - gegen den Prototypen des gierigen Eroberers stellten, wie man damals den rücksichtslosen amerikanischen Imperialisten bei uns gern darstellte. Ich fühlte mich also als Indianer – im Kampf mit dem irgendwie unwilligen, kulturell unterbelichteten und allmächtigen Apparat, den es im

entscheidenden Augenblick auszumanövrieren und zu überlisten galt, wie sich zeigen sollte.

Als Indianer und Absolvent einer Kunsthochschule, mit dem Kandidatenstatus des Verbandes Bildender Künstler, zeigte man sich dann üblicherweise öffentlich mit eigenen Projekten, um erfolgreich Mitglied in diesem exklusiven Verband zu werden. Schon in dieser Kandidaten-Zeit konnte man als freiberuflicher Gestalter arbeiten – das war entscheidend. Ich durfte aber den Begriff Formgestaltung oder Design in Auftrag und Rechnung nie verwenden, denn das gab’s nur als Angestellter in Staats-Betrieben. Für mich, als quasi vogelfreiem Gestalter in der Provinz, galt aber die Honorarordnung Architekturbezogene Kunst – mit diversen Spielräumen der Begriffsbestimmung. Da lagen die Chance und gleichzeitig das Problem – denn ich hatte mir vorgenommen, ein exemplarisches Stadtmöbel-Programm als Hersteller- und Anwender-Baukasten zu entwickeln – unter dem Anspruch öffentlicher Designqualität – nicht als Kunst. Es sollte aus industriellen Halbzeugen und mit örtlichen Kapazitäten, auf einfache Weise zu fertigen sein.

Entwürfe dafür wurden aus dem Etat der baugebundenen Kunst bezahlt, denn in der DDR war bei öffentlichen Bauvorhaben eine Quote für Kunst am Bau vorgegeben, die sich, je nach Sachlage und Bedeutung, aus Bruchteilen der Bausumme speiste. Entwicklung und Präsentation des Stadtmöbelbaukastens waren also kein Problem. Dafür richtete ich mir eine eigene Werkstatt ein, in der ich Modelle und Original-Muster baute. Alle Auftraggeber und

Beteiligten sahen dann die Ergebnisse als Sprung aus der Höhle ans Licht, denn an Stadtmöbeln herrschte in der DDR generell großer Mangel – bestenfalls eine Einheits-Tristesse aus Beton oder im Detail unwürdigen Materialien gab es.

Bei der Umsetzung allerdings – schon beim Bauantrag für den ersten Standort in der Stadt – meldete sich die Staatliche Bauaufsicht und hielt mir ein Stahl-Verwendungs-Verbot im öffentlichen Raum unter die Nase.«

»Stahl-Verwendungs-Verbot – wie muss man sich das vorstellen? Das klingt so absurd – so als wolle man Nudeln verbieten!«, warf Tuomas erstaunt ein und die Männer lachten.

»Ja, auch Stahl war Mangelware in der DDR, insbesondere infolge der Nachrüstungs-Beschlüsse und der Polenkrise, Anfang der Achtzigerjahre. Das war der tiefere Grund. Es war einer dieser Wahnsinns-Beschlüsse des Apparates, um irgendwas Knappes auf breiter Front zu sparen, um es auf andere Weise zum Fenster raus schmeißen zu können oder nach Westen zu verscherbeln.

Die damals zum Beispiel vom Betonbaukombinat Berlin in kleiner Serie gebauten Wartehallen von zehn Quadratmeter Grundfläche hatten die Ästhetik eines gewellten Elefantenklos und brauchten neun Tonnen Beton mit siebenhundert Kilo Stahl als Armierung. Mein Hinweis, wir brauchen nur den Stahl, zeigen den Stahl und verzichten auf den Beton, besserte die Lage nicht. – Verbot war Verbot.

Mittlerweile hatte ich aber mithilfe der Stadt Neubrandenburg Prototypen gebaut, die über eine erfreute

Jury den Weg auf die IX. Kunstausstellung der DDR fanden, die zweiundachtzig in Dresden gezeigt wurde. Mit großem Echo und öffentlicher Aufmerksamkeit wurde der Stadtmöbel-Baukasten mit seinen würdigen und schönen Dingen aufgenommen. Auch beim Staats-Apparat, dem zuständigen Amt für Industrielle Formgestaltung in Berlin, das für seine internationale Reputation immer gute Beispiele aus der DDR-Design-Praxis brauchte.

In ihrer Plan-Hörigkeit konnten und wollten sie aber gegen das Stahl-Verwendungs-Verbot nichts ausrichten – zumal ich quasi, als industrieflüchtiger Gestalter, zu ihrer Freude, gerade aufzulaufen drohte. Sie waren hin und her gerissen, erfreut und gleichzeitig vergrätzt – denn man lege sich niemals mit dem Plan an, war eine eingebrannte Grundmaxime des Wirtschafts- und Funktionärs-Lebens. Es sei denn planmäßig – als Indianer –, war meine Maxime. Von da an zeigte sich, wie nützlich für den Propheten im eigenen Lande die Moskauer Weihen sind.«

»Moskauer Weihen?«, fragte Tuomas zweifelnd.

»Das ist wie heute mit Amerika. Wenn du jenseits des Atlantiks ausstellen kannst, oder eine gute Presse hast, interessiert man sich auf einmal auch in Deutschland für dich. Der Prophet gilt eben im eigenen Land nichts.

Zu der Zeit, Mitte der Achtzigerjahre, war nämlich eine große Design-Ausstellung in Moskau in Vorbereitung, – die also, bei der ich Igor Antonow kennenlernte. An der beteiligten wir uns mit dem nunmehr kompletten, aber offiziell verbotenen Stadtmöbel-Programm.

Wir bauten mit dem Geld der Stadt weitere Prototypen, schafften sie persönlich per Sattel-Schlepper nach Moskau und errichteten sie dort auf der Ständigen Ausstellung der Errungenschaften der Sowjetunion - WDNCH. Im gesamten Ostblock hatte man Derartiges noch nicht gesehen, – das Presse-Echo war entsprechend groß und hoffnungsvoll.«

»Ich war ja damals auch in Moskau«, bestätigte Hermannis. »Das war schon ein Lichtblick, bei dem desolaten Zustand der öffentlichen Ausstattung, den man in der Sowjetunion und auch bei uns in Riga sehen konnte.«

Oie fuhr fort und man sah ihm am Mienenspiel an, dass es jetzt lustig werden würde:

»Wie es so ist und der Zufall hilft – unsere Exponate in Moskau wurden ja auch in der ganzen Sowjetunion übers Fernsehen gezeigt – fuhr beim Abbau, nach einem Monat, eine schwere Sil-Limousine vor. Ein wichtiger, Orden behangener, schon am Morgen nach Wodka riechender, alter Genosse und sein Sekretär besuchten uns. Es war der Generaldirektor irgendeines Metallurgischen Kombinats aus Swerdlowsk hinterm Ural. Auch er hatte, wie wir beim Doppelkorn erfuhren, am Ende des Krieges den Reichstag erobert – in Dresden.«

Die Männer lachten und Oie grinste listig: »Wir tauschten Höflichkeiten aus und kamen uns näher – auch weil eben noch diese Flasche Nordhäuser Doppelkorn zur Hand war –, denn Gorbatschow hatte per Dekret gerade den Alkohol radikal verknappt. Ganz Moskau war trocken und litt unbeschreiblich. Es ist doch immer gut, heißt es bei den

Russen, eine Flasche dabei zu haben, um den Geist zum Tanzen zu bringen!«

Die Männer im Seewind fühlten auf einmal ihre trockenen Hälse und Tuomas rief lachend: »Hermannis, hol die Flasche!«

Als jeder einen Becher Genever genommen hatte, fuhr Oie fort: »Dem wichtigen Genossen gefielen die Exponate in ihrer Einfachheit und Schönheit gut, entsprachen sie doch seinem Gefühl, was auch in der Sowjetunion geht, – und seiner farbliebenden russischen Seele.

Als die Flasche fast leer war, schwärmte er von dem guten Wässerchen, umarmte mich trunken wie einen Sohn und wollte auf der Stelle tauschen. Wie viel Tonnen Aluminium-Brammen wir denn dafür wollten? Oder wie viel Waggons Schnittholz, denn er hätte die Ausstellungsstücke gern auf der Stelle als Trophäe nach Swerdlowsk verschleppt, – und wollte auch gleich den Abbau überwachen lassen, damit nichts gestohlen wird.

Ich erklärte ihm unsere Plan-Umstände, und dass die Ausstellungsstücke meiner Stadt gehören, – aber unsere grundsätzliche Kooperationsbereitschaft mit der siegreichen Sowjetunion, wie man es zuweilen ironisch formulierte.

In der DDR zurück, kam von der Staatlichen Bauaufsicht ein schriftliches Bauverbot mit Androhung von Ordnungs-Strafen, sollte ich weiter versuchen, das Stahl-Verwendungsverbot im öffentlichen Raum zu unterlaufen.

Am selben Tag kam auch per Brief das Angebot des führenden Genossen aus Swerdlowsk, dort zu arbeiten und

mit seinem Kombinat für die Sowjetunion zu produzieren. Von großen Stückzahlen schrieb er. Wie das gehen sollte, konnte ich mir nicht so richtig vorstellen, aber er hatte ein Prospekt beigelegt, von einem riesigen, etwas abgerissenen Werk mit einer Batterie von Rohren als Fahnenmasten vor dem Tor – etwa in dem Kaliber, wie ich sie hauptsächlich benutzen wollte. Das reichte erst mal als Beweis der Leistungsfähigkeit.

Ich schickte ihm gleich ein paar Zeichnungen und Fragen zur Vorbereitung, sowie – aus Dankbarkeit – eine Flasche Doppelkorn.

Die persönliche Bedrohung durch die Bauaufsicht, war dann Tags darauf Anlass zu einem Duell im Kreml.«

»Kreml?«, schoss Tuomas ahnungsvoll grinsend dazwischen.

»Ja, so nannten die Leute auch in unserer Stadt ironisch den größten neu gebauten Komplex von Parteileitung, Bezirks-Parteischule und Bezirks-Regierung – wahrscheinlich weil die gefühlten Mauern, etwas über Motive von Entscheidungen und Hintergründe zu erfahren, so unantastbar und hoch wie die in Moskau schienen.

In der Bezirks-Regierung kam es also zum Duell, denn die Staatliche Bauaufsicht blieb stur und pochte treudeutsch auf die Gesetzeslage, woraufhin ich mit meiner Ausreise drohte, was die anwesenden Funktionäre blitzartig zu eisigen Säulen erstarren ließ, bis ich genüsslich hinzusetzte: – Ausreise in die Sowjetunion!

Man amüsierte sich dann, sichtlich erleichtert, über den

Irren, der sich freiwillig nach Sibirien begeben wollte, begriff aber angesichts des Schreibens aus der großen Sowjetunion, den Ernst der Lage. Das drohende Desaster für die Bezirkshauptstadt stand fühlbar im Raum.

Jetzt wurde der Chef der Bauaufsicht von den beteiligten Seiten freundlich bedroht, der Sabotage bezichtigt und unter den Tisch geredet – ohne Erfolg.

Bis der Ratsvorsitzende – damals vergleichbar einem Ministerpräsidenten – mit seinem Sekretär tuschelte und dann auf den Tisch schlug: ›Dann ist das jetzt Kunst!‹

Meinen Einwand: ›Das sind Stadtmöbel, – was Kunst ist, entscheiden üblicherweise die nächsten Generationen‹, verstand er nicht. Er blieb hartnäckig, im Sinne der Sache, aufgrund seiner Definitions-Hoheit, die in seinem Revier der eines absolutistischen Fürsten glich.

›Es ist Kunst, jedes Rohr, jedes Fass Polyester, jedes Lochblech, jedes Stück Holz ist Künstlerbedarf – Schluss, aus, basta!‹ Der konnte das, und für Kunst galten diese Stahl-Verwendungs-Verbote nicht – und andere Beschränkungen auch nicht.«

»Dann warst du ja aus dem Schneider – eigentlich unvorstellbar, solche Eingriffe in die Gestaltungsfreiheit, eben wie Kriegs-Wirtschaft«, stöhnte Tuomas belustigt.

Oie grinste nostalgisch, hob den Becher und ließ Hermannis Genever nachschenken: »Ja, dieses Problem war gelöst, andere taten sich auf. Der Indianer war täglich gefragt – denn wie bekommst du in der Planwirtschaft das, was für dich bisher nicht geplant ist? Nur dort, wo Geplantes

hergestellt wird – aber nach Einordnung in den Plan fürs übernächste Jahr oder später. – Zu spät.

Also, wie kommst du trotzdem ran, war die große Frage.

Nur durch kleinen Warenverkehr. Nach Marx heißt das gewöhnlicher Tauschhandel. Also Gestaltungskapazität gegen Stahlverarbeitungskapazität im Walzwerk Finow, Mecklenburger Keramik gegen farbige Emailleschilder aus dem Erzgebirge oder Lochbleche aus Thüringen und Bootsbau-Sperrholz gegen Polyester-Bauteile aus Mecklenburg.

Zu diesem Zweck trat ich als Künstler, mit staatlicher Genehmigung, den einschlägigen, wichtigsten Einkaufs- und Liefer-Genossenschaften des Handwerks bei und bekam von denen Materialscheine, für das, was ich brauchte – spöttisch Suchscheine genannt. Das war so ein höhnischer Witz gegenüber mir Exoten und hieß: Grundsätzlich ja, aber such mal, wo es ist, denn man war ja nicht eingeplant mit seinem Bedarf – hatte also nur da eine Chance, wo gerade was übrig war.

Klingt lustig, man kommt rum und lernt Leute kennen. So zum Beispiel die Genossenschaft der Klempner, Installateure und Zuhälter, wie sie sich selbst nannten, weil bei manchen Rohr-Havarien, mangels Material – wie sie sagten – nur Zuhalten half. Die hatten aber nur Wasserrohrkaliber, die mein Design in ein Rohr-Wäldchen verwandelt hätten.

Die großen Stahlrohre, mit eleganten T-Stücken und Rohrbögen, fand ich dann beim Rohrleitungsbau für die Industrie. Die bauten planmäßig Rohr-Trassen, aber mit

Isolierungen für die Heizungsnetze. Isolierung war der Teil des Plans bei den Trassen-Bauern, auf den ich aus ästhetischen Gründen verzichten musste. Das verschaffte mir ihre Zuneigung, denn von dem Zeitpunkt an bekamen alle Lauben und Garagen der Beteiligten Mitarbeiter anständige Isolierungen – erfuhr ich im Nachhinein. War ja auch gut so und steigerte die Kooperationsbereitschaft, denn in der Mangelwirtschaft war jedes halbwegs moderne Material bei jedermann willkommen.

Schneller, höher, weiter – war eine der Standard-Parolen, die als politische Sprechblasen oder unter Komikern zitiert wurden. Wir entschieden uns dann täglich für: Schnell weiter so – und vor allem nicht erwischen lassen, denn alles organisierten wir unter dem Damoklesschwert rigide praktizierter Planwirtschaft – wo gerade an jedem neuralgischen Punkt der Versorgung Denunzianten und geifernde Funktionäre, als Wadenbeißer, Bedenkenträger und Verhinderer lauerten, die uns jederzeit in die Parade fahren konnten.«

»Und wie habt ihr die Serien-Fertigung dann hingekriegt, wenn ich das so höre«, staunte Tuomas.

»Gute Frage: Fertigungskapazitäten – freie Fertigungskapazitäten – gab es offiziell nicht in dieser Planwirtschaft. Bestenfalls bei den wenigen privaten Handwerksbetrieben mit maximal zehn Mitarbeitern, die aber in der Regel schon als Lückenspringer für die wenig flexible Groß-Industrie missbraucht wurden – also auch in den Plan eingebunden waren.

Ich hatte damals besonderes Glück, gleich um die Ecke, mit einer Höllen-Schmiede, – einer Metallbau-Werkstatt, die aus staatlich verordnetem Investitionsmangel so aussah, wie ich sie nannte. Da regierte der Altmeister, aber der Sohn des Gründers, der Schweiß-Ingenieur und Dichter Wilhelm Kölpin, hatte die passende Antenne. Von ihm stammen so schöne Zeilen, wie er sie nach der Wende verfasste:

Die Freiheit zieht durch die Straßen
sie singt dabei und tanzt
und hat ihr buntes Kleid an
ihr buntes geflicktes Kleid
mit den Narrenschellen.«

»Narrenschellen. Das ist sehr schön, Freiheit mit Narrenschellen, das trift!«, schnaubte Nussbaums mit geschlossenen Augen.

»Narrenschellen – finde ich politisch und sehr poetisch«, lächelte Tuomas Poursiainen, um dann nachzusetzen: »Aber wie ging es weiter?«

»Der Dichter Kölpin hatte, wegen seiner literarischen Ausflüge, ständig Ärger mit dem Chef und dem Plan – verschaffte sich aber dann Respekt und Freude mit dem Bau unserer Stadtmöbel. Der baute das ganze Programm. Ebenso eine kleine Boots-Werft, der ich mit meinen Suchscheinen ein Extra-Kontingent vom Goldstaub Bootsbau-Sperrholz

beschaffte, und von der ich transparente Serien-Abzüge der Gaußschen Glockenkurven honigfarbener Polyesterdächer für die Wartehallen bekam.

Mir war immer die Gesamtgestaltung wichtig, deshalb blieb ich hartnäckig dran, bis ich für jedes Detail eine einfache, langlebige und ästhetische Lösung hatte. Die Liste der Produzenten für Teile davon ging quer durchs ganze Land. So ein Werk für Emaille-Schilder im Erzgebirge, das für Mecklenburgische Bauernkeramik vor Weihnachten Sonderschichten fuhr, um unsere farbgrafisch höchst individuellen Beschilderungen zu produzieren.

Eine Lochblechfertigung in Thüringen, eine Rohr-Biegerei für Atomkraft-Anlagen in Finow an der Oder – bis letztlich zu einem Stempel-Macher im weit entfernten Zittau, der uns einen großen, runden Formbund-Design-Stempel anfertigte, mit dem wir unsere eigenen Zeichnungen quasi amtlich beglaubigten – denn der sah dann dem Grünen der Bauaufsicht zum Verwechseln ähnlich. Das war so was wie eine Revanche, denn rund durften nur Behörden – eigentlich. Bei uns war er – rund und rot – Teil der grafischen Gestaltung der Entwurfsblätter und Zeichnungen. Das hatte zur Folge, dass nie wieder jemand fragte, ob irgendwelche Genehmigungen vorlagen. Rot hatte ja, als Signalfarbe im Roten System, optisch irgendwie immer das größere Gewicht.

Auch deshalb empfanden wir diesen pseudo-sozialistischen Obrigkeitsstaat, der jede Menge einäugiger, gläubiger Untertanen produzierte – also Lücken für den

Hauptmann von Köpenick – zuweilen bei der Arbeit als das komischste Land auf der Welt.

Unser Stadtmöbelbaukasten wurde so über die Jahre ein viel beachteter Erfolg für die Stadt. Anlässlich der bevorstehenden Siebenhundertfünfzigjahrfeier Berlins wurden sogar einige der eigentlich baupolitisch nicht existierenden Wartehallen-Exemplare, als wohlmeinende Fron-Leistung, in die Hauptstadt gebracht und in der heutigen Torstraße errichtet.«

»Was habt ihr da noch so gemacht, in eurem komischen System, – wenn ich das so höre«, wollte Tuomas wissen.

»Zu nennen ist da vielleicht auch die Arbeitsumwelt-Gestaltung und Festgestaltung für den ländlichen Raum. Speziell eine Landwirtschaftliche Produktions-Genossenschaft, in der ein missliebiger, verbannter Dichter der Vorsitzende auf Bewährung war – und Indianer wie ich, also ein Bruder im Geiste. Das wurden Lichtblicke in der Arbeitskultur der Dorf- und Festgestaltung in einer bis dahin herunter gekommenen, oftmals vernachlässigten ländlichen Kultur.

Oder ein Jugendklub Zebra, den wir in absichtsvollem, thematischen Bruch mit dem offiziellen Proletkult zu einem Anziehungspunkt für die Jugend in der Stadt gestalteten. Aus der materiellen Notlage, nur Terrazzoplatten für Bodenbeläge in Schwarz und Weiß zu bekommen, die irgendwo herum lagen, weil sie keiner wollte, machten wir eine optisch reizvolle Tugend und eine Gesamtgestaltung bis in die Möblierung, die Raumtextilien, Licht- und grafische

Gestaltung, in einer schwarz-weiß gestreiften Symphonie.

Nachdem alles fertig gebaut war und die verantwortlichen Funktionäre zur Abnahme erschienen, erübrigte sich dann auch der geplante und obligatorische Name eines Veteranen der proletarischen Revolution für den Jugend-Klub, denn in Sträflingskleidung – so die alten Genossen – ginge das nun wirklich nicht. Aber ein Zebra, so konnte ich versichern, ist zwar kein proletarisches, aber ein anständiges Tier, was die lachend knurrenden Funktionäre dann überzeugte.

Die Gestaltung dieses Jugendklubs gelangte als Exponat ebenfalls auf die Kunstausstellung der DDR, zu der damals auch Igor Antonow kam.«

»Habt ihr dann noch was für den Personen-Nahverkehr gemacht, das ist bei uns in Finnland auch so eine Nische für gute öffentliche Gestaltung?«

»Ja, für einige Städte im Osten dann – auch wieder als Beispiel, was man in der Mangelwirtschaft trotzdem für Spielräume hat. Die Gesamtgestaltung der MITROPA in unserer Bezirksstadt, mit Reise- Restaurant und Bierbar, wurde zu einem Meilenstein in der MITROPA- Geschichte. Wie jeder aus dem Osten Deutschlands noch weiß, war die MITROPA bis dahin – als Monopolist für die Versorgung auf den Bahnhöfen und in den Zügen – so ziemlich ein Stiefkind.

Das wurde mithilfe eines feinsinnigen Bezirksdirektors derart geändert, dass unsere Gestaltung fortan, nach Präsentation auf der Kunstausstellung, in der DDR als Leitbild galt. Mit regional verfügbaren, Gebrauchspatina

tragenden Materialien und Entwürfen für alle Details, hatten wir ein Beispiel gesetzt, wie mit künstlerischer Entwurfskompetenz, interdisziplinärer Arbeitsweise und ganz gewöhnlichem Aufwand etwas Besonderes zu schaffen ist. Die Gesamtgestaltung – der Entwurf eines poetischen Bildes vom Reisen – stand da am Anfang.«

»Reisen. – Reisen als poetisches Thema, war das damals nicht fast ein Unding in diesem verklemmten Land?«, zweifelte Nussbaum.

»Du hast recht, aber das merkten die Funktionäre auch wieder erst hinterher, denn das Wort Reisen ließ sich ja bei der Bahn schlecht vermeiden, Samuel. Bei diesem Objekt arbeiteten wir erstmals mit Glasgestaltungen auf den Fenstern – als Glasmalerei – und natürlich auch, um im Innern das nicht zu beeinflussende hässlich-diffuse Bahnhofsumfeld auszublenden. Mit Fantasie-Topografien, imaginären Kontinenten, Landschaften, Flüssen und Städten als Collage, mit Zauberwesen in Flora und Fauna erzeugten wir eine Sehnsucht nach Reisen, die den Funktionären im Nachhinein ein Ärgernis werden sollte war es doch eine Haupt-Richtlinie der Bonzen, keine unerfüllbaren Bedürfnisse zu wecken. Zuweilen kamen nämlich humorige Leute an die Schalter des Bahnhofes in dieser Provinz-Hauptstadt und verlangten nach Fahrkarten, zu den auf den Glasgestaltungen gesehenen Fantasie-Zielen.

Die Fahrkarten-Verkäufer der Reichsbahn kannten das schon und antworteten, so wird berichtet: ›Zurzeit nicht im Fahrplan, aber Sie können ja einen Antrag stellen!‹ Wobei

das Wort Antrag – im Zusammenhang mit Reisen Ausreiseantrag assoziierend – auch dort bald auf dem Index stand.

Das ist aber nur ein kleiner Einblick in eine ganz spezielle Szene der Macher, die sich in den letzten Jahren in allen Teilen der DDR Künstlerische Umweltgestaltung nannte und diesen Anspruch ernst nahm – subversiv, als Partisan und Indianer!«

»Und hat das jemand irgendwo aufgezeichnet, was ihr damals so angestellt habt, wie ihr gearbeitet habt – denn das ist ja das eigentlich Interessante«, stellte Tuomas fest. »Qualität hängt immer von Arbeitsweise ab – das ist eine völlig unterbelichtete Facette von gestalterischer Kompetenz, aus der viel zu lernen ist, bemerke ich auch bei uns in Finnland, solange ich schon als Architekt und Städteplaner arbeite.«

»Ja, es gibt da ein Buch: Wände der Verheißung – Zur Geschichte der architekturbezogenen Kunst in der DDR. Da kann man ausführlich über vielerlei gute Gestaltungen, die Auseinandersetzung mit einem hypertrophierten Apparat und einer staatstragenden Baumafia der DDR nachlesen. Für die war ich der im Künstlerverband geortete Hauptfeind. Nicht wegen der Ergebnisse, denn die waren unbestritten schön – sondern wegen der subversiven Indianer-Methoden, deren Beispiele den Funktionärs-Apparat in seiner Deutungshoheit über alles verunsicherten. Stichwort: Wenn das alle machen, – wo kommen wir da hin? – Dann ist unsere Planwirtschaft in Gefahr! Diese hilflosen, zynischen

Funktionäre denunzierten mich dann, ob meiner sichtbar unkonventionellen Arbeitsweise als Anarcho-Bauern, denn ich bekannte mich – auch aufgrund meiner Herkunft – in meiner Arbeit immer zu dieser direkten Verantwortlichkeit, dem bodenständigen Zusammenhang von Säen und Ernten, von Leistung und Ertrag, von fachlicher Kompetenz und Verantwortung.

Dieser Grundsatz wurde in der Planwirtschaft – in verschlafener, resignierender, kollektivistischer Verantwortungslosigkeit – allzu oft missachtet. Die einfachen Werktätigen an der Basis hatten dabei am wenigsten Schuld – das verkalkte, nicht reformierbare System war das Problem und ist ja auch daran krepiert!«

»Mich interessieren vor allem auch Bilder, Oie!«, betonte Tuomas, »Wo finde ich da was über diese Gestaltungsszene?«

»In dem Buch und in den dicken Katalogen der großen Kunstausstellungen der DDR. Wenn du die betrachtest, bekommst du einen Überblick und ein anschauliches Bild über diese Gestaltungs-Kultur der Freien Gestalter in einer außergewöhnlichen Zeit. Ich habe da noch Exemplare und schicke dir was nach Helsinki, wenn wir wieder heil in Berlin angelandet sind. Oder du kommst mal vorbei, denn vieles an Material ist ja aus dem vordigitalen Zeitalter. Zeichnungen, Collagen, viele Dias und Fotos, – auch von Arbeiten anderer Kollegen. Damals zeigte sich, dass die besondere, teils subversive Arbeitsweise in der Gesamtgestaltung mit bescheidenen Mitteln – in der Tradition Schinkelscher

Gesamtausbildung in den Künsten – besondere, eigentümliche und ästhetische Ergebnisse ermöglicht, die sich im Kontrast zum eher spartanischen Real-Sozialismus einer hohen Akzeptanz beim Publikum erfreuten.«

»Es ist schön, das zu hören, Oie – wie ihr euch mit Freude nicht habt beirren lassen, bei eurem ästhetischen Plan«, schloss Tuomas an.

»Wichtig ist immer die Freude, die aus der Schönheit entsteht. Sehnsucht nach Schönheit steht doch am Anfang und über allem – dass sich dann Fachleute über dieses oder jenes Detail nicht einig sind, ist sekundär. Freude beim Machen und Schönheit für den Nutzer von Gestaltqualität – das ist das Wichtigste!«

Hermannis, vom stetig auffrischenden Wind beunruhigt, rief zum weiteren Reffen der Segel an die Winschen, was mit viel anfeuerndem Rufen und vereinten Kräften gelang, ohne in den Wind zu gehen und aufschießen zu müssen.

Die nun von achtern heranrauschenden Wellen, bauten sich für Sekunden als großartige, windgezauste Wasserwälle hinter dem Schiff auf und rutschten dann langsam, indem sie es beschleunigend – in Momenten wie surfend – anhoben, schäumend nach vorne durch.

So kämpften sie sich durch den Tag, wie auf einer Endlosschleife von Achterbahn, ohne jedoch der Sache überdrüssig zu werden, da sich auf jedem Wellenberg und in jedem Wellental immer neugleiche, sinnliche Eindrücke des

Lichtes, der Wellen-Wolken-Bilder und Gerüche entfalteten, die im frischen See-Wind die Belastungen des Segelns überspielten.

Diese permanent-sportliche Leistung fand dann ihren Ausgleich im Heißhunger auf alles, was aus der Kombüse nach oben gereicht wurde.

Seemeile um Seemeile ritt die Aizpute durch die Wellen der Ostsee. Ihr Rauschen verband sich mit dem der Segel und dem Pfeifen des Windes in den Wanten, zu einem einzigartigen Klang.

Diesen poetisch-sportlichen Kampf mit den Elementen, mit See und Wind – da waren sie sich einig – konnte man nur beim Segeln erleben, einem der letzten Refugien für unverfälschten naturnahen, sinnlichen Genuss.



Auch wenn Nussbaum, dem das alles immer noch ungewohnt war, beim Anblick so manchen, sich Achtern aufbauenden, blaugrauen Wellenberges der Schrecken in die Augen fuhr – auch er genoss dieses, wie er sagte, so musikalische an- und abschwellende Kräftemessen, besonders wenn er, breitbeinig abgestützt, das Ruder balancierte.

Nach dem improvisierten Mittag im Cockpit kam die

Sprache auf die gemeinsame Judo-Vergangenheit von Hermannis und Oie, die Poursiainen fragen ließ: »Ich als Veteran frage mich schon immer, was den Unterschied ausmacht im Potenzial – nicht nur intellektuell, obwohl man sagt, im ganzen Agenten-Geschäft komme es nur auf den Kopf an - warum war Igor Antonow erfolgreich in seinen Operationen – und warum Präsident Putin?«

Oie zuckte mit den Schultern. »Igor kam aus dem klassischen Ringkampf, griechisch-römisch, wie er mal erzählte und er war eigentlich immer ein sportlicher Typ, – mehr weiß ich nicht.«

»Bei Putin, dem Kampfsportler«, bemerkte Hermannis, »der aus einer ähnlichen Ausbildung kam wie ich – also Sambo und Judo – sehe ich starke mentale Parallelen als Voraussetzung für den Erfolg.

Ist es nicht im Leben und unserer Arbeit zuweilen auch so, dass man – wie im Judo – den Schwung des Angreifers gegen ihn selbst nutzt und ihn ins Leere laufen lässt, damit er mit geringstem Aufwand zu Fall kommt?

Das ist eines der Geheimnisse des Judo – der sprichwörtlich Sanften Kunst. Deshalb können scheinbar Schmächtige oder Greise physisch dominante Gegner elegant besiegen.

Dazu kommt: Wenn du ein Kämpfer geworden bist, über diese technisch-zeremoniell anspruchsvolle Ausbildung, die viele Momente einer disziplinierten, exakten Choreografie in sich trägt, dann steckt das in dir. Da kannst du nicht mehr raus und es prägt damit auch dein Handeln im täglichen

Leben.«

»Choreografie?«, lächelte Tuomas ungläubig.

»Ja, wie im Leben, da blitzt auch mal Walzer auf, und mal Tango, oder es entwickelt sich im Dialog für Sekunden so etwas wie Samba. – Dabei kommt es aber immer darauf an, wer führt, und mit welchem Ziel, würde ich sagen.

So ist es auch im Judo mit seinen Hunderten Techniken. Das waren der Rahmen und die Inspiration der intellektuell Unerschrockenen, – der Mutigen, Kreativen und Flexiblen.

Dabei waren wir immer Kämpfer bis zum Schluss-Gong und haben entscheidende Kämpfe oft in den letzten Sekunden gewonnen, – aber auch schon in Sekunden-Bruchteilen verloren.

Eine Unachtsamkeit, eine falsche Bewegung – der Gegner nutzte sie und legt dich aufs Kreuz, schon in der ersten Sekunde. Chance und Gefahr liegen bei technisch gleichwertigen Kämpfern final wohl nirgendwo so eng beieinander – siehst du das auch so, Oie?«

»Ja, recht hast du Hermennis – Judo hat uns geprägt, mit seiner sanften Philosophie, mit seinen technischen Finessen, mit seiner Würde im Auftritt und dem zeremoniellen Respekt vor den anderen Kämpfern. Ein Ritual, das die Gefährlichkeit des Gegners vom ersten Augenblick an und auf Augenhöhe bewusst macht.

Eine weitere Parallele ist, glaube ich, die Ausblendung von Schmerz. Die Abhärtung gegen Schmerzen ist ein wesentlicher Bestandteil des Trainings in den Kampfkünsten – die Fallübungen aus jeder erdenklichen Lage sind die

Basis.

Fallen und wieder Aufstehen als menschliches Prinzip ist auch eine Frage der Übung, denn der Schmerz als Schutz-Mechanismus muss ausgeschaltet werden, weil sonst der Gegner einen mentalen Vorteil erlangt.«

»Und dann natürlich das Hochgefühl beim Erfolg mit einer gelungenen Technik«, fiel Hermannis ein. »Diesen frischen Hauch in der Aktion – und den Beifall in der Vollendung - kannten wir aus dem Judo und später aus unseren kreativen Berufen. Im Leben – wie im Judo – habe ich oftmals erst gewonnen, wenn die Kräfte des Gegners nachließen. Das ist die Beharrlichkeit – da liegt eine weitere Parallele.

Letztendlich fanden wir durch den Judo-Sport über die Jahre zu uns selbst, zu unserem inneren Rhythmus und zu mentaler Stärke.«

»Gilt das auch für den Kampf in einer Mannschaft, wie muss man sich das vorstellen?«, hakte Tuomas an Oie gewandt nach.

»Natürlich kämpft man nacheinander, Gewichtsklasse für Gewichtsklasse, von leicht bis schwer – Mann gegen Mann – und zählt am Schluss die Siege zusammen.

Jeder gewonnene Kampf zählt für die Mannschaft – und trotzdem ist es mental völlig anders als im Einzelkampf. Ein Team funktioniert, wenn jeder aus der Mannschaft auch für die anderen kämpft und ein paar ganz einfache taktische Regeln befolgt, die der Trainer ausgibt, weil er den Gegner und seine Klasse aus einer objektiveren Perspektive sehen

kann.

Trainierte Abläufe werden dann natürlich, wenn es das Ziel erfordert, improvisierend, intuitiv und dynamisch abgewandelt – das ist im Kampfsport ausschlaggebend. Schaffe ich es nicht mit der einen Technik, so versuche ich es blitzartig mit der anderen.«

»Ist das mehr Information über den Gegner im Vorfeld, oder ist es dann auch die Kommunikation des Augenblicks, die da läuft?«, wollte Tuomas es noch genauer wissen.

Oie rieb sich bedächtig die Stirn: »Auch Judo hat natürlich einen Plan und jeder hat seine erfolgreichen Lieblingstechniken, die quasi mit verbundenen Augen funktionieren. Letztendlich kommuniziert man körperlich im Kampf, fühlt bei stabilem Bodenkontakt mit den Armen die Bewegungen des Gegners, greift an – oder wartet ab, bis zu dessen Attacke. Blockt ab und übernimmt die Angriffsbewegung – organisiert so ein Moment der Instabilität auf der anderen Seite. Das ist der optimale Zeitpunkt, die blitzartige Gegenattacke anzusetzen – mit der Chance zu siegen.«

Nussbaum zeigte sich überzeugt: »Putin. – Da ist es doch kein Wunder, dass ein Judoka wie Putin das Zepter erkämpft hat, in Moskau.«

»Ja, das denke ich auch«, bestätigte Tuomas, »das begreife ich jetzt.

Sicher hat es damit zu tun und mit mentaler Stärke, die daraus erwächst. Es brauchte aber auch eine Mannschaft, ein gutes Team und ein gemeinsames, hochemotionales Ziel,

um in solchen Situationen zu bestehen.

Sicher hatte er in den entscheidenden Augenblicken auch die bessere Mannschaft und eben ein hehres Ziel – die Rettung Russlands, wie damals General Kutusow gegen Napoleon oder eben Gorbatschow, als es um die Umsetzung des strategischen Planes der Europäischen Perestroika zur Beendigung des Kalten Krieges ging.«

»Entwicklung. – Wenn man die Entwicklung vom Ende der Perestroika bis heute rekapituliert – die Krisen und das Chaos unter Jelzin – dann war das Eingreifen dieser Mannschaft von Kämpfern wohl überhaupt die Voraussetzung dafür, dass Russland noch einmal wie Phönix aus der Asche steigen konnte.«

»Da hast du Recht, Samuel«, bestätigte Tuomas, »die Würge-Schlange der Finanzmarkt-Mafia in Gestalt der fremdgesteuerten Oligarchen hatte sich zu Jelzins Zeiten schon vollständig um den Körper Russlands geschlungen, um ihn auszupressen – und ringsherum lauerten die Börsen-Hyänen, um den Staats-Kadaver in Stücke zu reißen.

Gewaltige natürliche Ressourcen und ein riesiges Human-Kapital zum Ausverkaufspreis, – wo gab es in der jüngeren Weltgeschichte schon einmal so eine Gelegenheit? Quasi ein Schnäppchen!

Davon träumen doch alle global agierenden Spekulanten, deren Geschäft es ist, immerwährend Porzellan zu zerschlagen, um die Scherben zu kapitalisieren.

So sollten, um nur ein Beispiel zu nennen, die Förderrechte an Gas und Öl Russlands für 25 Jahre

kostenlos an die amerikanische EXON übertragen werden. Der Preis dafür sollte die Fördertechnik sein, die nach diesem Zeitraum – verschlissen, alt und auf ausgelaugten Förderstätten – an Russland übergehen sollte.

Die Verträge lagen unterschriftsreif vor – in zwei Wochen sollte unterzeichnet werden – da kam Putin und verhinderte das.

Auf vielen Geschäftsfeldern der Industrie hatte die Finanz-Mafia ähnliches vorbereitet.

Diese katastrophale Entwicklung konnte, Gott sei Dank, im letzten Augenblick durch Putins Mannschaft gestoppt werden – so sehe ich es, und die große Mehrheit der Russen sieht es auch so.

Da bekommt menschliches Handeln wirklich etwas Heiliges – da gibt es Parallelen in der Geschichte, eben zu Kutusow und Gorbatschow, wie es schon Konstantin Petrow in euren Aufzeichnungen ansprach.«

»Feindbild. – Da ist es kein Wunder, dass Präsident Putin von den Medien der Finanz-Mafia penetrant zum Feindbild hochstilisiert wird, denn wohl niemals in der Geschichte, würde ich sagen, ist die Vorbereitung eines größeren Schlacht-Festes der Spekulanten im letzten Augenblick torpediert worden.«

Hermannis bemerkte nachdenklich: »Es gibt, glaube ich, auch eine große Irritation unter den westlichen Politikern, die sich als Aktentaschenträger und in Parteigremien hochgedient haben – immer die goldene Wurst der Macht vor der Nase und den Daumen der wirklichen Machthaber

aus der Hochfinanz im Nacken. Da kommt so ein unscheinbarer Typ – ein Meister der Sanften Kunst – und wehrt die tumbe Attacke der Spekulanten, die schon die Siegesfeiern auf dem Fell des Russischen Bären geplant hatten, elegant ab, – und sie können nichts machen.

Das macht das Imperium der Finanzmarkt-Mafia so wütend und es ist absehbar, dass sie es demnächst mit kriegerischen Mitteln versuchen werden – wie bei allen, die sich jemals dem aggressiven Dollar-Imperialismus entgegengestellt haben.«

Hermannis griff in eine Backs-Kiste neben sich und hievte Bierflaschen heraus: »Prost darauf Kameraden – auf den gemeinsamen Widerstand gegen die Macht des Hinterhältigen, Gierigen und Blöden!«

Gebannt von der Fülle der Gedanken, zufrieden aber müde, schwiegen sie und schauten beeindruckt auf die kleinen Folgen turbulenter, von Gicht sprühender, unerklärlicher Kreuz-Seen Steuerbord voraus, – und waren sich sicher, wieder etwas mehr von den Hintergründen begriffen zu haben, die damals, vor über zwanzig Jahren und bis zu diesem Augenblick, der Welt einen Impuls zum Besseren gaben.

Nach einigen Stunden war der Wind etwas abgeflaut, die See aber noch von großen, anlaufenden Wellen geprägt, die in ständigem Auf und Ab vergeblich versuchten, von Achtern ins Schiff zu steigen.

Mit der hereinbrechenden Abend-Dämmerung kam ein besonderes Licht auf, das die Gesichter der Männer im

Cockpit in ein organisches Gold tauchte.

Hermannis holte in dieser besonderen Stimmung Genèver aus der Kajüte – den Tuomas in die Becher goss.

Als er gerade zu einem seiner finnischen Trinksprüche ansetzen wollte, blockte Hermannis: »Moment, Jungs, Musik ist wichtig – es geht um die Schönheit, wie Oie mit Dostojewski sagt, – Schönheit wird die Welt retten«, und stieg noch mal in die Kajüte zum Schiffs-Radio am Navigationstisch herunter.

Als er wieder hochkam, tönte aus den Cockpit-Lautsprechern, die für den Seefunk ins achterliche Kajüt-Schot eingebaut waren, Orchester-Musik.

So ist es perfekt, Männer, hört zu«, sagte er und setze sich in Luv. Tuomas ließ nun mehrfach, halb singend und prostend einen finnischen Schüttel-Reim ab, – »Hölkyn Kölkyn«, und sie stießen an.

Nussbaum stand derweilen in Heiterkeit an der Pinne, mit dem Körper und einhändig die Schiffsbewegungen aussteuernd. »Wagner?«, fragte er, dem die Musik nah war.

»Ja, Samuel, das Kraftwerk Richard Wagner: Die Ouvertüre aus dem Fliegenden Holländer.«

Wagner-Posaunen tönten lang auf, die feinen romantischen Passagen, mit Streichern und Flöten, zogen sich wie untergehend durch das Rauschen der Wellen, mischte sich dann aber auf unerwartete, verstärkende Weise mit dem Säuseln des Windes in den Segeln.

Ein langer Trommelwirbel, heftige retardierende Streicher, Pauken und Trompeten im Crescendo – und

Hermannis rief: »Merkst du wie das passt, Samuel?

Die Inspiration zu dem Thema geht übrigens auf Riga zurück – da war Wagner damals Kapellmeister.«

Samuel atmete mit verklärtem Gesicht und sichtlich schwer sein Einvernehmen, denn im Auf und Ab der Orchesterklänge, in gefühlter Harmonie mit der Bewegung des Schiffes auf den Wellen, entstand ein dramatisches Szenario, dass alle in seinen Bann zog.

Als die Ouvertüre mit großem Ton und einer Reprise der Streicher, im Rauschen der See ausklang, leuchteten die Gesichter der Männer im golden schwankenden Abendlicht.

Niemand sprach, denn niemand konnte sagen, ob es allein die fantastische Musik war oder mehr das mit den Schiffsbewegungen in Wind und Wellen verbundenen Klang-Raum-Erlebnis, das sie so tief berührte.

Sie stießen wie zur Bestätigung an – und tranken begeistert. Hermannis goss nach und verkündete: »Wartet es kommt noch besser – die Tannhäuser-Ouvertüre!«

Die Männer lauschten gespannt.

Hörner zum Auftakt stimmten leise das Thema an, Oboen und Streicher antworteten sanft – und sie empfanden, wie sich die See gezähmt gab. Wind und Wellen verloren mit den Streichern fühlbar an Kraft – wie zu einem Seezauber. Und alles verschwamm, als wären Klang-Nebel aufgezogen, in langen Bögen, sich steigernd, wie schwebend.

Feine, romantischen Passagen der Streicher und Bläser wurden von welligem Rauschen verwischt, mischten sich jedoch gleich darauf mit der säuselnden Musik des Windes

in den Segeln – dann sich vereinende Hörner, Trompeten und Streicher, mit aufschwingenden Akkorden.

Wagner-Posaunen forcierten das Thema und steigerten sich, mit dem Orchester anschwellend, so ins Furiose, dass es das Schiff nun in ihrer Wahrnehmung nach vorne peitschte. Die Wucht dieser wie in Zeitlupe heranrollenden gewaltigen musikalischen Explosion katapultierte die Männer wie von Zauberhand von den Bänken. Sie rissen die Arme hoch, die Münder auf und röhrten mit langem Atem im Klang der güldenen Posaunen wie ein Chor von Hirschen.

Das Blech schwoll ab, sie schauten sich an und in die glänzenden Augen der anderen – und blickten zurück, wo Nussbaum an der Pinne stand: Ein gereckter Körper, den letzten Ton mit rauer Kehle lang tragend, den Kopf in den Nacken geworfen, mit geschlossenen Augen und weit aufgerissenen Nüstern – als wolle er die Musik atmen.

Mit verzückten Gesichtern lauschten sie den von Bord wehenden Streichern und Bläsern – bis, erneut schwirrend, Streicher, Flöten und Hörner einsetzten.

Wie ein musikalisches Tier schien das Schiff dem Auf und Ab der Klänge in seinen Bewegungen zu folgen. Harmonie um Harmonie steigerte sich das Orchester nochmals zum grandiosen Thema der Ouvertüre, auf das die Männer schon gewartet hatten, und worauf sie mit einer noch heftigeren Begleitung ihrer rauen Stimmen antworteten.

Die Musik klang aus wie verwehender Wind – so als höre die See auf zu atmen. Dann Stille.

»Perfekt, perfekt«, rief ihnen Nussbaum glücklich zu.

»Das ist Sinnlichkeit in Vollendung, ein Einklang mit den Elementen wie ich ihn noch nie erlebt habe. Es ist fantastisch – diese inneren Wallungen, die sich zu grandioser Harmonie aufschwingen. Gibt es so was wie Hochsee-Musiktherapie? Ich glaube, das heilt auch hartnäckige Fälle!«

»Ja, Wagner heilt mich immer mal«, rief Hermannis überzeugt und goss wieder nach.

Die Männer genossen, inmitten der rauschenden Ostsee, den heiter-musikalischen Schluck und fühlten sich jung, wie lange nicht mehr.

So hörten sie noch die Ouvertüren des Rheingolds, wie die ungeheure Klangwolke eines Urfriedens – und der Götterdämmerung, mit golden-verklärtem Blick in die letzte Abendsonne, die in den Wellenbergen gegen ihr Verglühen ankämpfte.

Die Aizpute lag gut im Wind. Mit der geplanten Geschwindigkeit über Grund segelten sie stampfend in wie Glutperlen aufspritzender Gischt und waren bei Sonnenuntergang am Kreuzungspunkt der Ostsee-Fahrwasser, zwischen Schweden und Litauen.

Im abnehmenden Licht kam von Süd-Osten ein Schnellboot vom Horizont – auf Kollisionskurs, wie Hermannis, feststellte, der es seit einiger Zeit mit dem Fernglas beobachtete.

Als er die Farben der Beflaggung identifizieren konnte,

wurde er unruhig: »Jungs, Achtung! – Das ist ein Schiff der Russen, der Baltischen Flotte. Das kommt sicher aus Baltisk, dem Marinehafen von Königsberg. Macht die Rettungsinsel klar, prüft, ob die Schwimmwesten sitzen, und sucht euer Notgepäck zusammen – wir müssen auf alles vorbereitet sein.«

»Was meinst du, Hermannis?«, zögerte Oie. »Sie werden uns doch nicht in internationalen Gewässern aufbringen?«

»Das nicht – aber vielleicht versenken oder einfach überlaufen, wie das so manchem Segler passiert ist, wenn die auf den Brücken der großen Dampfer pennen oder besoffen sind.«

»Aber nicht mehr heutzutage, Hermannis«, entgegnete Poursiainen.

»Ich denke, das ist komplizierter«, gab Oie als Segler zu bedenken: »Bei dem Wellengang und unserer Größe sind wir auf dem Radar bestenfalls ein kleiner Punkt. Wenn die auf der Brücke dann auch noch die Dämpfung hochgefahren haben, um nicht von jeder Welle irritiert zu werden, bist du gegen das letzte Glitzern der Abend-Dämmerung quasi verschwunden.

Wir haben zwar da oben ein Licht und einen Radar-Reflektor am Besan-Mast, aber das hilft wenig. Besonders, wenn die uns nicht sehen wollen – ich glaube, das meint Hermannis.«

Das Schnellboot, das gegen die See anlief und mit schäumenden Gischtwellen, wie ein eisgraues blindes Pferd über den Wellen-Parcours sprang, kam immer näher – eine

Seemeile noch schätzte Oie.

Hermannis ging unter Deck, kam mit einer schweren Signal-Pistole wieder, lud ein daumendickes Geschoss in die Waffe und schoss einen weißen Stern in die Dunkelheit des östlichen Horizontes – Richtung Krieger: »So sehen sie uns ganz gewiss!«

Kurz nach dem Stern-Signal kamen Scheinwerfer-Signale vom Schnellboot – die Tuomas und Hermannis im Chor vorlasen.

»Aizpute – Drehen Sie bei.«

Hermannis ließ den Diesel an und schoss mit dem Schiff in den Wind: »Die wissen also, wer wir sind. Vielleicht wollen sie uns doch noch festsetzen – aber in internationalen Gewässern wird das richtig Ärger machen. Ich werde schnell noch eine Positionsmeldung nach Riga absetzen, falls das vor dem See-Gericht landet«, rief er durch das Knattern der Segel und tauchte ab in die Kajüte, zum Funkgerät am Navigationstisch.

»Grund. – Hauptsache, nicht in den Grund gerammt«, murmelte Nussbaum, dem ein so heftiges Zucken über die Augen zog, das die Nase vibrierte.

Das Schnellboot hatte, sie nach Luv umfahrend, beigedreht und war, als in der Dämmerung driftende Silhouette, auf weniger als fünfzig Meter herangekommen – am Funkmast Flagge LIMA als schwarz-gelbes Stopp-Signal.

Niemand war zu sehen, nur spärlich sichtbares rotes Licht in den winzigen Panzer-Luken der Kommandobrücke.

»Wie der Fliegende Holländer!«, rief Oie schaudernd

nach unten an den Kartentisch.

Minuten später war das Kriegsschiff auf Rufweite herangedriftet, was bei den Geräuschen, die die knatternden Segel im Wind machten, sehr nahe war.

Hermannis, der gerade seine Positionsmeldung abgesetzt hatte, kam nach oben und schaute ungläubig auf den jetzt hautnah präsenten Krieger, dessen Antennen die Mastspitzen der Aizpute noch überragten.

In diesem Augenblick erfasste sie ein gleißendes Scheinwerferlicht und am Deckshaus des Schnellbootes öffnete sich ein rot beleuchtetes Panzer-Schott. Ein Offizier trat zwei Meter über ihnen an die Reling, legte grüßend die Hand an die Mütze und rief dröhnend auf Russisch: »Aizpute, – Gute Fahrt! Ich bin der Kommandant Kapitän Serow und soll euch von General Saizew grüßen. Er bat mich, eine Danziger Telefonnummer zu übermitteln und lässt fragen, ob Sie irgendetwas benötigen?« Dabei schwang er eine Wurfleine wie ein Lasso herüber, das die Männer fingen, und in die er eine faustgroße Kapsel einklinkte, die zur Aizpute abwärts glitt.

Hermannis griff die Kapsel, drehte sie auf und entnahm einen Zettel, auf dem Lewandowskis Telefonnummer stand.

Die Männer schauten sich ungläubig-erstaunt an, worauf Hermannis, nach Sekunden der Sprachlosigkeit, hörbar erleichtert hinüberrief:

»Nein danke, weiter benötigen wir nichts. Besten Dank! – Wir grüßen zurück und bedanken uns noch mal für die Hilfe. – Gute Fahrt!«

Der Kapitän lächelte, legte in strammer Haltung die Hand an die Mütze und verschwand in seiner Kommandobrücke. Die Lichter verloschen und das Schnellboot drehte, mit der eleganter Kehre eines See-Elefanten, unter Volldampf ab. Es rauschte schäumend dahin, wo es hergekommen war.

»Was war das denn?«, rief Nussbaum, dem das Zucken im Gesicht stehen geblieben war. »Freundschaft war das!«, lachte Tuomas Poursiainen beeindruckt.

»Und Langeweile«, echote Hermannis: »Sie liegen in der Enklave Königsberg und haben Langeweile. Das weiß der General, also tut er seinen Leuten was Gutes und schickt sie auf Erkundung – auch um zu zeigen, dass er uns im Blick hat. Sicher lässt er sich jeden Tag unsere Position aus der Satelliten-Überwachung des Militärs geben, – unsere Navigation läuft ja, dank Tuomas, seit Helsinki über GLONASS.«

»Jetzt weiß ich, warum er dir seinen Navigator schmackhaft gemacht hat«, lächelte Oie ironisch.

Tuomas senkte die Augen, als fühle er sich ertappt und winkte brummelnd ab. Die Männer schauten erstaunt aber zweifelnd ob dieser einfachen Zusammenhänge, da legte Hermannis nach: »Ja, – in diesem Auftritt steckt wirklich die große russische Seele. Denn hat man Freunde wieder gefunden, die sich schon mal als solche gezeigt haben, tut man alles, um zu beweisen, dass die eigene Freundschaft noch größer ist«,

»Kultur. – Klingt überzeugend. Dir, als Lette und Kenner der russischen Kultur, will ich glauben. Licht. – Aber warum

fragen die nicht über Funk – weshalb diese Annäherung, das Theater und die nervenden Lichtsignale?«

»Da merkt man die Landratte in dir. Es ist doch wie auf dem Trockenen, Samuel - das ist bloß die Diskretion«, dozierte Tuomas. »Der Funkverkehr wird aufgezeichnet – Licht dagegen verschwindet im Universum. Ich hatte auch keinen Funkverkehr mit General Saizew, als der euch befreit hatte und mit dem Hubschrauber im Anflug war – nur ein Kurier tauchte auf, der codierte Koordinaten und das Zeit-Fenster der Übergabe brachte.«

Mittlerweile umgab sie finstere Nacht. Weit in der Ferne war das leise Dröhnen von Frachtern und Großfähren im Haupt-Fahrwasser der Ostsee zu hören, deren winzige Positionslichter sie sahen – an denen sich tendenziell Kurse ablesen und Entfernungen abschätzen ließen.

Akustisch waren diese Schiffe immer dicht dran und auf Kollisionskurs, – real dagegen weit entfernt. Ein Phänomen der Nacht, das schon so manchem Segler den Schlaf raubte.

Sie teilten Wachen ein. Die Freiwache von Oie und Poursiainen ging in die Kojen, nicht ohne mit aufmunternden Worten der Mannschaft Getränke und Verpflegung in die Plicht zu reichen.

Bei konstant raumem Wind segelte die Aizpute in langer Welle Richtung Danzig, deren Lichtkorona sich schon hinter dem Horizont abzuzeichnen begann.

Um Mitternacht war Wachwechsel. Danach saß

Hermannis noch eine Weile bei Oie und Tuomas im Cockpit, wo Samuel zum begeisterten Rudergänger mutiert war und sich nicht ablösen lassen wollte.

Gemeinsam schauten sie, in rauschender Fahrt, unter einen fantastisch taumelnden, brilliant-klaren Sternenhimmel.

»Phänomen. – Ist es nicht ein Phänomen«, griff Samuel ihre spürbare Begeisterung auf, wobei er – nun halbwegs seefest – das gut getrimmte Schiff mit der Pinne feinsinnig balancierte wie ein Artist auf dem Hochseil.

»Ist es nicht wunderlich, dass dieses Stahl-Schiff so einen dichten atomaren Aufbau hat, dass du einen gehärteten Bohrer brauchst und viel Energie, um durchzukommen? Und ist es, in Relation dazu, nicht rätselhaft, dass das Universum aus dem puren Nichts besteht?«

»Nichts?« echote Poursiainen ungläubig.

»Ja, das grandiose Nichts im Universum«, und Nussbaum formte mit Daumen und Zeigefinger einen Kringel. »In der Naturwissenschaft pflegt man folgenden bildhaften Vergleich: Unsere Sonne hat die Größe so einer Walnuss – unsere ist Erde ein Sandkorn in zwei Meter Entfernung, der Saturn eine Erbse in sechsundsechzig Meter Entfernung – und das nächste Sonnensystem mit so einer Walnuss im Zentrum liegt dann etwa fünfhundert Kilometer entfernt.

Die Verteilung weitere Sonnensysteme um eine Nuss ist etwa so: Eins in London, eins in Madrid, in Rom, in Athen und Tunis. Oder, um beim Schiff zu bleiben und den Eisen-Atomen, aus denen es besteht«, wobei er einen Arm in die

Luft reckte.

»Meine Faust der Atomkern und in einem Kilometer Durchmesser um ihn kreisend, die Elektronen der Hülle. Trotzdem kommst du ohne Bohrer nicht durch. Der bezieht seine Wirkung dann – lächerlicherweise – aus ein paar Prozent zwischen das Eisen gestreuten Chrom-, Nickel- oder Mangan-Atomen – immer noch ein Nichts, was ein Nichts bohrt, damit luftige Nichts-Moleküle durchziehen können oder flüssiges Nichts – das Wasser – wenn das Schiff ein Leck hat.«

»Verrückt, was du uns da wieder auftischst«, wunderte sich Hermannis, »aber wenn ich nach oben schaue und tief Luft hole, muss ich dir glauben und bekomme eine Gänsehaut.«

»Das Göttliche Prinzip, das wir vielleicht nie ergründen werden, durchzieht alles – wie bei den Fraktalen, die mir Samuel auf deinem Landsitz gezeigt hat«, rief Oie lachend.

»Was für Fraktale?«, hakte Hermannis belustigt ein. »Habt ihr die auf meinem Grundstück gefunden, dann gehören sie mir – erzähl!«

»Samuel kann das besser«, bog Oie ab.

Nussbaum holte etwas weiter aus und machte es dann auch theatralischer, als auf dem verschilften Stausee im Ruderboot. Er beeindruckte die Männer wieder mit seiner Fähigkeit, komplexe Sachverhalte bildhaft darzustellen.

Als er geendet hatte, stellte der beeindruckte Tuomas seine Frage aller Fragen: »Ich frage mich – wenn alles so perfekt aufeinander abgestimmt ist – nach Naturgesetzen, in

der sichtbaren, göttlichen Ordnung –, ob diese Naturgesetze nicht schon vor der Entstehung des Universums, also vor dem vermuteten Urknall da gewesen sein müssen – sonst hätte es den gar nicht geben können.

Wenn also ja, dann haben diese Naturgesetze eine eigene, unabhängige Existenz, und also einen Schöpfer – denn der Geist stand dann vor dem Universum!«

»Vilenkin. – Das ist die Logik von Vilenkin«, bestätigte Samuel. »Sowas klingt auch für mich als Mathematiker absolut überzeugend.«

»Was heißt hier Logik von Vilenkin?«, setzte Oie nach, »das ist fast schon abwertend, relativierend. Entweder es ist Logik – oder es ist keine. Für mich ist nichts logischer!«

»Ja, das sehe ich auch so«, stimmte Samuel zu: »Schöpfung. – Die Schöpfung, das können wir ja nachweisen – und werden täglich besser darin – entwickelt sich evolutionär, aber in einem bisher unfassbaren Geist, oder nennen wir es Plan.

Da muss ein Plan sein, denn in den Zeitachsen der Entwicklung, die wir mittlerweile ebenso genau überschauen wie die Ergebnisse der Evolution – als nachweisliche und perfekte Methode der Natur – ist nach den Gesetzen des Zufalls und der mathematischen Wahrscheinlichkeit nichts erklärbar. So eigentlich zielorientiert – unter Ausschaltung rein statistisch gleichwertiger Varianten, in unendlicher Verzweigung – ist es ohne Plan nicht fassbar.

Aber wir kennen weder den Plan noch das ihm zugrunde liegende Prinzip. Wir können uns nur täglich an den

beeindruckenden Ergebnissen erfreuen – sprachlos ob dieses perfekten Zusammenspiels, dessen Ursachen wir bisher nicht mal ansatzweise ergründen können.

Das macht auch alle führenden Naturwissenschaftler – über die Zeit und ihre Erkenntnisse – auf irgendeine Weise gläubig.«

»Ein Freund in Riga, ein Astro-Physiker«, setzte Hermannis nach, »vergleicht unsere Perspektive als Erdlinge gerne mit einem Goldfisch im Kugel-Glas: Totale Rundumsicht im Raum, aber nicht wissend, ob das Glas im Keller steht, im obersten Stockwerk oder in welchem Gebilde auch immer, – von Gebäude möchte er dabei lieber nicht reden. Er spricht bei solchen Diskussionen am Ende immer von zweiundvierzig.«

»Was soll das sein – zweiundvierzig?«, schmunzelte Samuel.

»Doch, mein Freund glaubt an die Zweiundvierzig. Kennt ihr das nicht? – Ich merk schon, ihr seid noch nie Per Anhalter durch die Galaxis. Das Buch ist zum Kringeln schön und einen Film gibt es auch davon.«

»Nun erzähl«, grinste Tuomas ungläubig.

»Na, das war doch die Frage an den Super-Computer, nach dem Leben im Universum und dem ganzen Rest – in dem Buch von Douglas Adams – wo der Computer nach über sieben Millionen Jahren Berechnung die Antwort zweiundvierzig ausspuckt.«

»Klingt lustig, bestätigte Tuomas, – das Buch werde ich mir besorgen, wenn ich wieder in Helsinki bin.«

Oie erhob sich, suchend über das Deckshaus spähend, wie wenn in der aufgewühlten Wellen-Finsternis vor dem Schiff etwas zu entdecken sei, wandte sich dann jedoch zum Rudergänger: »Das, was du da gerade beschrieben hast, das mit der Logik von Vilenkin, lässt mich nicht los. Wenn man das so hört, wenn also der Geist vor dem

Universum war, komme ich zwangsläufig zu einem Gesetz der Erhaltung des Geistes.«

»Was soll das sein, Oie?«, zweifelte Hermannis belustigt. »Das Gesetz von der Erhaltung der Energie steht ja als eherner Pfeiler in unserem physikalischen Weltbild – aber Geist?«

»Zu dem Schluss komme ich gerade: Wenn der Geist diese Welt strukturiert hat und diese täglich, über die Naturgesetze, mit seinen bisher teils unbekannten Spielregeln prägt – soll das Kostbarste, was im Universum existiert und auch der Mensch hervorbringt – der Geist – so einfach mal verloren gehen? Wenn einer den Löffel abgibt, die Hülle zu Staub zerfällt und ihre Materialität sich wandelt, soll der kostbare Kern – der Geist – rückstands- und folgenlos entschwinden?«

»Folgenlos und kostbar, Oie?«, schoss Nussbaum zweifelnd dazwischen: »Hast du den ganzen täglichen Schwachsinn vergessen, der da so produziert, verbreitet und wiedergekäut wird? Unter den Nachwirkungen leiden die Menschen doch täglich – und sicher auch noch künftige Generationen.«

»Ja, aber sie partizipieren auch von den Früchten des

guten Geistes, Samuel, von Ideen Kulturtechniken und Erfindungen der Menschheit. Vielleicht verhält es sich dabei aber wie Materie und Antimaterie, – und der Schwachsinn, wie du sagst, ist so eine Art schwarzes Loch?

Das Loch, als Widerspruch und Quelle der Entwicklung – erinnert ihr euch noch an den viel gepriesenen marxistischen dialektischen Widerspruch? Das war doch Schulstoff für alle gelernten Sozialisten. Frei nach Shakespeare würde ich sagen: Loch oder nicht Loch – das ist hier die Frage.«

»Es wäre schön, in dem schwarzen Loch säßen irgendwann alle Dummheit und der faulige Geist aller Bösewichte der Weltgeschichte!«, nahm Tuomas lachend die Vorlage an. »Es wäre wirklich schön, das noch zu erleben, – bis dahin trösten wir uns besser mit geistigen Getränken.

Hermannis, hol die Flasche, – wir müssen anstoßen! Und bring das Logbuch mit, um es einzutragen, – dieses Gesetz von der Erhaltung des Geistes – mit Uhrzeit und den geografischen Koordinaten, entdeckt auf der Aizpute. Das wird mal ein historisches Datum. Wir unterschreiben alle!«

Sie tranken dann heiter-schweigend, irgendwie erschöpft vom Wellen-Parcours und ihren himmelhoch fliegenden Gedanken.

Lange schauten sie in die aufgewühlte Schwärze der See und auf den funkelnden Sternen-Himmel über ihnen, bis Samuel ein paar Mal seufzend wankte und von Hermannis in die Koje geschickt wurde.

Bald darauf verschwand auch der Kapitän nach unten.

Oie und Poursiainen segelten im Rauschen der Wellen und dem vielstimmigen Chor des wieder auffrischenden Windes schweigend – hinüber in den heraufziehenden polnischen Morgen.

Im feuchtkühlen Dunstlicht des anbrechenden Sonnabends erreichten sie die Mole der Danzig vorgelagerten Halbinsel Hela. Flussaufwärts waren es noch fünf Seemeilen. Unter Motor liefen sie durch den Kaschuben-Kanal in den abgewickelten alten Handelshafen, am Rande der historischen Altstadt, in dem sich ein kleiner Yachthafen an einem riesigen, hanseatischen Backstein-Speicher befand – dem Hotel Gdansk.

Am Anleger davor machten sie fest, Hermannis nahm ihre Papiere und ging ins Hafen-Büro zum Einklarieren.

Eine gewisse Spannung war wieder aufgekommen, denn sie wussten nicht, inwieweit Oies und Samuels dritte Identität schon zur Fahndung ausgeschrieben war.

Die Miliz an der Wolga-Schleuse Gorodets hatte ihnen ihre Papiere abgenommen, die sie dann von General Saizew auf dem Finnland-Flug zurückbekamen. Was damit in der Zwischenzeit geschehen war, blieb unklar. Konnten die wieder gefoppten Dienste ihre Daten schon in europäische Fahndungslisten einspeisen? Mit welchen Folgen war zu rechnen? Sie wussten es nicht.

Als Hermannis gut gelaunt wieder kam, wurde es klarer: »Null Probleme«, brummte er zufrieden. »Der hat nur die

schönen klaren Visastempel in euren Pässen beäugt. Gute Arbeit Samuel, – aber man weiß nie, was so ein gelangweilter Beamter jetzt tut. Wir sollten uns schnell um den Kontakt zu diesem Lewandowski bemühen. Am besten ist, Tuomas sucht sich ein Telefon an Land und versucht ihn hierher ins Hotel Gdansk zu lotsen – dann sehen wir weiter.«

Tuomas nahm die Telefonnummer, die ihnen Saizew übermittelt hatte und ging von Bord.

Eine halbe Stunde später war er mit der Erfolgsmeldung da: »Grzegorz Lewandowski ist Rentner, lebt hier in der Innenstadt und freut sich, dass ich ihn zum zweiten Frühstück eingeladen habe – um zehn Uhr hier im Hotel. Er hat ein kariertes Holzfällerhemd an und eine Leder-Aktentasche dabei, daran erkennen wir ihn.«

»Wie hast du dich bekannt gemacht?«, fragte Nussbaum.

»Wie immer, – schönen Gruß, von einem Freund Igor Antonows, auf der Durchreise. Das reichte für sein gehobenes Interesse.«

»Vorsicht. – Trotzdem sollten wir angesichts der letzten Ereignisse äußerst vorsichtig sein«, warnte Nussbaum. »Am besten das Helsinki-Verfahren, in einer halben Stunde. Oie, du auf der Südseite des Hafenbeckens, Hermannis nimmt die Nordseite und ich setze mich ins Restaurant. Tuomas wartet am Biergarten und nimmt Lewandowski in Empfang. Sobald er mit ihm rein gegangen ist, bleiben Oie und Hermannis noch etwa fünf Minuten in Position, um zu sehen, ob noch jemand nachrückt.

Hermannis, wenn ihr ins Restaurant kommt, setzt euch zu

mir. Erst wenn die Luft wirklich rein ist, setzen wir uns zu Tuomas und dem Polen.

Auslaufen. – Sowie aber irgendetwas unklar ist, ziehen wir uns aufs Schiff zurück und laufen aus.«

Gegen zehn Uhr kam ein älterer, weißhaariger Herr mit dem Fahrrad die Hafenstraße von Süden heraufgeradelt. Neben ihm rannte ein schwarzer Terrier an langer Leine.



Er hielt am Hotel, stellte das Fahrrad ab und band den Hund an. Mittelgroß, bekleidet mit Jeans und Holzfällerhemd – die schmale Aktentasche unter dem Arm – wurde er am Biergarten von Tuomas begrüßt. Poursiainen und der Pole verschwanden im Restaurant.

Als die Luft rein war, gingen Hermannis und Oie ebenfalls hinein. Sie setzten sich zu Samuel, der hinter einer Zeitung beim Kaffee saß. »Wat denn, Polnisch kannst du auch?«, witzelte Oie. »Ja«, grinste der, »die Bilder und die Wetterkarte – was glaubst du denn? Aber auch wenn sie sich

der lateinischen Schrift bedienen, ist natürlich viel aus den slawischen Stammwörtern zu erahnen.«

Sie schauten zu Poursiainen, der schaute zurück und nickte. Die drei gingen hinüber.

»Was für eine Überraschung, Herr Poursiainen – Sie hier in Danzig?«, schmetterte Hermannis lachend auf Russisch. – »Darf ich vorstellen, Ottomar Krüger und Ferdinand Spengler aus Berlin«, und an Lewandowski gewandt: »Ich bin Hermannis Visvaldis aus Riga.«

Tuomas Poursiainen, der Lewandowskis überraschten Blick sah und eine gewisse Körperspannung – wie auf dem Sprung – legte dem Polen beruhigend die Hand auf den Arm.

»Grzegorz, das geht in Ordnung«, sagte er auf Deutsch, »das sind auch alte Freunde von Igor Antonow.« Grzegorz begriff und entspannte sich. Der Kellner kam und räumte Samuel muffelnd sein Gedeck hinterher – wobei er die Bestellung aufnahm.

Grzegorz Lewandowski, laut Liste Ingenieur und Major a.D. der polnischen Abwehr, langte dann so kräftig zu, wie sein Holzfällerhemd es nahe legte – und schwieg ansonsten. Ein Hauch von Trauer lag fühlbar über den sparsamen Bewegungen des Polen und dem Gesicht, in dessen Mimik sich zugleich etwas irritiert Verzweifeltes und Aufmüpfiges zeigte.

Tuomas beugte sich zu ihm hinüber und fragte, wo sie reden könnten – über damals? Grzegorz verharrte einen Augenblick, schaute sich um und flüsterte: »Hier nicht, schon gar nicht auf Russisch, hier herrscht Russophobie.

Wie du sagst, liegt ihr mit einem Schiff aus Riga hier im Hafen und habt russische Visastempel in den Pässen, so was ist bald rum. Es herrscht neuerdings eine tiefe Feind-Phobie gegenüber allem, was nur aus der Richtung kommt. Wir sollten den Ort wechseln – hier fallen wir auf. Bei mir, in meiner Wohnanlage für Alte, geht es aber auch nicht. Umstellt von einer Horde neugierige Rentner, fallt ihr auf, wie wenn der Zirkus in die Stadt kommt.«

»Gehen wir doch auf mein Schiff, die Aizpute« schlug Hermannis vor – »die liegt gleich nebenan.«

»Ja, das klingt gut, aber nacheinander«, willigte Grzegorz nach kurzem Bedenken ein. »Am besten gehe ich mit Herrn Poursiainen voraus und ihr kommt nach.«

Wie besprochen, taten sie es, Grzegorz lief jedoch mit Tuomas und dem wuselnd voranspringenden Terrier noch einmal um den Block – wohl um sicher zu sein, dass ihnen keiner folgte.

Unter Deck entspannte der Pole sich – und lebte vollends auf, als die Freunde herunter in die Kajüte stiegen. Hermannis setzte noch einen Kaffee auf, holte die Genever-Flasche und schenkte das Getränk der Kapitäne ein.

Ein feiner Duft von Wacholder zog durch die Messe, die Männer stießen an und tranken.

Der Terrier jaulte, worauf Grzegorz um ein Bier und einen Napf bat, denn sein Hund sei durstig: »Lech W, müsst ihr wissen, trinkt in Männergesellschaft am liebsten Bier. Das

hat er nicht von mir, denn er ist mir zugelaufen, und ich habe es lange nicht verstanden, weshalb er immer jault, wenn Männer trinken. Mit Bier ist er ruhig«, sagte er, und goss etwas in den Napf, den der Terrier ohne abzusetzen leer schlabberte. Grzegorz goss nach.

»Lech W? – das klingt irgendwie skurril. Euer berühmter Lech? – War er Pate?«, grinste Tuomas.

»Irgendwie schon, denn auch wenn der Name unseres heiligen Staatspräsidenten in irgendeinem Zusammenhang fiel, jaulte er immer auf. Da lag es nahe, ihn so zu nennen – denn er ist wohl genau so eitel. Manchmal sage ich auch Exzellenz zu ihm, wenn ich ihn vor bissigen großen Hunden rette, denn er ist eigentlich feige. Wie unser Ex-Staatspräsident, der die wilde Meute der Medien fürchtet und sich deshalb im selbst erschaffenen Nimbus-Nebel versteckt, statt denen, die ihn damals schützten, beizuspringen.«

Oie und Nussbaum schauten sich bei dem letzten Satz vielsagend an, hakten aber nicht nach, denn sie fühlten, mit der Erfahrung ihrer Reise: Auch diese Quelle sprudelt erst, wenn ihre Zeit gekommen ist.

Der Terrier, der mittlerweile angesäuselt am Napf lag, hob wie zur Bestätigung noch einmal den Kopf, entspannte sich dann platt und fing an fein röchelnd zu schnarchen.

Nach dem zweiten Becher Genever löste sich Grzegorz zusehends. Die Geschwindigkeit seiner Gedanken lag jetzt hörbar über der seiner guten, aber etwas eingeschlafenen Deutsch-Kenntnisse, sodass sie öfter nachfragen mussten.

Sie schilderten Grzegorz, was sie bisher erlebt hatten und zeigten kurze Sequenzen aus den Interviews von Petrows und Ossipow, die sie erläuterten.

»Ja, Oberst Ossipow ist mir noch gut in Erinnerung. Der tauchte öfter in Warschau auf, wenn eine Sache aus dem Gleis zu laufen drohte. Zumeist mit Igor Antonow oder seinem Chef Fedossow – um hinter den Kulissen, in der großen Politik, Weichen zu stellen glaube ich. Ihr kennt ja offensichtlich – mit den Aussagen der Zeitzeugen – mehr von den Hintergründen unserer Aufgaben, mir aber sind viele Zusammenhänge bis heute ein Rätsel. Wie ich sehe, seid ihr dran am Thema. – Was wollt ihr wissen von unserer damaligen und heutigen polnischen Gemengelage – und wollt ihr das auch aufzeichnen?«

»Gemengelage? – Ja Grzegorz, das wäre schön, wenn wir es mitschneiden könnten – aber Gemengelage? Weshalb so explosiv?«, fasste Nussbaum lächelnd nach.

Der Pole schaute einen Augenblick wie der überraschte, furchtsame Eingeborene auf den neugierigen, als Ethnologe getarnten Eroberer: »Ja, wir Polen. – Die legendäre polnische Freiheit ist halt wie wilde Hefe – immer in unserer Geschichte, gegen uns selbst und gegen andere, würde ich es mal in Trauer und Weihrauch umschreiben. Sprunghaft und unberechenbar – und katholisch, was die Sache nicht einfacher macht!«

35 Der Weg aus der Polenkrise – Major a. D. Grzegorz Lewandowski

Hermannis goss Kaffee nach, Samuel baute seine Kamera aufs Stativ, die Beleuchtung in der Kajüte wurde hochgefahren und Grzegorz begann zögernd, wie resignativ, seinen Bericht: »Ein schlimmes Jahr für Polen war das bisher. Alle gläubigen Polen – also alle – rätseln schon über den Beginn dieses Jahres. Wie ein Zeichen war das.

Nachdem sich Staatspräsident Kaczynski zum lästerlichen Vergleich verstieg, Katyn wäre das polnisches Golgatha – hat das Göttliche ihn im April abstürzen lassen. Dann hat es im Frühsommer, mit wochenlang kreiselnden Tiefdruckgebieten, unfassbares Sauwetter geschickt, ganz Zentralpolen überschwemmt und die Ernten vernichtet.«

Grzegorz schaute deprimiert von einem zum anderen, als müsste die Besatzung jetzt Trauer flaggen.

»Leid. – Es tut uns Leid für Polen, Grzegorz. Wir haben die Katastrophen in den Medien verfolgen können – fürchterlich –, aber was war damals zur Zeit des Kriegsrechtes, als du, nach Igor Antonows Liste, im Militärischen Informationsdienst für die Abwehr aktiv warst?« – versuchte Nussbaum das Thema zu erinnern.

»Da gibt es grundsätzliche Zusammenhänge, über die man reden muss – und die jüngsten Katastrophen haben irgendwie auch damit zu tun. Versteht mal, ich muss jetzt den Zirkel größer schlagen, um den inneren Zusammenhang

deutlich zu machen.

Es ist so: In Polen denkt man, ohne die Gewerkschaft Solidarität und die Katholische Kirche hätte es Gorbatschow in der Sowjetunion nicht gegeben. Aber auch nicht ohne Afghanistan und auch nicht ohne den wirtschaftlichen Niedergang des sowjet-sozialistischen Systems, sage ich dann immer, als Ingenieur und Offizier.«

»Ja, das hat sich gegenseitig verstärkt und das waren sicher auslösende Momente in der Europäischen Perestroika, wie wir auch aus Russland hören konnten«, bestätigte Tuomas Poursiainen.

Grzegorz nickte heftig: »Wenn Gewerkschaftsführer Lech Walesa in seiner grenzenlosen Eitelkeit behauptet, nicht Gorbatschow, sondern Papst Wojtyla und die Gewerkschaft Solidarität – also er – hätten die Mauer in Berlin zu Fall gebracht, so muss man konstatieren, dass er seit seinem Friedens-Nobelpreis unter dem Schutz unserer Abwehr stand, sonst hätte er weder die Internierung überlebt, noch in den Folgejahren die politische Bewegung der Gewerkschaft anführen können.

Ihr erinnert euch vielleicht? – Da gab es für ihn, trotz bestehenden Kriegsrechtes, diesen ersten Auftritt als Gesprächspartner der Regierung, unter dem Militärregime, mit dem stellvertretenden Ministerpräsidenten. Dahinter standen schon der neue Parteichef Andropow in der Sowjetunion und der politische Wille, Polen im Innern zu befrieden. Das war ein Entspannungssignal an die Gewerkschaft, das wir über seinen Freund und Berater, den

späteren ersten Ministerpräsidenten des freien Polen, Tadeusz Mazowiecki, an den Gewerkschaftsführer herantrugen.

Das war dringend nötig, denn Militärregime und Untergrund-Gewerkschaft blockierten sich zu der Zeit gegenseitig, wie stehend verhakelte, angeknockte Boxer – mit immensen Kosten für den ganzen Ostblock.

Auch hätte Walesa eine weitere Eskalation in der Konfrontation mit den Stalinisten schlicht nicht überlebt, wie das Papst-Attentat oder das Drama um den Priester Jerszy Popiluschko im Oktober vierundachtzig beweisen. Mehr als einmal musste unsere Abwehr eingreifen, um ihm das Leben zu retten und auch kriminell verbrämte, politische Anschläge auf seine Familie zu verhindern, die Leute der Staatssicherheit geplant hatten.

Das durchschlagende Prinzip unserer Gegner, in Partei, Militär undSicherheitsdienst bis dahin, hatte seine Wurzeln bei der Sowjetischen Tscheka und noch tiefer in der Chinesischen Kultur – wo man das Huhn tötet, um den Affen zu erschrecken.«

»Aber es war doch Kriegsrecht bei euch in Polen, unter General Jaruzelski, den man deshalb jetzt vor Gericht gestellt hat. Wie konnte da überhaupt irgendetwas voran gehen?«, zweifelte Hermannis.

»General Jaruzelski war erst mal der Retter in der Not – vor dem einmarschbereiten Breschnew – am Ende des Jahres einundachtzig. Das muss man wissen, und man muss auch seine Geschichte kennen, um seine Motivation und sein

Handeln zu begreifen!«

Grzegorz fingerte eine geknickte Zigarette aus einer Tasche seines Hemdes und Hermannis gab mit dem Gasanzünder aus der Pantry Feuer.

Der Pole nahm einen tiefen Zug: »Mit Polybios dem Griechen: Bei allen Dingen liegt doch der letzte Maßstab für die Beurteilung nicht in den Handlungen selbst, sondern in der Motivation und den Absichten des Handelnden. So sehe ich das auch bei Jaruzelski, denn er kam als Jugendlicher mit seiner Familie zur Zwangsarbeit nach Sibirien – nur weil sie Polen waren. Das dort Erlebte hat er nie vergessen.

Auch General Jaruzelski hatte – so weiß ich es von meinen Vorgesetzten – keine Illusionen, was das Überleben dieser Art von Pseudo-Sozialismus als sozialökonomische Formation anging, denn er sah den unaufhaltsamen wirtschaftlichen Abstieg Polens.

Er war damals schon mit Gorbatschow befreundet und bekam dann, nach dessen Machtantritt, den Auftrag, einen polnischen Weg zur Befriedung der Verhältnisse und in die Unabhängigkeit zu gehen.

Jaruzelski war, wie Gorbatschow es poetisch umschrieb, der Chef im Labor der Perestroika, der voranging, und damit der erste Held des Rückzuges – zur Entspannung, zum großen Frieden und einem demokratischen Wandel in Polen und Europa.«

»Ja, das haben wir auch schon in Russland gehört«, bestätigte Nussbaum. »Rückzug aus unhaltbarer Position – nach Clausewitz die Königsdisziplin, wie Nikolai Ossipow es

herleitet. Daran haben sich offensichtlich in der Folge einige verantwortliche Offiziere im Osten orientiert – diesen Eindruck haben wir bisher nach unseren Aufzeichnungen.«

»Jedenfalls war das bei Jaruzelski so, denn wenn die politischen Eliten in die falsche Richtung, in den Untergang marschieren und versagen, müssen die Fachleute für den geordneten Rückzug – die Offiziere – das Ruder übernehmen, um den Absturz der Nation aufzuhalten«, warf sich Grzegorz in die Brust. »Deshalb wurden schon ab dem Jahr dreiundachtzig schrittweise der Ausnahmezustand und das Kriegsrecht aufgehoben.

Dahinter steckte, im magischen Dreieck zwischen Andropow, Gorbatschow und General Jaruzelski, der Wille, einen friedlichen Übergang zu Reformen unter Einbeziehung der Gewerkschaft zu organisieren – abgeschirmt und gesichert durch unseren Militär-Geheimdienst, der verhindern musste, dass die sprungbereiten Alt-Stalinisten und Gerontokraten diese Entwicklung torpedieren.

Es war unsere zwischen dem General und Nikolai Ossipow abgestimmte Operation Morgenlicht – nach deren Drehbuch alles lief.

Gewerkschaftsführer Walesa organisierte von da an, unter dem für ihn unsichtbaren Schirm des Militär-Geheimdienstes, das halblegale Provisorische Exekutivkomitee der Gewerkschaft Solidarität, denn die war ja noch offiziell verboten. Gegenüber der polnischen Staatssicherheit, der MBP, hieß es dabei von unserer Seite: ›Haltet die Füße still, das sind unsere Leute!‹, und wer

wagte es zu der Zeit schon, sich gegen Moskau, den Sowjetischen Militär-Geheimdienst und unseren Militärischen Informationsdienst zu stellen?«

»Was wusste Friedens-Nobelpreisträger Walesa über diesen Hintergrund, der doch seine Aktionen beflügeln musste?«, hakte Oie nach.

»Einiges, vermute ich – Genaueres wussten, unter den konspirativen Bedingungen, nur meine Chefs, – das geht aber weiter zurück.

Wenn Gewerkschaftsführer Lech Walesa heute behauptet, die ihn betreffenden, veröffentlichten Fakten über einen IM-Bolek – der als junger Mann der Staatssicherheit zu Informationen verhalf – stammten aus gefälschten Akten, dann ist das eine Schutzbehauptung. Unsere Chefs kannten diese Geschichte und haben ihn, als er interniert war, so hört man, unter Druck gesetzt und mit der Veröffentlichung der alten Sachen gewinkt. Er wäre damit bei all seinen Anhängern politisch erledigt gewesen, woran unsere Organisation natürlich kein Interesse hatte, denn wir brauchten sein Charisma als Gewerkschaftsführer, und auch als Katholik, für die weitere Entwicklung zum polnischen Teil der Europäischen Perestroika.

Die Gewaltfreiheit der polnischen Entwicklung, die auch vom polnischen Papst immer gefordert wurde – denn sie ist zutiefst christlich – war unser Anspruch, und sie wurde nur durch eine Zusammenarbeit aller reformwilligen Kräfte, bei gleichzeitigem Ausbremsen der Stalinisten durch uns, erfolgreich.

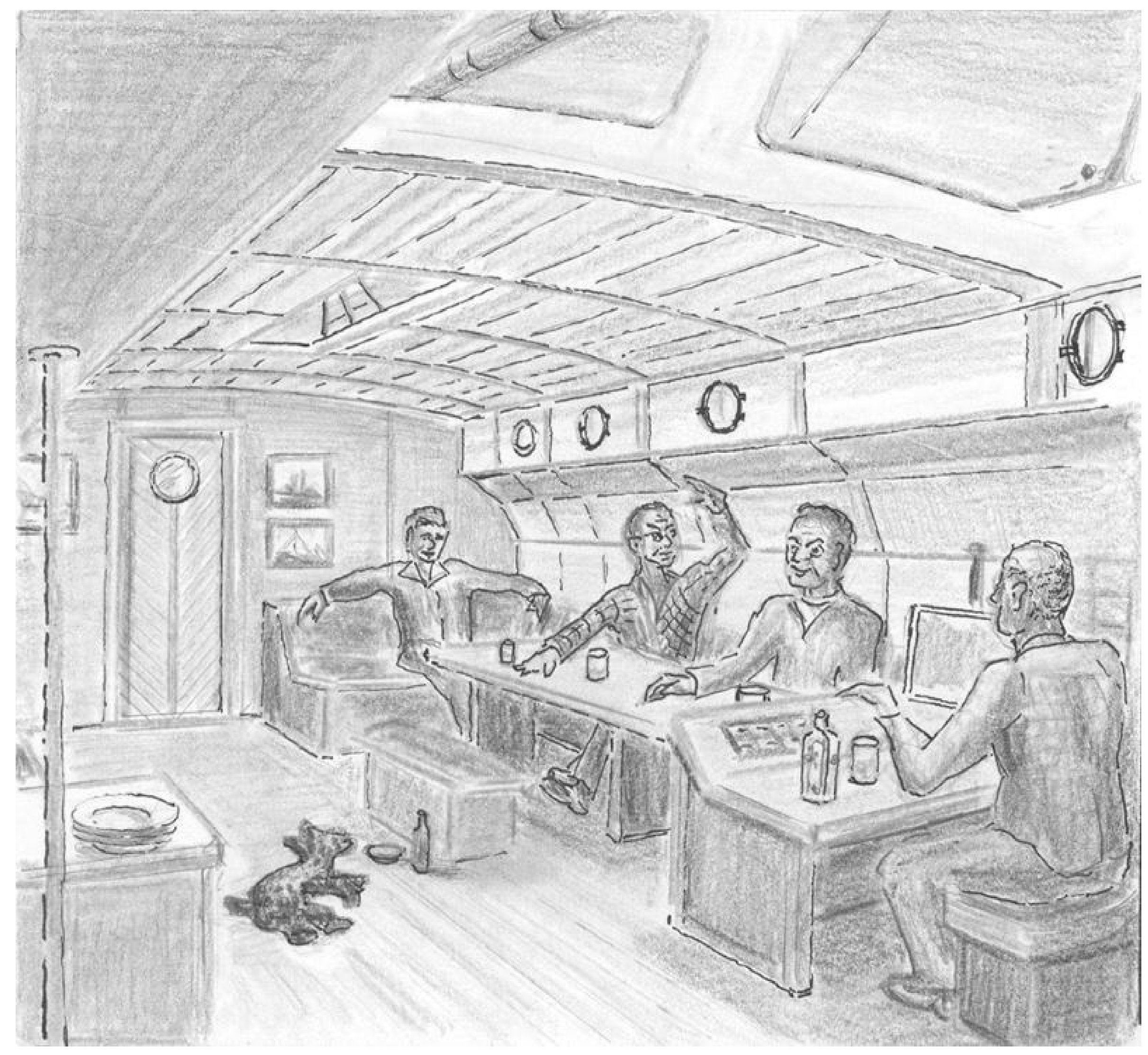
Lech Walesas Pläne als Gewerkschaftsführer korrespondierten mit unseren strategischen Zielen, – und schon nach den ersten Weichenstellungen merkte er wohl, wie für ihn und die Solidarität Hindernisse aus dem Weg geräumt wurden, er zunehmend Gesprächspartner im Apparat bekam und es damit gelang, Bewegung in das alles lähmende Kriegsrecht zu bringen.

Wir haben dann – als weiteren Vertrauensvorschuss und auf seine Bitte hin – im Frühjahr vierundachtzig für die Freilassung von sechshundert so genannten Gewissensgefangenen gesorgt, die mit dem Kriegsrecht interniert worden waren.

Es waren viele Heißsporne darunter, die wir im Interesse einer friedlichen Entwicklung lieber weiter unter Verschluss gesehen hätten, – aber er wusste, das kann er nun fordern. Die spätere positive Entwicklung hat ihm dabei recht gegeben, und zwei Jahre später konnten hunderte politische Gefangene amnestiert werden, – darunter die komplette Gewerkschaftsführung.«

Grzegorz, sichtlich aufgerührt, wurde heiser und stockte.

Hermannis wusste den trocken-traurigen Blick des Polen zu deuten, – er langte in die Kühlbox der Pantry und stellte Nachschub an Bier auf den Tisch.



Auch Lech W, der bei jeder Erwähnung seines Namensvetters leicht den Kopf hob und mit dem Schwanz zuckte, bekam noch etwas in seinen Napf, – den er mit leicht trunkenen Bewegungen ausschlabberte, sich wieder auf die Seite legte und die Augen schloss.

Als die Männer sich zugeprostet und getrunken hatten, straffte sich der Offizier mit funkelnden Augen: »Seit der Unabhängigkeit Polens ist Walesas Unaufrichtigkeit mein Problem, denn warum bekennt er sich nicht zu seiner exponierten Rolle, – dazu, auch konspirativ gearbeitet zu

haben? Warum stellt er sich nicht vor die, die ihn gefördert und geschützt haben?

Er hat doch in all den Jahren ausgiebig Gebrauch gemacht von der Exklusivität seiner Stellung im Prozess der Veränderung. Auch wenn er mit fortschreitender Entwicklung – oftmals eitel und geschwätzig – Politikern imponieren wollte.

Besonders, wenn sie zur Visite aus dem Westen kamen, um mit dieser lebendigen polnischen Widerstandsikone zu glänzen und den Gewerkschafter aufzuwerten. Wie der ungläubig staunende Kanzler Kohl, dem Walesa am Rande seines Staatsbesuches in Warschau – am Tag der Maueröffnung – erklären konnte, dass das, was da im Osten Deutschlands passiert und passieren wird, zum Fall der Mauer und zur Deutschen Einheit führt.

Wenn aber Walesa die Hintergründe, die Putsch-Szenarien der Staatssicherheit an diesem Abend, gekannt hätte, wenn er gewusst hätte, wie sehr es Spitz auf Knopf steht in dieser Nacht, er wäre vor Beten zur Heiligen Jungfrau nicht in den Schlaf gekommen.

Wegen seiner eitlen Geschwätzigkeit und undichter Verbindungen in seinem Umfeld war er operativ in nichts eingeweiht. Er ahnte, dass in Berlin etwas passiert – aber nicht, wie sehr es ihn, seine Familie und seine Freunde treffen könnte, wenn es schief geht und der Putsch der Stalinisten auch in Polen Erfolg haben sollte: Seine Fahrkarten in den Gulag waren ja schon ausgestellt, Erschießungskommandos standen bereit.

Was also ist schlimm daran, wenn er mit unseren konspirativen Verbindungen den Weg zur Freiheit und Unabhängigkeit Polens begründet hat – als Gewerkschafter und dann als Friedens-Nobelpreisträger – im besten Glauben und als Patriot?

Ich glaube, da ist hintergründig wieder diese großpolnische Russophobie im Spiel!«

»Russophobie hört man ja von dir öfter, Grzegorz«, bemerkte Tuomas. »Wie würdest du die beschreiben und wo siehst du Ursachen dafür?«

Grzegorz griff sich nachdenklich ans Kinn, zögerte etwas und schaute in die Runde: »Das ist so – bei meinen beschränkten historischen Kenntnissen: Polen war, nach einer mittelalterlichen expansiven Blüte, aufgrund seiner mangelnden ökonomischen Entwicklung unter zwei Dutzend feudalen Platzhirschen, die polnische Souveränität gern meistbietend verschacherten, immer Spielball der benachbarten Großmächte.

Seit sich aber die alte Adelsrepublik-Polen auf diese Weise den Sachsen anschloss, sich bis zur bitteren Neige Napoleon andiente, gegen seine Nachbarn in den Krieg begab und dafür – nach dem Wiener Kongress – mit Teilung bestraft wurde, gibt es diese ausgeprägte Phobie. Diese besondere Melange aus Katholizismus und Nationalismus, die es später erlaubte, den ideologischen Anmaßungen auf besondere Weise zu widerstehen, entstand wohl in dieser Zeit.

Die Kehrseite dieser bemerkenswerten Widerstandskraft

ist dann allerdings der andauernde Mangel an Aufklärung und Öffnung der Polen gegenüber der Realität – auch der ihrer Umgebung. Seitdem und bis heute ist Polen innerlich zerrissen, zwischen denen, die sich produktiv als friedliche Nachbarn in der Gemeinschaft der Völker verstehen möchten und denen, die sich als Trojanische Esel bei den Amerikanern andienen und von denen in Stellung bringen lassen.

Vor allem glaube ich, sind dies Leute, die noch heimlich dem Wahn eines Großpolen anhängen – also der Vereinnahmung großer polnischer Minderheiten und Gebiete in Weißrussland und der Ukraine. Dieser großpolnische Wahn ist gefährlich und hat schon zweimal zur beinah Vernichtung Polens als Staat geführt.

Der Versuch Russlands, unter Führung des berüchtigten Massenmörders, des polnisch-stämmigen NKWD-Generals Felix Dserschinski, sich Polen als eine siebzehnte Sowjetrepublik einzuverleiben, ist vor Warschau nur knapp abgewehrt worden. Dieser Feldzug war jedoch nur die Reaktion auf den verheerenden Angriff eines nach dem Ersten Weltkrieg neu entstandenen, militaristischen Polens, mit einem Interventionsheer, im Auftrag und mit Unterstützung der Westmächte, auf die gerade gegründete Sowjetunion.

Der Anschlag der russischen Kommunisten im Zweiten Weltkrieg, mit den Katyn-Morden die Eliten des militärisch-polnischen Widerstandes zu enthaupten, war dann in diesem Teufelskreis von Rache und Gewalt ein finsterer Höhepunkt

in den menschenverachtenden europäischen Exzessen des Jahrhunderts.

Die Quasi-Besetzung Polens durch ein kommunistisches System der politischen und wirtschaftlichen Fremdsteuerung nach dem Krieg war wiederum nur folgerichtig für eine Großmacht wie die Sowjetunion im Zwanzigsten Jahrhundert – und natürlich auch Rache am feindlich-bürgerlichen Polen der Zwischenkriegszeit.

Vor allem dieses Katyn-Trauma der zwanzigtausend vom KGB erschossenen Offiziere und Intellektuellen schweißte nach dem Krieg weltweit alle Polen zusammen und war – bei allen Freundschaftsbekundungen der Genossen – die Wurzel des Widerstandes gegen das sowjetnahe System.

Die Russophobie, in diesem Zirkel von Rache und Gewalt, ist dann in der Summe geschichtlicher Ereignisse quasi traumatische Folge – und Gorbatschow wusste das. Er wusste um die Katyn-Hypothek aus den Geheimarchiven, obwohl er in seiner europäischen Friedens-Strategie den Zeitpunkt, sich dazu zu bekennen und Polen im Namen der Sowjetunion um Verzeihung zu bitten, noch nicht für gekommen hielt. Er tat aber in der Folge alles, um Polen den eigenen Weg in die unabhängige Zukunft zu ermöglichen!«

»Rolle. - Was war eure Rolle in der Abwehr, noch mal in Kurzfassung?«, versuchte Nussbaum den Kern von Lewandowskis Rolle zu ergründen.

»Ich war damals offiziell Angehöriger des Militär-Geheimdienstes, also des Militärischen Informationsdienstes-WSI, mit dem speziellen Arbeitsgebiet

der elektronischen Aufklärung. In Warschau stationiert, war ich, im Stab der Abwehr zuständig für die Aufklärung verdeckter Operationen der Staatssicherheit, die als Vorbereitung zu Umsturzversuchen – also eines Putsches der Hardliner des Militärregimes gegen die politischen Reformer – dienen konnten. Es gab ja praktisch in jeder Armee-Division und in jeder Einheit der Staatssicherheit einige erzkommunistische Offiziere, die an Planspielen beteiligt waren, um die Entwicklung zurückzudrehen, – koste es, was es wolle. Wir konnten damals jeden Versuch im Vorfeld aufdecken und die Protagonisten versetzen, degradieren oder einsperren, – je nach Tatbestand.

Auch in dieser operativen Putsch-Prävention waren wir im polnischen Militär-Geheimdienst quasi ein Labor der Perestroika. Es sprach sich bei den Truppen und im Sicherheitsdienst herum, dass da im Hintergrund der Militär-Geheimdienst mit Argusaugen wacht – unsichtbar und in der Konsequenz exemplarisch. Das wirkte mit der Zeit, sodass dann, als es dynamisch wurde – mit dem Eintritt der Gewerkschaft Solidarität in die Regierung –, sich niemand mehr vorwagte, schon aus Furcht von uns abgeschossen zu werden.

Im Zentrum der Organisation stand General Jaruzelski, der mit Gorbatschow darüber einig war, dass die polnische Entwicklung ein Beispiel werden könnte, für den Weg in die Unabhängigkeit der Ostblock-Länder, der von niemandem torpediert werden durfte.

Wir hielten also mit der Operation Morgenlicht – die

Russen sagten Operazia Sarja Swetowoi – unsere Hände über die Protagonisten des Wandels, damit alles einen friedlichen Verlauf nimmt. Selbst die Kaczynski-Zwillinge als ambitionierte Dissidenten genossen unseren Schutz, trotz ihrer polarisierenden, ätzenden Sandkasten-Sprüche. Doch da war eine Kraft der Veränderung, die war wichtiger, um die europäischen Ziele in der Entspannung zu erreichen. Soviel verstand ich schon damals.«

Grzegorz wurde dann in seiner Stimme wütend-resignativ: »Aber wie haben sie es uns gedankt? Mit Ehrabschneidung und beruflicher Vernichtung – das ist mein persönliches Leid, auch das vieler meiner Kameraden. Mit einer Hexenjagd auf Offiziere, ohne zu fragen, wer welche Rolle spielte oder wer was bewegt hat. Besonders auf unseren Militärischen Informationsdienst, von dem der gewöhnliche Pole niemals etwas sah oder hörte.

Wer wollte und könnte mir heute schon ein Zeugnis ausstellen? Der aufgelöste WSI oder der russische Militär-Geheimdienst? ›Du warst ein Guter, denn du hast dich um den Frieden in Europa verdient gemacht – du hast der Perestroika gedient, die zur Freiheit und Unabhängigkeit Polens führte!‹ Darüber gibt es naturgemäß keine Aufzeichnungen, schon gar keine, die veröffentlicht werden dürften.

Und wenn ja, wie würden mich meine Landsleute ansehen – wo ich doch nach den gängigen Propaganda-Schablonen gemeinsame Sache mit dem Erzfeind gemacht habe, in ihren Augen – ohne nach meiner Motivation und den

beeindruckenden Resultaten für die Unabhängigkeit unseres Landes zu fragen. Versteht ihr meinen Zorn, – meine Verachtung der Pharisäer und selbst ernannten Revolutionäre, die, als es noch gefährlich war, zumeist perfekte Mitläufer waren?«

Alle in der Kajüte fühlten sich betroffen vom Zorn Grzegorz, ohne recht zu wissen, wie ihm geholfen werden könnte. Nur Nussbaum tippte auf die laufende Kamera und sagte: »Grzegorz, – das ist für die Geschichte. Und wenn die Leute diese Zusammenhänge begreifen, werden sie auch deine Rolle objektiver sehen, da bin ich mir sicher.

Heute. – Aber weiter, – was ist heute?«

»Kto w srodku rzeki mysli jeszcze o zro’dle? – Ein polnisches Sprichwort, – übersetzt: Wer denkt mitten im Strom noch an die Quelle?

Heut ist unsere einst straff geführte Organisation des WSI zerstört, – 2006 aufgelöst von einem paranoiden Präsidenten, den nunmehr – mit dem dramatischen Absturz bei Smolensk – irgendwie das gerechte Schicksal getroffen hat, so kann ich es sagen, – auch als gläubiger Katholik, der immer an ein höheres Prinzip glaubt.

Hauptgrund für Kaczynskis Jagd auf die Ehemaligen des Militär-Geheimdienstes war doch, dass er hoffte, in den geheimen Archiven des WSI etwas zu finden, über seinen Erzfeind Walesa und natürlich über sich selbst als Helden. Auch als Beweis dafür – Strickmuster George Bush – dass alles böse war. Da war aber nichts zu finden. Umso größer die Wut dieses schlechten Präsidenten-Schauspielers, der

auch nicht besser wurde, wenn er mit seinem Zwillingsbruder zusammen auftrat.

Geblieben in den Sicherheitsdiensten sind jene jungen amerikahörigen Offiziere, die, wie man hört, zusammen mit der CIA ein illegales Folter-Gefängnis auf einem Flugplatz in den Masuren betreiben, – für angebliche Terroristen, gegen die die Amis nichts in der Hand haben. Ein gesetzloser Gulag, wie zu schlimmsten stalinistischen Zeiten.

Offiziere wie ich aber wurden entlassen – nach dieser Kampagne des Staatspräsidenten für die Auflösung des Militär-Geheimdienstes. Das war, wie er bekannte, eines seiner obersten politischen Ziele, das ihn selbst ungeliebte Koalitionen eingehen ließ. Unsere alte Garde schlägt sich nun in der Wirtschaft durch, ist arbeitslos oder Rentner.«

Schnaufend erleichtert, das einmal zu Protokoll gegeben zu haben, trank Grzegorz in großen Zügen das Bier, das ihm Hermannis besorgt nachgefüllt hatte.

Der Pole wischte sich nicht nur physisch den Schaum vom Mund: »Versteht ihr, dass ich das als Strafe Gottes empfinde, wenn es ihn und seine Entourage vom Himmel geholt hat?

Übrigens wimmelte es während seines Katyn-Gedenk-Fluges am Boden, auf dem Flugplatz von Smolensk, von polnischen Sicherheitsbeamten.

Merkwürdigerweise, in diesen paranoiden Reflexen von Rache und Gewalt, waren die sofort am Absturzort und haben versucht, den würdigen Abtransport der Leiche des Präsidenten durch russische Sicherheitskräfte mit

Waffengewalt zu verhindern, wie Zeugen berichten. Wahrscheinlich, weil sie hofften, ein russisches Messer in seinem Rücken zu finden.

Das offizielle Polen ist jetzt hin und her gerissen zwischen russischer Verschwörung und Verschwörung der Ehemaligen – denn in Polen werkelt man immer am Mythos des Verrats und des eigenen Leidens.

Aber da ist nichts dran – es fällt denen in ihrer Nachbar-Phobie nur schwer einzusehen, dass da wieder einmal der eigene Größenwahn die Feder geführt hat und, wie Tonaufzeichnungen belegen, ein angesoffener General bei den Piloten im Cockpit – mit dem Termin-Zorn des Königs im Nacken – nicht glauben wollte, dass Naturgesetze des Wetters und der Schwerkraft auch für die Flugzeuge polnischer Präsidenten gelten.

Aber dieser aufgesetzte paranoide Beißreflex ist natürlich logisch, wenn das so klar ist, wie es schon in euren Aufzeichnungen bei unseren russischen Kameraden seziert wurde, dass sich neue Super-Profite nach dem Ende des Kalten Krieges, strategisch nur organisieren lassen, wenn man Menschen und Nationen weiter gegeneinander in Stellung bringt. Auch das ist für mich ein leicht zu durchschauender Versuch, der wahren Machthaber – der global agierenden Herren des Geldes. So wurde Polen in seiner Geschichte schon immer zum Spielball und gekaufte Groß-Publizisten am Katzentisch der Macht leisten dem eifrig Vorschub.«

»Wen meinst du da, Grzegorz?«

»Den Groß-Publizisten Adam Michnik zum Beispiel, Oie. Der behauptet seit den Neunzigerjahren, dass der Nationalismus die letzte Phase des Kommunismus sei – quasi die Nachgeburt. Er sei die natürliche Ideologie autoritärer Systeme, sagt er.

Michnik lag und liegt damit völlig falsch und es fragt sich, aus welcher Motivation dieses denunziatorische Nachtreten resultiert? Hatte denn der Nationalismus in Italien, Frankreich und Deutschland, sowie in fast allen westlichen Ländern im vorigen Jahrhundert den Kommunismus zum Vorläufer? Nationalismus ist doch vielmehr immer Beschränkung und Reduktion, resultiert aus Instabilität, Not und Bedrängnis – aus einer zerbröselnden Sicherheit, wie sie der Sozialismus noch, wenn auch auf bescheidenem Niveau, gewährte.

Mit dem Zerfall von sozialer Sicherheit rücken Familie, Dorf, Stadt, Land und Nation – als Reflex der Abwehr weiteren Unheils – enger zusammen. Da liegt der menschliche Zusammenhang, der geschichtlich unzählige Male belegt ist. Es ist doch die Herrschaft der Geld-Händler, die den Verlierern der Globalisierung unerträgliche Beschränkungen aufzwingt und also den Nationalismus geradezu herausfordert.

Da Michnik schon immer ein Herold des Götzendienstes am Kapital war, wie ich sein Agitieren für die entfesselte Marktwirtschaft sehe – und er es auf diese Weise an den Katzentisch der Macht geschafft hat – ist von ihm nichts anderes zu erwarten, als eine absichtsvolle Vernebelung der

wirklichen Verhältnisse im Auftrag der sich unbesiegbar wähnenden Herrscher der Welt, des großen Geldes der Spekulanten und seiner Paladine.«

Als Nussbaum die Kamera ausschaltete, merkte man dem alten Offizier die Erleichterung und den Stolz an, seine Quintessenz jüngerer polnischer Geschichte zu Protokoll gegeben zu haben.

Hermannis goss noch Genever ein, der die Gespräche über das eben gehörte untereinander, kreuz und quer erneut beflügelte, bis es Mittag wurde.

Sie merkten es auch am Knurren ihrer Mägen. Das registrierte der Kapitän mit Lachen, worauf er aus einem Stauraum im Vorschiff Büchsen holte, sie aufzog und in einen großen Tiegel, den er schon auf dem Herd zu stehen hatte, schüttete.

»Meine Spezialität: Original Linsensuppe à la Hermannis – mit Würstchen.«

Die Kameraden brummten erfreut ob der Aussicht auf ein bescheidenes Mahl, – und als die Suppe brodelte, streute der amtierende Smutje getrocknete Gewürzkräuter darüber, rührte um, und Oie servierte.

»Das schmeckt ja richtig gut«, schwärmte Grzegorz löffelnd. »Und praktisch ist das. Ich als Rentner mach das auch so, da gibt es bei uns in Polen so eine Spezialität: Büchsen mit Sauer-Flecken-Suppe, das ist mein Leibgericht – die muss man ganz heiß essen.«

»Die kenne ich«, warf Oie mit schmalen Lippen ein. »Die ist mächtig gehaltvoll-fettig und da steht der Löffel drin, wenn sie abkühlt. Als ich mal Damen in meiner Segel-Mannschaft so was servierte, in Unkenntnis gekauft in einem polnischen Hafen, haben sie sich geweigert, die zu essen – wohl auch, weil ich ihnen sagen musste, dass Flecken Kuh-Euter sind. So ist das manchmal mit Gefühlen und Bildern, die den besonderen Genuss unmöglich machen.«

»Was machen wir – wie geht es weiter?«, schnitt Tuomas nun eine alle berührende Frage an. Er legte Igor Antonows Unterlagen auf den Tisch und durchblätterte sie: »In der ungarischen Liste sehe ich einen Tomek und eine Bartok in Budapest angestrichen.«

»Den Tomek kenne ich, – und den hatte auch Nikolai Ossipow als wichtig erachtet, wenn du dich an die letzten Filmsequenzen erinnerst«, meldete sich Oie. »Wir haben uns zum ersten Mal Mitte der Achtzigerjahre auf dieser Designkonferenz getroffen. Er war ein bekannter Grafiker damals in Ungarn. Später hatten wir aber nur noch sporadisch Kontakt – zu ähnlichen Anlässen.«

»Und Ilona Bartok«, ergänzte Samuel, »mit der habe ich damals in Ungarn an neuen Krypto-Techniken und Verschlüsselungs-Codes der Abwehr gearbeitet. Die wird sich an mich erinnern, wir standen uns nicht nur kryptografisch nahe.«

»Soso«, fiel Hermannis, der da immer etwas witterte,

belustigt ein. »Dein GPS hat wohl lauter von Damen markierte Wegepunkte?«

»Ja, früher war das so – bei dir nicht? Das ist doch unsere Natur!«

»Ich bekenne mich«, bestätigte Hermannis lachend.

»Nach Ungarn wollt ihr? Bleibt nur die Frage, auf welchem Wege? Mein Schiff geht ja nicht direkt – oder wir brauchen ein paar Wochen, außen rum – und dann Donau aufwärts!«

Für Sekunden gefiel den Männern der Gedanke an einen Langtörn rund um Europa, das sah man in den Gesichtern aufblitzen – bis Tuomas bremste: »Ich denke, ihr solltet fliegen. Selbst wenn die Russen nach euch suchen lassen, ist der Interpol-Sprung über Grenzen der EU, und schon gar nach Polen, nicht einfach – das heißt bürokratisch und zeitaufwendig. Wenn ihr kurzfristig bucht, sollte es ungestört klappen.«

Grzegorz, der mit dem Schiffs-Laptop unsicher war, stieß Samuelan: »Schau mal bei LOT, unserer Polnischen Fluggesellschaft – da gibt es was, um hier aus der Provinz wegzukommen.«

Samuel setzte sich an den Navigationsplatz und flog über die Tasten, denn Hermannis hatte beim Einklarieren eine Code-Nummer für den Internetzugang vom Hafenmeister bekommen.

Die Anfrage zeigte, dass in der frühen Maschine nach Warschau noch ausreichend Plätze für die nächsten Tage angeboten wurden.

»Morgen früh, halb zehn nach Warschau – und von dort am Mittag weiter nach Budapest. Da seid ihr dann um vierzehn Uhr, laut Plan«, bestätigte Grzegorz. »Gebt mal eure Pässe, wir können gleich zwei Flugscheine von hier buchen.«

Als Oie das Dokument über den Tisch schob, kam die Frage auf,wie denn zu bezahlen sei? Da gab es keine Lösung, außer der Kreditkarte von Hermannis oder Tuomas – was mit Sicherheit Verdacht erregt hätte und Spuren hinterließ. Auch sahen sie an den aufgerufenen Preisen, dass noch genügend Plätze im Angebot waren.

Nach kurzer Diskussion schied auch die telefonische Reservierung aus, die Grzegorz ins Spiel brachte, – denn sie hätten wieder ihre Namen angeben müssen.

»Ihr solltet besser am Morgen direkt buchen und bar bezahlen«, fasste Poursiainen zusammen. »Wenn wir heute schon buchen, hätten die dort viel Zeit, eure Identität zu hinterfragen.«

Sie beschlossen, es so zu halten.

Grzegorz wollte dafür rechtzeitig ein Taxi bestellen und sie zur Sicherheit zum Flughafen begleiten.

Auch Tuomas und Hermannis besprachen ihr weiteres Vorgehen für die Überführung der Aizpute nach Riga.

»Da brauchen wir gut vierundzwanzig Stunden, denke ich«, schätzte Hermannis. »Zu zweit geht das, aber zu dritt wäre besser«, bemerkte er in die Kajüte gesprochen und mit einem Augenzwinkern zu Tuomas. »Grzegorz, hättest du nicht Lust, uns zu begleiten?«

Der überlegte kurz, hob beide Arme wie zum Indianergruß und strahlte: »Schön – so ein Angebot für mich und meinen Hund gibt es nicht alle Tage. Zeit habe ich auch und wir können reden, was mir sehr gut tut. Aber wie kommen wir zurück?«

»Na mit dem Bus«, zeigte sich Hermannis sicher. »Der geht täglich für wenig Geld über Warschau nach Berlin. Ab Warschau hast du sicher auch gute Verbindungen nach Danzig.«

»Fahrkarte. – Die Fahrkarte zahlen wir dir natürlich aus unserer Reisekasse«, fügte Nussbaum hinzu, der dabei ein Bündelchen Dollarscheine aus seinem Rucksack hervorkramte.

Grzegorz zögerte einen Augenblick und lächelte leise: »Oh, vielen Dank – das hilft mir sehr, bei meiner kleinen Rente.«

TEIL VII: Ungarische Grenzgeschichten – Operation Schlaglicht

Die Menschen sind verschieden,
doch die Wahrheit ist das Eine
und alle, die sie suchen,
auf welchem Gebiet es sei,
helfen einander!

G.W. Leibniz

36 Danzig – Budapest, verlass dich nicht auf den Zufall – doch bau ihm goldene Brücken

Anderntags, im Morgengrauen bettflüchtiger alter Seebären, kam Grzegorz an Bord. Sie bereiteten gemeinsam das Frühstück, ließen sich Zeit und genossen schwatzend den gemeinschaftlichen Start in den Tag. Noch einmal wurden die letzten Ereignisse beleuchtet, auch um Rückschlüsse für ihr weiteres Vorgehen zu gewinnen.

Das Ziel Budapest schien unbedenklich, da das Überraschungsmoment auf ihrer Seite war und es ihren namenlosen Verfolgern so sicher Probleme machen würde, sie zu orten.

Pünktlich fuhr das von Grzegorz bestellte Taxi an der Kaje der Aizpute vor – herzlich und Schulter klopfend verabschiedeten sie sich und versprachen weiter in Verbindungen zu bleiben.

Spannung kam am LOT-Schalter des Flughafens auf, als die Service-Dame, beim Buchen der Flugscheine, ihre Daten in den Computer tippte – dann fragte sie noch einige Dinge auf Polnisch, die Grzegorz beantwortete, und druckte die Tickets aus.

Oie bezahlte bar.

Sie verabschiedeten sich herzlich vom Polen, sprachen eine Einladung nach Berlin aus, sobald es möglich sei, und empfahlen ihm, etwas mehr Zeit bei Hermannis einzuplanen,

auf dem schönen Landsitz, wo Grzegorz sicher noch einige Tage eingeladen würde.

»Da kommst du bei Hermannis Gastfreundschaft gar nicht drum herum«, versicherte Oie. »Mach’s gut also, und drück uns die Daumen für unsere weiteren Erkundungen.«

Grzegorz hob schnittig die Hand an die nicht vorhandene Mütze: »Meine Herren, es war mir eine Ehre – und denkt dran, die paar Stunden im Flugzeug ist es noch mal wie im Sozialismus.«

»Im Sozialismus? – Wie kommst du da wieder drauf?«, fragte Nussbaum ahnungsvoll grinsend.

»Ihr kennt den polnischen Witz nicht? – Soviel Zeit muss sein, der geht so: Im Sozialismus lebte man wie in einem fliegenden Flugzeug. Man hatte eine herrliche Aussicht, saß unbequem, – und kam nicht raus!«

Die Männer wieherten mit dem letzten Satz so, dass sich Fluggäste lächelnd umwandten. Lewandowski nahm Haltung an, schlug noch mal ostentativ die Hacken zusammen, sie grüßten, und die Freunde gingen zur Personenschleuse.

In Warschau angekommen hatten sie noch zwei Stunden, setzten sich in den Transitraum, fanden ein paar deutsche Zeitungen, – und wunderten sich, wie lange sie schon unterwegs waren.

Mittags ging ihre Maschine nach Budapest. Um zwei Uhr landeten sie, hatten keine Kontrollen und setzten sich in die Lobby des Flughafens zu einem ersten ungarischen Mokka.

Von der Kaffeebar aus beobachteten sie eine Weile aufmerksam, was um sie herum geschah. Da nichts auffällig war, ging Oie zum Münz-Telefon daneben, wählte die Nummer von der Liste, bekam ein Rufzeichen, dann noch ein anderes Rufzeichen – bis abgenommen wurde.

Im Hintergrund Windgeräusche, eine vertraute Stimme und Worte, von denen Oie nur Attila Tomek verstand.

»Guten Tag, Attila!«, rief er auf Deutsch. »Attila, hier ist Albrecht van Oie aus Berlin, gerade am Flughafen in Budapest angekommen.«

»Das ist aber eine Überraschung nach so langer Zeit«, antwortete Tomek mit einem melodiösen Akzent, dessen Klang man die österreichischen Vorfahren anmerkte. »Was machst du hier, können wir uns treffen?«

»Ja, Attila, das wäre schön – deshalb komme ich. Es geht um einen Nachlass unseres Freundes Igor Antonow.«

»Verstehe ich das richtig, der ist doch schon ein paar Jahre im Himmel. – Aber wenn du das sagst, machst du mich wirklich neugierig. Ich bin jetzt noch außerhalb von Budapest, kann aber in etwa zwanzig Minuten am Flughafen sein.«

»Gut, Attila, ich freue mich. Wir sitzen an der Kaffeebar in der Ankunftshalle.«

Oie setzte sich zu Nussbaum: »Wir haben Glück, der Attila Tomek kann uns gleich abholen. Ein Kollege, ein Grafiker, den ich auf dieser, im Brief von Igor erwähnten, legendären Design-Konferenz in Ungarn kennengelernt habe. Er war immer eine große Nummer in der

Gebrauchsgrafik Ungarns und hatte gute Verbindungen zu Igor Antonow. Wie das zusammenhing, werden wir sicher erfahren.«

Als sie getrunken hatten und gerade noch mal bestellen wollten, kam der Ungar quer durch die Halle.

Aus dem damals schlanken, mittelgroßen Mann mit schwarzer, dichter Mähne, dicker Brille und Schnauzbart, an den sich Oie erinnerte, war ein beleibter Herr geworden. Aus dem Schnurrbart ein gepflegter Dreitagebart – die Löwen-Mähne optisch doppelt so groß und eisgrau. Mit schwarzem Leinen-Anzug, weißem Seiden-Hemd und jetzt schmaler, rahmenloser Brille sah er aus wie von der Edel-Fraktion der italienischen Design-Artisten.

Lächelnd kam er auf Oie zu: »Es ist wirklich eine große Überraschung und du hast dich kaum verändert«, sagte er und umarmte den kleinen Freund.

»Dich habe ich blitzartig am Gang durch die Halle erkannt«, entgegnete Oie.

»Ja, auch bei uns in der Puszta ist klar, dass man seine Schweine am Gang erkennt«, lachte Attila.

»Wir werden alle älter – nur die Augen nicht und der Gang«, schmunzelte Oie. »Das, Attila, ist Samuel Nussbaum – hier aber unterwegs als Ferdinand Spengler, wir sind inkognito.«

Attila runzelte die Stirn, gab Nussbaum die Hand und sagte zu Oie gewandt: »Du kannst es wohl nicht lassen?«

»Eigentlich hast du unrecht, – aber aktuelle Probleme erfordern neue Wege, die auch manchmal im Dickicht

überwucherter, alter Pfade liegen können. Du weißt, der kleine Fisch tarnt sich am besten im Schwarm. Auch haben wir mit dieser Art von Versteckspiel unsere Verfolger einigermaßen auf Distanz halten können – da kennt sich mein Freund Samuel taktisch bestens aus. Unsere Reise und der Besuch bei dir hängen letztlich mit einem letzten Wunsch und einem Auftrag von Igor zusammen.

Wir kommen dazu gerade aus Danzig, waren vorher in Helsinki, Sankt-Petersburg, – bei Moskau und in Nishnij Nowgorod. Wo können wir darüber reden?«

In Tomeks Stimme vernahm man ungläubiges Staunen: »Hier nicht, am besten bei mir, zwanzig Minuten mit dem Auto, auf der andern Seite der Donau, in den Budaer Bergen. Aber lasst uns schnell gehen – je länger ihr hier sitzt, umso öfter laufen eure Gesichter über die Computer.«

»Wir haben da wirklich schon seit Wochen Dreck am Hacken«, erwähnte Oie wie beiläufig, sodass Tomek aufmerkte und sich bestätigt fühlte.

»Erst mal – es ist fast noch Mittag und ich habe noch nichts gegessen. Wollen wir nicht in ein Restaurant gehen? Ich kenne ein gutes, ihr seid eingeladen, – das Onyx am Vöresmaty-Platz.«

»Gute Idee, Attila, uns knurrt auch der Magen.«

Auf dem Vorplatz stiegen sie in einen schwarzen BMW der X-Klasse, den Attila durch das quirlige Chaos des Stadt-Verkehrs steuerte, wie ein Go-Kart auf dem Rummelplatz.

Die Sonne stach, die Klimaanlage blies unangenehm kalt, sodass Oie Attila bat, sie auszuschalten. Der Ungar ließ die

Fenster herunter und sie genossen den warm herein blasenden Fahrtwind.

In den Steinschluchten von Budapest lag der typische Großstadt-Geruch einer westeuropäischen Metropole, den sie – so bemerkten sie jetzt – schon als Heimat empfanden.

In den Städten des Ostens roch es anders. Selbst Danzig, durch seine Seenähe und den Hafen, hatte nicht dieses phänomenale Bukett von Gerüchen wie Budapest.

Unterwegs erzählte Oie in Kurzfassung von ihrer bisherigen Reise, – wen sie getroffen hatten und wie sie gereist waren. Bevor Tomek nachfragen konnte, trafen sie am Onyx ein.

Im Restaurant setzten sie sich – gelotst durch den Kellner, dem man anmerkte, dass der Grafiker ein Stammgast war – an ein Fenster mit Blick auf den Platz, ließen die Karte kommen und sich von Attila die ungarische Küche empfehlen.

Zwischenzeitlich zeigte Oie den Brief Igor Antonows und die Listen, die Attila während des Essens mit erstaunt gerunzelter Stirn mehrfach überflog.

»Das ist wirklich ein dickes Ei, Oie. Bei uns in Ungarn sagt man: Verlasse dich nicht auf den Zufall, doch bau ihm goldene Brücken. – Igor war immer Brückenbauer. Damals in den verfahrenen Verhältnissen der Vorwendezeit und auch hier ist sein Gespür dafür, wie man das Unsagbare sagen kann, groß. Nur durch die Kunst geht das – da sind wir uns sicher einig. Aber es musste wohl viel Zeit vergehen, dass er zu dieser Konsequenz bereit war – und erst nach

seinem Tode. Er kannte die Befindlichkeiten der Dienste zu gut. Was habt ihr denn schon zusammengetragen an Informationen?«

»Oh, jede Menge, – und wir haben es hier auf der Kamera. Das Rohmaterial sollten wir uns bei dir ansehen – hier geht das nicht.«

»Ja, lasst uns gehen.«

Attila Tomek rief den Kellner, zahlte, – und sie fuhren durch den jetzt zäh fließenden Stadtverkehr über die Margarethen-Brücke, wenige hundert Meter bergan, bis zu einem großen, alten, viergeschossigen Haus inmitten eines parkähnlichen Eck-Grundstückes, bei dem ganz oben, im steilen Dach, die Markisen einer Terrasse zu sehen waren.

»Da oben ist es«, zeigte Attila bei der Auffahrt aufs Grundstück, »dort habe ich in der neuen Zeit, vor zwanzig Jahren, angefangen mit meinem Grafikdesign-Atelier – auf einem einfachen Dachboden. Später habe ich das Haus sanieren lassen. Mein Atelier ist jetzt in der Innenstadt, in der Nähe des Onyx.«

Mit dem Fahrstuhl fuhren sie hinauf ins Dachgeschoss und traten in ein dreiseitig verglastes Entree, hinter dem sich die Räume auffächerten. In der zentralen, diagonalen Achse eröffnete sich ein Durchblick auf den Stadthorizont.

Tomek schloss die in Stahl gefasste Glas-Tür auf, sie traten ein und waren schon nach wenigen Metern beeindruckt.

Eine große, im Zentrum überhöhte, weiß gehaltene Wohnung, gegliedert von der sichtbaren, starken, dunkel

lasierten Balkenkonstruktion des Dachstuhls, offenbarte ein einzigartiges Raumgefühl, dass Attila stolz zeigte.

Der Raum-Künstler in ihm hatte noch den nebensächlichsten Übergang, die kleinste Abseite, zu einem zauberhaften Ensemble von Möbeln und Interieur geführt. An den Wänden hingen bedeutende Exemplare Ungarischer Plakatkunst – darunter auch einige von Attila, die Oie noch von früher kannte.

»Höhepunkt und Meister aber ist die Natur!«, schwärmte der Hausherr, als er sie zur großen, von Markisen geschützten Terrasse geleitete.

Am Hang gelegen, über den dicht gestaffelten Baumkronen, hatten sie vom Dachgeschoss einen grandiosen Blick über die Donau – rechter Hand bis zum Parlament und links bis zur Margaretheninsel.

»Wunderschön«, staunte Nussbaum und trat vor bis ans Geländer, um sich dann noch auf die Zehenspitzen zu stellen.

»Für mich ist das der schönste Platz der Welt, – das Oberdeck von Budapest, sagen Freunde«, strahlte Attila. »Auch meine Frau liebt diesen heiteren Blick über alles und sitzt erst mal eine Stunde hier, wenn sie von ihren vielen Reisen zurückkommt.

Elisabeth ist Fach-Dolmetscherin, spricht vier Sprachen und reist mit Industrie-Delegationen. In den anderen Ländern gibt es wenige, die Ungarisch sprechen und so kann sie sich vor Angeboten kaum retten. Gerade wieder ist sie zwei Wochen mit so einem Aluminium-König in Australien

und den USA. Aber nun sollten wir uns setzen und mal anschauen, was ihr so recherchiert habt.«

»Am besten, Attila, wir ziehen uns zurück ins Zimmer, da ist es nicht so hell. Man könnte auch einen großen Bildschirm gebrauchen.«

»Moment, zeigt mal euren Datenspeicher. Der Adapter ist entscheidend.«

Nussbaum holte einen Datenstick aus dem Rucksack, sie fanden einen Laptop nebst passendem Kabel und schlossen Attilas Flatscreen an, der futuristisch vor der Wand am Kamin schwebte.

Tomek holte Bier, sie setzen sich aufs Sofa und schauten chronologisch auf die mitgeschnittenen Aufzeichnungen.

So groß und strahlend hatten die Freunde es noch nicht gesehen, waren ob der Fülle der Aussagen erneut beeindruckt, – gleichzeitig aber erschrocken über die handwerklichen Fehler in Szenerie und Ausleuchtung, die jetzt deutlich wurden.

Bei Hermannis in der Sonne war es noch brillant, auf dem Flugplatz Kuopio dagegen ein bisschen wie in einem windigen Flieger-Comic. Bei Kusnezows ein unterbelichtetes Gedrängel um den Tisch am Ofen, auf dem Nussbaum Visa-Stempel schnitzte. Die abendlichen Aufzeichnungen bei Petrow im Kerzenschein wirkten dagegen romantisch, jedoch ebenfalls grenzwertig unterbelichtet. Und Bruder Nikolai, in seiner schwarzen Kutte am Fenster ging vor dem dunklen Hintergrund der Holzvertäfelung des Raumes fast unter – nur das helle Gesicht mit dem weißen Vollbart und

das silberne Kreuz strahlten mystisch.

Grzegorz wiederum, in der maritim wirkenden Kulisse der Kajüte, war völlig anders – am Ende leicht surreal, mit seinen hektischen Bewegungen und dem wütend-traurigen Crescendo über Präsident Kaczynski.

»Respekt«, brummte Attila, »das ist faszinierend, wie diese so unterschiedlichen Leute etwas lakonisch zu Protokoll geben – und wie sich das für den Betrachter zu einem gewaltigen Puzzle fügt, in einer für mich perfekten Dramaturgie.

Schon die Eröffnung der Schachpartien mit dem Kreml-Flug ist strategisch genial und war wohl der Schlüssel zum Erfolg. Irgendwie habe ich das schon damals gerochen, konnte es nur nicht zusammen denken. Das sprengt doch jedes Gehirn. – Fantastisch!

Habt ihr schon einen Plan für den Schnitt, Oie? Das könnten wir sicher bei mir im Atelier machen. Ich habe Profi-Technik auf Mac-Basis, damit geht das zügig und gut.«

»Ausgezeichnet, so sollten wir es machen – siehst du das auch so, Samuel?«

»Sehe ich auch so, – wie viel Zeit brauchen wir dafür, was denkst du?«

»Zwei bis drei Stunden schätze ich, für einen Rohschnitt, – natürlich plus dem, was wir zu Protokoll geben können, was wir noch wissen in Ungarn, wenn ich höre, wie wenig euch Ossipow über die Vorgänge bei uns schildern konnte. – Kein Wunder, er war ja meist weit weg, als es passierte.«

Die Freunde spitzten die Ohren, als Attila Tomek

bedächtig fortfuhr: »Ich habe Oberst Nikolai Ossipow erst in der Vorbereitung des Paneuropäischen-Picknick, im Sommer 89 kennengelernt. Er kam damals mit Igor Antonow und wir haben die Grenzöffnung mit Flugblättern und Pressetexten vorbereitet.

Dann kam er noch mal kurz im November mit einem Adjutanten vorbei – für den Umsturz in Rumänien. Da brauchte er mich wieder als Grafiker, aber auch als diskrete Verbindung zur rumänischen Abwehr und zur Minderheit der Ungarn in Rumänien.

Die Zusammenhänge in den Aufzeichnungen sind sehr schön und klar bei euch, nur eben nicht die heiße Phase bei uns in Ungarn, in die ich damals natürlich auch keinen vollständigen Einblick bekam, – nur über die durchschlagende Wirkung staunte.

Für ein besseres Bild brauchen wir deshalb die Leute, die Igor auf der Liste angestrichen hat. Ich sehe da Oberst Milo Horvath, Major Bela Bratseth und natürlich meine Freundin Dr. Ilona Bartok.«

Bei dem letzten Namen räusperte sich Nussbaum und Oie bemerkte ein irritiertes Augenzucken.

»Freundin? – Das war deine Freundin?«, fragte Samuel nach. »Die Ilona kenne ich von unseren Kryptologen-Treffen hier in Ungarn.«

»Ist aber schon lange her«, antwortete Tomek verträumt lächelnd. Nach der Revolution haben wir noch einiges zusammen gearbeitet für die PR in der Wissenschaftsszene. Ein heißer Feger die Ilona. Sie ließ damals nichts

anbrennen, besonders glaube ich, wenn sie einen fremden Genpool schnupperte. Das ist irgendwie auch ungarisch und jetzt wieder sehr modern. Ich bin aber Traditionalist, was das schöne Geschlecht angeht – meine ist die Beste, weiß ich.«

Attila stand auf, ging zum lackschwarzen Sekretär und telefonierte mehrfach. Sie verstanden außer Igor Antonow nichts, am Schluss aber lächelte Tomek: »Alle drei sind in Budapest heute Abend. Sie kommen auf meine Einladung gern hierher, um euch zu sehen und das Material.«

»Da haben wir ja noch ein bisschen Zeit«, freute sich Oie, »und können reden. Es ist so lange her, seit wir auf diesem Renaissance-Schloss bei euch getagt haben.«

»Und es zum Zusammenstoß mit den Apparatschicks aus Moskau kam«, runzelte Attila die Stirn: »Wir als Ungarn waren ja Gastgeber dieser Design-Konferenz und du hast sie mit deinem Vorwurf eines kulturellen Imperialismus ins Mark getroffen. Aber es war nötig und die Designer des Ostens waren alle voller Zustimmung – wenn auch hinter vorgehaltener Hand. Der Preis dafür, dass die beleidigten sowjetischen Genossen nicht abreisten, war, dass dein Vorwurf aus dem offiziellen Protokoll gestrichen wurde.«

»Bei uns im Künstlerverband«, erinnerte sich Oie, »war das schon bekannt, als ich wieder in Berlin ankam. Da hatte irgendein Aufpasser Meldung gemacht und ich musste damit rechnen, bei nächster Gelegenheit rasiert zu werden.

Dazu hatte ich dann auch einen Termin bei der zuständigen Kultur-Chefin, im Zentralkomitee der

herrschenden Partei – aber da war dann nichts, außer Sprechblasen von schneller-höher-weiter in der Gestaltung, von der sie keine Ahnung hatte.

Das ging so glimpflich für mich aus, weil sie wohl einen schlechten Urlaub auf der Krim hatte, denn in ihrem Lieblings-Erholungsheim für den Partei-Adel, so erzählte man, gab es damals keinen Joghurt aus dem Westen mehr, wegen knapper Devisen – und auch keinen Krim-Sekt, wegen Gorbatschows Krieg gegen den Alkohol.

Sie hasste den neuen Parteichef, der ihre schöne heile Welt infrage stellte, und dachte wahrscheinlich, ich meine seine Politik mit meiner Attacke in Ungarn. Aber ich meinte das alte abgehobene, zentralistische Denken der Funktionäre, das auf der Konferenz zum wiederholten Male unsere Zustimmung für ein Zentrum des Sozialistischen Designs in Moskau einforderte.

Ein anachronistischer Schwachsinn - hatten doch alle beteiligten Länder Designer entsandt, die durch ihre Arbeiten eine augenscheinliche Vielfalt im Design mit ganz eigentümlichen kulturellen Wurzeln vorstellten. Die standen diesem letzten neoimperialen Anflug einer Moskauer Funktionärskaste einhellig ablehnend gegenüber.«

»Dem Ansinnen der Paladine der Hegemonialmacht öffentlich zu widersprechen, war trotzdem ein Fauxpas. Besonders aber, dass du einen Begriff benutzt hast, der nur für den bösen Westen reserviert war, denn der Vorwurf des kulturellen Imperialismus hat sie besonders empört«, bestätigte Attila.

»Ja, nach den Regeln der herrschenden Macht erwartete mich eigentlich Ungemach in Berlin und ich schlief einige Nächte sehr schlecht. Diese von vielen Künstlern gefürchtete Partei-Fürstin im Kulturbetrieb, zu der ich zitiert wurde, war jedoch durch Allmacht, Deutungshoheit und Privilegien so abgehoben, dass sie zu der Zeit die Inhalte gar nicht mehr interessierten. Es gab nur noch Frontverläufe in ihrem Freund-Feind-Denken. – Da hatte sie in der bedrohlichen Perestroika offensichtlich nichts mehr dagegen, dass jemand die sowjetischen Genossen ärgerte.«

Tomek schenkte Bier ein und lockte: »Wir sollten wieder auf die Terrasse gehen, denn die Sonne steht hinter uns, – bei diesem Licht ist der Blick über die Stadt fantastisch.«

Die Freunde nahmen ihr Glas und gingen hinaus, – Attila in die Küche um Nachschub an Getränken zu holen.

Als er zurück war, fragte Oie: »Was ich noch gar nicht weiß, – wie ist es für dich und bei euch weitergegangen nach der Wende? Selten hat man dazu etwas in den Zeitungen bei uns lesen können.«

Der Grafiker setzte sich, bekam einen angespannten Gesichtsausdruck und begann bedächtig: »Das kann ich nicht beantworten, ohne ein wenig zurückzugehen in die Geschichte Ungarns – um zu zeigen, was dem vorausging, das dann geschah und uns jetzt wieder bedrückt, denn es geht für uns Ungarn immer ums kulturelle Überleben. Das macht alles so problematisch – erklärt aber auch vieles.

Ein tiefes geschichtliches Trauma würde ich es nennen, denn wir wurden nach dem Diktat von Trianon, am Ende des

Ersten Weltkrieges, wo wir zwei Drittel unseres Staatsgebietes verloren, ein kleines Rest-Land auf einer größeren, kulturell geprägten Insel der Ungarn auf dem Balkan. Das hat vor allem mit der Sprache zu tun, die ja der Kern der eigenständigen Volkskultur und auch der Hoch-Kultur der Eliten ist. Diese Ungarische Kultur wurde in den abgetrennten Regionen unterdrückt und erstarb langsam.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und der Besetzung durch die Sowjets existierte zudem keine bürgerliche Elite mehr, die Ungarische Kultur als Eckpfeiler ihrer politischen Planungen verstand und darauf setzte, denn diese Elite wurde durch die ideologischen Umwälzungen und Verstaatlichungen mehrheitlich außer Landes getrieben.

Dafür bekamen wir dann vierzig Jahre lang eine von oben verordnete russifizierte, links-internationalistische Elite, – und nach der Wende-Revolution hatten wir auf einmal eine durch die Macht des Geldes verordnete kosmopolitische Elite, die ebenfalls nichts mit Ungarn zu tun haben will, außer daraus Profit zu schlagen.

Wir kämpfen also seit Trianon immer ums kulturelle Überleben, besonders jetzt, wo der globalisierte Zeitgeist alles platt macht, was nicht in den gierigen Verwertungs-Rausch der Spekulanten passt.«

Nervös bot Attila Zigaretten an, um sich dann selbst eine anzuzünden.

Der erste Lungenzug provozierte ein trockenes Husten, das, wie ein Vorbote ernüchternder Bilanz, in einem Räuspern verendete.

»Oie, – deine Frage bezieht sich sicher vor allem auf Gestaltung, Kunst und Künstler nach der Wende in Ungarn. Da kann es nicht viel anders gewesen sein als bei euch, als der Staat und die diversen gesellschaftlichen Organisationen als Auftraggeber und Sammler ausfielen. Es ging von da an ums nackte Überleben für unseren Berufsstand. Gerade bei den gut ausgebildeten akademischen Künstlern, die sich in der ungarisch-abendländischen Tradition verstanden, hat das flächendeckend eingeschlagen.

Bei mir persönlich war es aber nicht so gravierend, denn ich hatte ja schon zu Ostzeiten mein gebrauchsgrafisches Standbein und bin so gut in die neue Zeit gestartet. Werbung, PR, Grafik-Design, Buchgestaltung – die ganze Palette, bis zu Werbefilmen für Unternehmen. Das lief anfangs schleppend, dann glänzend, sodass ich mich jetzt ein wenig zurücklehnen kann und nur noch das anfasse, was mir wirklich Freude macht.

Mit meinen freien grafischen Ambitionen, die immer mein künstlerisches Selbstverständnis ausmachten, bin ich aber gescheitert«, setzte er resignativ hinzu. »Als zu realistisch und nicht im Trend verschmähen mich die neu eingeflogenen Budapester Galeristen.«

»Realistisch – wo ist das Problem? Ist Leben nicht realistisch im besten Sinn?«

»Ja, Oie, – das ist es. Wer aber heute in unserer Zunft nicht stromlinienförmig und aalglatt durch die Wellen der immer schneller hechelnden, formal-modernistischen Welt-Deutung schießt, infantile Spektakel und verkopfte

Installationen produziert, wird ignoriert, oder von den Kunstverstehern als gestrig denunziert – und schon mal mit Mediengetöse niedergemacht.«

»So ist es doch zurzeit überall im Osten, Attila. Was war das früher für eine plastische, malerische und grafische Kultur in Polen, in Tschechien, bei uns oder auch bei euch. Inhaltlicher Anspruch, das Natürliche und Menschliche betreffend, in geistvoll-ästhetischen Formen – entwickelt aus dem perfekten Handwerk. Der anspruchsvolle, lebendige Inhalt und die meisterliche Form, in der Tradition abendländischer Kunst – das waren unverzichtbare Qualitätskriterien unter akademischen Künstlern. Das ist jetzt vorbei.«

»Ja, Oie, das gibt es heute bestenfalls noch in der Gebrauchsgrafik, denn die traditionelle Bildende Kunst ist bei uns vom Aussterben bedroht. Jeder Schmierfink, jeder sich spreizende, geistlose Hedonist erhält von absichtsvoll spekulierenden Galeristen und domestizierten Redakteuren ein mediales Podium. Ungarn wird jetzt zugeschüttet vom Hirnrissmüll der ganzen Welt und vermehrt ihn – Objekte, Environments, Installationen, genannt Avantgarde.

Das hippe Personal dafür – die Kuratoren, Galeristen und Kunst-Erklärer, im Dienste der Kunstmarkt-Mafia – wird dazu aus aller Welt eingeflogen und verkauft, mit Mediengetöse, die Neuen Kleider des Kaisers.«

»Hirnrissmüll klingt lustig«, warf Nussbaum ein, »woran lässt sich das festmachen?«

»Es ist eigentlich und im Sinne des Wortes

unbeschreiblich, was ich da gerade gelesen habe – wie schlechtes Theater, die Aufführung eines belanglosen Stückes mit schlechten Schauspielern.«

»Was war das?«

»Dass eine so genannte Installation – das Bett eines Penners mit leer gesoffenen Flaschen und benutzten Kondomen – auf der Shortlist irgendeines bedeutenden Kunstpreises aufgetaucht ist und für Millionen ersteigert wurde. Das zeigt doch die kulturelle Implosion, die Dekadenz und den geistigen Verfall dieses Systems. Man stelle sich mal das Urteil künftiger Generationen über unsere Epoche vor – neben und in der Folge solcher Titanen der Kunstgeschichte wie Dürer, Goya und Rodin, oder Klimt, Rippl-Rónai und Picasso.«

»Ich glaube, Attila, da spielt ein abgrundtiefer Zynismus der entwurzelten, neurotischen Herren des Geldes und ihrer kulturlosen Paladine die Hauptrolle.«

»Richtig, Oie. Bei moderner Kunst, sage ich immer, kann man auf nichts mehr, außer auf den Geisteszustand und die Neurosen der selbst ernannten Künstler, ihrer Herrschaft und ihrer Herolde schließen.

Wie ein Menetekel haben sich diese so genannten Modernen Künste ihrem am Horizont aufscheinenden apokalyptischen Ende zugewandt. Am meisten beschädigt sind dabei die, die sich a priori als Moderne verstehen. Das Neue um des Neuen willen, das sich um keinen Preis wiederholen darf – eine sich immer schneller drehende Todesspirale, die versucht, mit eskalierenden Perversitäten

Aufmerksamkeit zu erheischen.

Das siehst du auch in der Medienkunst und in TV-Filmproduktionen. Immer verrücktere Pirouetten, grenzwertig-unglaubwürdiger Drehbücher, mit immer mehr Gewalt, Toten und Perversitäten. Ich subsumiere das mittlerweile ironisch, in gewissen Teilen, unter Genital-Kunst – oder auch Genital-Literatur«, lachte Attila ironisch auf – um gleich darauf energisch nachzusetzen.

»Malerei und Skulptur stehen in Ungarn und weltweit vor ihrem Fall in die Beliebigkeit, – ausgeliefert mafiös agierenden Kuratoren und Spekulanten, den Herren des Geldes.

Heute bestimmen eine Handvoll Sammler und ihre Kuratoren mit des Kaisers neuen Kleidern den internationalen Markt und sie schieben sich – um den Wert ihrer Aktien zu steigern – weltweit ein paar Dutzend Künstler dieser Couleur gegenseitig zu.

Dabei ist die nächste Volte schon in Sicht, wenn ein führender Kurator einer internationalen Kunstschau in Europa erklärt, er stelle keine bekannten Künstler mehr aus – denn da wisse man ja, was die machen.

Da merkst du, dass es nur noch um den Profit der Spekulanten geht, denn der ist ja am größten bei Dingen, die noch niemand zuvor auf der Rechnung hatte.

Noch niemals zuvor in der Menschheitsgeschichte, Oie, hat es ein Herrschafts-System geschafft, Kunst und Künstler einer derartigen Willkür zu unterwerfen, sie als Indikatoren und Seismografen der gesellschaftlichen Verhältnisse zu

einem derart lärmenden Schweigen zu bringen.«

»Das sehe ich auch so, Attila. Deshalb glaube ich, es kommt jetzt darauf an, dass die Aufrechten und die Berufenen unter den Künstlern in diesem Orkan geistlos-hedonistischer Selbstbespiegelung das Segel der bildnerischen Tradition oben halten – überall auf der Welt. Eines Tages, wenn neue Ufer erreicht sind, wird man sagen: Sie haben gekämpft und haben in der Kunst-Geschichte überlebt. Die anderen modisch-bunten Segelchen hat der Sturm zerrissen – sie sind bei den Fischen.

Ein befreundeter Kunst-Wissenschaftler, bei uns an der Akademie in Berlin, nennt das übrigens Toxische Kunst, Attila, denn schon eine halbe Generation später verschimmelt diese Möchtegern-Moderne in den Depots, weil niemand sie mehr sehen will. Gut kuratierte Kunst der Meister vergangener Jahrhunderte ist dagegen noch immer ein weltweiter Publikumsmagnet.

Dass die so genannte Moderne Kunst heute für permanente, formale und besinnungslose Spektakel herhalten muss, um von dieser Kunstmarkt-Mafia überhaupt registriert zu werden, ist bezeichnend, – und ärgert auch mich kolossal.«

»Oie, ich glaube fest, man muss sich gegen jeden kulturellen Imperialismus wehren. Das hast du damals auf unserer Design-Konferenz getan, das haben wir im Osten getan, und das ist nach wie vor die wichtigste Aufgabe für uns als Künstler, denn wahre Kunst, seit der Steinzeit – das beweist die Kultur-Geschichte unseres Planeten – hat immer

Wurzeln in der überlieferten Kultur und dem Leben der Menschen.

Kultur hat vor allem, und immer zuerst, mit bedachtsamer Hege und Pflege des Überlieferten zutun – darin ist sie verwurzelt und daraus erwächst sie immer neu und eigentümlich.«

»Das sehe ich auch so Attila, – ich frage in der Gestaltung auch danach, worin das Wesen der Zerstörung besteht, wenn ich unachtsam in einen kulturellen Kontext hinein gestalte.

Nicht die Frage, was ist neu, was war noch nie da, ist in Gestaltung, Kunst und Kultur entscheidend. Es sind vielmehr die Fragen nach der Sinnhaftigkeit und den legitimen Anknüpfungspunkten an die gewachsenen kulturellen Eigentümlichkeiten der Regionen und Nutzer.«

»Deshalb hat Kunst immer eine objektive Thematik, Oie, der ein gesellschaftlicher Auftrag, ein gemeinschaftliches Anliegen innewohnt. Damit wird Kunst wichtig und nachhaltig – sonst ist es nur wurzelloses Anbiedern an den Markt der Spekulanten und Selbsthypnose, oder gehört in therapeutische Anstalten.

Insofern muss man bestreiten, dass vieles von dem, was jetzt am Kunstmarkt als Avantgarde präsentiert wird, überhaupt Kunst sein kann – in den Maßstäben des Menschlichen und Geschichtlichen.«

Attila drückte dabei die Kippe so heftig in den Aschenbecher, als sei sie ein vielköpfiges Monster:

»Das ist meine Sicht auf den globalisierten Zeitgeist in

der Kunst. Schon Ephraim Kishon hat es für mich auf den Punkt gebracht, mit dem: Ich glaube nicht, dass Moderne Kunst Gaukelei ist – ich weiß es!«

Samuel Nussbaum lachte mit funkelnden Augen belustigt dazwischen und goss Bier nach: »Damit ihr nicht gar so leidet – Genital-Kunst und Gaukelei, das sind treffliche Begriffe, wenn ich so registriere, was durch Galerien, Literatur, Theater und Medien geistert, – das will ich mir merken.

In der klassischen Musik, also E-Musik, wo ich zu Hause bin und mich auskenne, ist das mit der Moderne so ähnlich. Das nennt sich zwar zeitgenössisch – aber eigentlich ist die Folter doch abgeschafft?«

Die Männer lachten und Nussbaum insistierte: »Immer wieder versuche ich mal, mir Neue Musik anzuhören, aber meist klingt es eben wie nach Menschenversuchen – vor denen man nur die Flucht ergreifen kann. Auch das sensible Publikum merkt es sehr schnell und der größte Teil der Auftragswerke in der Neuen Musik erlebt nur seine Uraufführung – das muss man sich mal auf der Zunge zergehen lassen.«

»Da sind schon Parallelen, Samuel – der Skandal greift aber bei uns in Ungarn noch weiter«, wurde Tomek zornig: »So nebenbei erklären diese Leute, und die mit ihnen über das große Geld verbundenen Herren der Medien, unsere kulturellen Wurzeln für obsolet. Aber genau das ist es, was uns einzigartig macht, was unsere Eigentümlichkeit ausmacht, unter den Kulturen der Völker. Jeder blaue Frosch

genießt in den Medien mehr Respekt und Aufmerksamkeit, als diese besondere, gewachsene ungarische Kultur.

Deshalb ist mein Alters-Thema der kulturelle Artenschutz, denn jedes Lebewesen genießt doch Artenschutz, auch die einmalige Variation in der Art wird geschützt – nur nicht eine kulturell verwurzelte Gruppe der Menschen, jenseits von Folklore.

Dabei wird bei jedem Lebewesen, über seine physiologischen Merkmale hinaus, vor allem seine Kultur, die Art sich zu äußern, sich zu bewegen, zu leben, als einzigartig und schützenswert erkannt. Sie gehört zu seiner physischen Existenz – deshalb gibt es Schutzgebiete.

Beim Menschen ist das unter dem alles beherrschenden, absichtsvollen Globalisierungswahn nicht so, denn alles, was nicht ins Verwertungs-Schema und in die Profit-Prognosen der Neo-Kolonialisten passt, wird für gestrig erklärt – bestenfalls ignoriert oder mit der Macht des Spekulanten-Geldes platt gemacht.

Warum ist denn in unserer Freiheitlich-Demokratischen Grundordnung jede Perversion, jede Verbiegung öffentlichkeitsfähig? Liegt es daran, dass die Herrschaft des Geldes in ihrem Verwertungsrausch und ihrer Gier nichts mehr fürchtet als Kultur, Haltung und Maßstäbe – denn die lassen sich nicht beliebig manipulieren?

Wenn diese Geld-Händler könnten, würden sie selbst das Ur-Meter in Paris einschmelzen, denn dann könnten sie das«, und Attila spreizte Daumen und Zeigefinger vor dem Gesicht, »könnten sie das für einen Meter verkaufen!«

»Da hast du Recht, Attila – aber Gott sei Dank ist Kultur, sind ihre lang zurückreichenden, tief verwurzelten Maßstäbe, nicht allein durch mediale Macht zu manipulieren. Nur wenn wir selbst sie als unsere Wurzel missachten und vergessen, dann ist es hoffnungslos.«

»Merkwürdigerweise aber, Oie, spielen auch die sich so volksnah gebenden linken Weltbeglücker, in ihrer besoffen-internationalistischen Kulturlosigkeit, diesen Tendenzen in die Hände. Die moderne, angeblich so freiheitliche Kunst in ihrer Beliebigkeit kann sich so, mit global-medialer Gewalt zu einem faschistoiden Götzen aufschwingen, der alles andere erstickt. Wie wucherndes Unkraut, das über kurz oder lang allen Kulturpflanzen des Gartens den Garaus macht. Schon Pier Paolo Pasolini hat das für mich auf den Punkt gebracht, als er feststellte: ›Die wahre Anti-Demokratie ist die Massenkultur‹, und ich sage immer dazu: die profitzentrierte, durch die Herrschaft des Geldes manipulierende Massenkultur!«

»Das sehe ich auch so, Attila. Die da im Hintergrund dominant agierende, amerikanische Leitkultur entwickelt sich wie Krätze – und wenn man sich nicht sauber hält, befällt sie über kurz oder lang alles in der Kultur. Wobei ich glaube, dass man den Bürgern den geringsten Vorwurf machen kann, weil ihnen die Politik, im Dienste der Herrschaft des Geldes, vieles Andere, Anspruchsvolle vorenthält und sie keinen Zugang mehr dazu erhalten. Diesen Verursachern der absichtsvollen kulturellen Vermassung muss man das Handwerk legen. Man muss

immer nach denen schauen, die das finanzieren, auf den Weg bringen, es manipulieren und davon profitieren – und man muss es beim Namen nennen.«

»Das sehe ich auch so Oie, – weil es sonst unaufhaltsam kulminiert. Das Publikum verliert, mit natürlichem Instinkt, den Respekt vor der Kunst und dem Künstler – auch vor den kulturellen Eigentümlichkeiten der Nationen und Regionen, wenn das, was da täglich präsentiert wird, ohne menschlich erfahrbaren, in ihrem Leben verwurzelten Zugang ist.

Klamauk und eitle Selbstdarstellung ist zwar zu allen Zeiten Teil des Kunstbetriebes, das waren aber immer die Ausnahmen. Heute ist das die Norm, weil es Bestandteil des medialen Zirkus von des Kaisers neuen Kleidern ist.

Die Sprache der Kunst fußte historisch immer auf Gewachsenem, sie stand immer in der Tradition und wurde so in ihrer Ikonografie verstanden – wurde so erneuernder, beständiger Teil einer einzigartigen Volkskultur. Das Eigentümliche, der kulturelle Reichtum als quasi kulturelle Artenvielfalt, machte den Reichtum dieser Welt aus. Das ist der wirkliche Schatz der Menschheit, – weil es uns unterscheidet und gleichzeitig eint, uns verwurzelte und sinnlich-emotionale Stabilität verleiht.

Erst wenn wir wissen, wer wir sind – wenn wir unser Selbst sicher sind – können wir mit wirklichem Interesse, souverän-gleichberechtigt und freudig-interessiert aufeinander zugehen. Um diese Besinnung geht es – und gegen Besinnungslosigkeit.

Wirklich stark sein kann man nur aus seiner eigenen

Kultur. Da muss man weit zurückgehen, zu den eigenen Wurzeln in Gestaltung und Kunst, sonst ist man immer nur eine billige Kopie des manipulativ verkündigten Mainstreams, der Spekulanten und der Amerikaner.«

»Alles richtig, Attila, in der Kunst ist das so. Wo aber liegt euer aktuelles Problem mit den Medien, von dem man zuweilen bis zu uns hört?«

»Unser Haupt-Problem, Oie, ist: Ungarisches Leben, jenseits von Börsen-Gebeten, politischem Zank, Skandalen der Reichen und Schönen, findest du kaum noch in der medialen Öffentlichkeit. Die Trivialisierung der Politik durch einen korrupten Skandal-Journalismus, der nichts will, außer die bestehenden Machtverhältnisse teilhabend zu moderieren, betäubt die intellektuellen Eliten. Sie orientieren sich nicht mehr an den eigenen unabhängigen Maßstäben, sondern an denen des Geldes und des vermeintlich Korrekten.

Fakten und kulturelle Hintergründe werden nach Belieben ignoriert oder denunziert. Auch Sprache ist nicht mehr intellektuelles Werkzeug zur Bestimmung differenzierter Perspektiven, sondern nur noch Kontroll-Instrument politisch korrekter, hysterischer Wadenbeißer.

Es herrschen Meinungsmonopole wie überall in der westlichen Welt, wenn du zur Kenntnis nimmst – bei allem Geschwafel von freiem Journalismus –, dass du in den Medien den Besitzer mit seinen Interessen wieder findest und der ach so unabhängige Journalist die Schere schon im Kopf hat, um seinen Job zu behalten und seine Familie

ernähren zu können.«

»Genau wie damals im Osten, Attila, als die Rote Propaganda der Partei alle Medien beherrschte.«

»Heute, Oie, beherrscht die global agierende Partei des Spekulantengeldes auch unsere Medien. Das aber bedeutet wieder schleichende Verflachung im gesellschaftlichen Diskurs, den wir ja damals, nach der Stillen Revolution, so befreiend angefangen hatten.

Heute überziehen sie uns in der Sprache der Neo-Kolonialisten mit Gewalt, Pornografie und Halbwahrheiten. Kultursendungen bestehen mittlerweile zur Hälfte aus englischsprachigen Inhalten. Als ob es kein Ungarn gäbe und keinen Balkan mit seinen vielschichtigen kulturellen Wurzeln. Es ist eine Schande, wie die Herren der Medien für ihren Profit das Bild unseres Lebens manipulieren, verzerren – trivialisieren und skandalisieren. Das ist übrigens einer der Gründe, weshalb das gebildete, und auch das verunsicherte, einfache Volk, das in seiner Mehrheit immer links war, sich neuerdings von den Konservativen verstanden fühlen.

Ist es nicht pervers, wenn im letzten Weihnachtsprogramm der Fernseh-Kanäle über vierzig Tote und doppelt so viele Gewaltverbrechen präsent waren, wenn Pornografie die Erotik tötet, unsere Kinder durch Gewaltspiele auf den Spiel-Konsolen verdorben werden, ohne dass die Bevölkerung die Chance hat, diesen Kultur zerstörenden Tendenzen im Namen des Profites, ein Ende zu bereiten?

Bildung, Kunst und Kultur sind doch die einzigen Waffen

– unsere letzten Waffen gegen die Barbarei und gegen die allgemeine Verblödung.«

»Grundübel. – Woran liegt es, was ist das Grundübel, denkst du, denn auch bei uns in Deutschland bestimmen Mord und Totschlag die Programmgestaltung der meisten Fernsehsender, sodass ich als Ruheständler manchmal Probleme habe überhaupt etwas Kulturvolles, Erbauliches und Bildendes zu finden?«, verzog Nussbaum, von Attilas Brandrede beeindruckt, das Gesicht.

»Ja, Samuel, man muss erstens wirklich nach der Botschaft fragen, die mit dem Krimi-Boom absichtsvoll verbunden ist. Die heißt doch, trau keinem – netten Menschen nicht und nicht mal der eigenen Ehefrau. Den Medienkraken geht es absichtsvoll vor allem um die Atomisierung und Entpolitisierung der Gemeinschaft, die dadurch möglich wird. Das kulminierend gezüchtete Unsicherheitsgefühl erzeugt dann die Sehnsucht nach Sicherheit durch den starken, guten Staat – aber Gott schütze uns vor dem starken, bösen Staat, der dadurch möglich wird.

Alle fürchterlichen Regime in der Menschheitsgeschichte waren religiös oder ideologisch starke, nach außen kulturell entgrenzende Mächte, das darf man nicht vergessen.

Und zweitens ist der individualistisch-hedonistische Freiheitsbegriff das Grundübel. Kulturelle Regeln werden absichtsvoll – für alle und unwidersprochen – zum Abriss freigegeben. Jeder dreht sich um sich selbst – pflegt unbekümmert und folgenlos Egoismus und Maßlosigkeit.

Freiheit von Verantwortung für das Ganze, im geschichtlichen Kontext, ist dann die Folge und das Problem – und dass spielt irgendwann, glaube ich, dem starken, bösen Staat in die Hände.

Begründet wird der kulturelle Abriss in Ungarn mit der segensreichen Freiheit des globalisierten Marktes und einer notwendigen, immerwährenden Distanz zu unserer ach so schlimmen Vergangenheit, – erst im Nationalismus und dann im Kommunismus. Die dabei parallel zu beobachtende selektive Erinnerungssucht des Betroffenheits-Gewerbes, ist – als Ersatzhandlung – jetzt auch bei uns ein Symptom der neuen Zeit.

Es ist für mich die absichtsvolle Herrschaft der Vergangenheit über die Zukunft, um ja keine Diskussion darüber aufkommen zu lassen, wie wir leben wollen – als Sklaven unter der Herrschaft des globalisierten Geldes oder als freie Bürger in unserer gewachsenen Kultur.

Aber das hat wohl auch mit diesen gehetzten Zeiten zu tun und mit der Auflösung der gesellschaftlichen Bande. Der tägliche, honigsüße Sieg der Fernwelt und die Verlockungen des Internets machen leicht Vergessen, dass wir in der Nahwelt verwurzelt sind – auf Gedeih und Verderb.«

»Deutschland. – Das klingt wie bei uns in Deutschland«, gab sich Nussbaum überzeugt. »Ich denke, dahinter stecken auch immer konkrete Strategien der Brandstifter, die Themen von Randgruppen zu Spaltpilzen heranzüchten. Dabei operiert dieses lärmend-penetrante Betroffenheits-Gewerbe mit immer der gleichen Taktik. Einer Unterstellung

folgt eine Moralkeule – um zu skandalisieren und die Menschen gegeneinander in Stellung zu bringen. Das ist eine besonders perfide Spielart des Teile und Herrsche, so sehe ich es. Und da frage ich mich, wird es einmal als ein Vorbote künftiger Bürgerkriege gelten, wenn bei uns in Berlin schon ein heftiger Streit darüber angezettelt werden konnte, ob ein Opfer-Denkmal schwul ist – oder lesbisch?«

»Das ist aber immer nur die sichtbare Oberfläche, Samuel. Im Hintergrund läuft, so glaube ich, der Versuch, die Wurzeln humanistischer Blüte in der menschlichen Entwicklung zu zersetzen«, warf Tomek ein.

»Was meinst du, was läuft im Hintergrund?«, zweifelte Oie.

»Ich und meine Freunde sind überzeugt, es geht dabei um die Zerstörung der Renegaten Christlichen Kultur – aus der Sicht vieler mafiöser, sich auserwählt wähnenden Stämme, die Ursache für ihren Niedergang und den Machtverlust über Jahrhunderte.

Die öffentliche Wahrnehmung, im Kampf der Kulturen – und da findet er wirklich statt – vergisst, dass es vor der christlichen Kultur nur die Stammeskultur gab, das sich über anderen Wähnen. Herren und Sklaven, Stamm oder Feinde – etwas anderes gab es nicht.

Durch das Christentum wurde dann erstmals die Gleichheit aller Menschen vor Gott postuliert und die Ächtung von Rache und Gewalt – daran muss man sich erinnern. Da liegen die Wurzeln, aus denen sich alle revolutionären, humanistischen Bewegungen und gerade die

Erklärung der Menschenrechte speisen, die allen demokratischen Verfassungen zugrunde liegen. An diese Wurzeln wird mit der Macht des Geldes die Axt gelegt und versucht das Rad der Geschichte zurück zu drehen.

Deshalb hilft es jetzt nur, persönlich Haltung zeigen«, zeigte sich Attila überzeugt: »Antikes philosophisches Vermächtnis der Griechen gegenüber den Barbaren war, das menschlich Wahre und Gerechte, mit dem Schönen und Guten zu verbinden. Daran sollten wir uns halten – gerade wir als Silberrücken in der Kultur.«

Oie hob das Glas und brummte lächelnd: »So ist es Attila, Dichter und Künstler müssen dem guten Wein gleichen – je älter desto besser. Dabei wissen – mit Dostojewski – Schönheit wird die Welt retten. Aber – und das sage ich immer warnend dazu – die Schönheit wird von der Hässlichkeit verfolgt, wie der stolze Hirsch vom Wilderer.«

»Eine neue Sezession steht an«, forderte Tomek. »Wir müssen die Maßstäbe wieder gewinnen, die seit Menschengedenken Kunst und Kultur zu dieser einzigartigen, noch sichtbaren vielfältigen Blüte gebracht haben. Es geht um diese Maßstäbe des Geschichtlichen, des Wahren, des Menschlichen und Ästhetischen. Dazu müssen wir die aufrechten Künstler, die sich an diesen Maßstäben orientieren, vereinigen und die Spekulanten aus den Tempeln der Kunst verjagen. Entweder wir schaffen das, oder es gibt keine Kunst mehr – nur noch global zugeteilten, drogenähnlichen Bilder-Juckreiz für die Sklaven des Kapitals.«

»Da hab ich was für dich, Attila«, lachte Oie aufmunternd, »damit du weißt, dass du mit deinen Überlegungen zu einer Sezession in der Kunst nicht alleine bist – du vielmehr genau das anfasst, was jetzt wichtig ist.«

»Was wäre das?«, fingerte der Ungar nach der nächsten Zigarette.

»Ich arbeite zurzeit an Fünfundneunzig Thesen für eine Renaissance des Schönen, – für Maßstäbe, für Gesamtgestaltung, wider den Relativismus, wider die Derivate-Börsen-Kunst – weil es in der Luft liegt. Ich hoffe irgendwie die zu einen, die noch über diese Maßstäbe verfügen und dafür kämpfen wollen.

Sowie wir zurück in Berlin sind, schicke ich dir den Entwurf. Sicher hast du da auch noch einen Beitrag, aus eurer gerade geschilderten ungarischen Sicht, der Frontverläufe im Kampf der Kulturen.«

»Klingt interessant Oie, – aber bei fünfundneunzig Thesen, warst du da nicht von vorneherein eingeschüchtert?«

»Du meinst wegen Luther? – Das war auch erst so, aber dann habe ich festgestellt, dass er sich in einer ähnlichen Lage befand wie wir jetzt als Künstler: Die Aushöhlung der gewachsenen, christlichen Maßstäbe von einer wahrhaft gerechten Welt durch die Gier der Mächtigen war auch damals das Problem.

Sie erlaubte den Spekulanten, den Fälschern und Trickbetrügern die Menschen in die Irre zu führen, um sie auszurauben und zu knechten. In so einer Situation musste

Luther die Latte so hoch legen, wie die Probleme gewachsen waren – und drüberspringen. Nur das überzeugt, damals wie heute. Dabei kannst du helfen, Attila.«

Etwas erschöpft vom ideellen Rundumschlag, der als Abgleich der Maßstäbe gestalterischen Handelns begonnen hatte, saßen sie in großem Einvernehmen auf der Terrasse – bei kühlem Bier, mit dem beeindruckenden Blick auf Budapest von der Sonnenseite.

Tomek fragte nun genauer nach den Umständen und Ergebnissen ihrer so abgetarnten Reise. Die letzten von Oie und Nussbaum dann berichteten Ereignisse in Russland fanden sein besonderes Interesse, denn er erinnerte sich immer lebhafter an Oberst Nikolai Ossipow und auch an Iwan Saizew, den einstigen Adjutanten von Igor Antonow – damals beim Paneuropäischen Picknick an der österreichischen Grenze.

Dass nun gerade Saizew sie mit seiner Kommando-Aktion nach Finnland gerettet hatte, empfanden alle als ein Mut machendes Zeichen.

Auch familiäre Verhältnisse besprachen sie launig – bis die Klingel ertönte.

Ein stattlicher, älterer Herr kam heraufgefahren und wurde von Tomek herzlich empfangen. Braun gebrannt, im hellen Natur-Leinenkittel mit folkloristischer Borte, war Oberst a. D. Milo Horvath, wie ihn der Grafiker vorstellte, das Urbild eines zeitgenössischen Puszta-Fürsten.

Als er den leichten Strohhut lüftete, sah man einen weißen Haarkranz, der mit dem üppigen Schnurrbart eine irgendwie ungarische Figur ergab – das alles überlagernde, melodiöse Geschnatter der beiden tat ein Übriges.

Er wolle nicht unhöflich sein, sagte der Oberst dann auf Deutsch, dem man entnahm, dass auch er es einmal mit einem österreichischen Deutschlehrer zu tun hatte. »Natürlich kann man nicht erwarten, dass jemand unser kryptisch anmutendes Ungarisch versteht.«

»Gehirn. – Ich denke«, fiel Samuel ein, »das war wohl einer der Gründe, dass viele Ungarn, aufgrund ihrer so anderen Sprache, im Gehirn auf besondere Weise verdrahtet sind, und deshalb überaus geeignet für die Qualitätskontrolle von Software-Entwicklungen, – damals im Osten.«

»Ja, das ist heute noch eine Spezialität«, bestätigte der Oberst. »Das hat aber auch mit unserer mathematischen Tradition zu tun und den vielen guten Schachspielern an den Schulen im Lande. Ilona Bartok, die auch noch kommen soll, wie Attila sagt, kann ihnen mehr darüber erzählen, denn sie hat seit der Stillen Revolution ein Unternehmen mit diesem Profil, das jetzt ihre Kinder erfolgreich führen.«

Sie gingen gemeinsam hinaus und setzten sich auf die Terrasse. Tomek erzählte in großen Zügen, woher er Oie kannte – und wo seine Gäste in den letzten Wochen auf ihrer Reise durch den Osten gewesen seien.

Als Oie ergänzen wollte, kam ihm die Klingel zuvor. Herauf kamen, von Tomek sogleich vorgestellt, Major a. D.

Bela Bratseth und Dr. Ilona Bartok, bei deren Erscheinen Samuel verträumte Augen zeigte.

Sie fielen sich auch gleich um den Hals, wie ein älteres, liebevolles Ehepaar, das durch vielerlei Umstände für einige Zeit getrennt war.

Eine gewisse Aufgeregtheit lag dann über der Terrasse, als Tomek die Plötzlichkeit ihrer Zusammenkunft erläuterte, Igor Antonows Brief an Oie mit großer Empathie erwähnte und alle auf die angekündigten Film-Sequenzen neugierig machte. So, als wären sie vor Jahrzehnten zufällig gemeinsam auf einem großen Kreuzfahrt-Schiff gewesen – ohne sich näher zu begegnen, würden jetzt aber endlich den ultimativen Film zu den Abenteuern und Schönheiten dieser Reise zu Gesicht bekommen.

Vielleicht lag es an der sommerlichen Lockerheit, vielleicht an dem schönen Ort, sicher auch an dem großen Zeitsprung, der dazwischen lag – dass keine Spur der Anspannung zu spüren war, die jeder von ihnen im konspirativen Getriebe der großen Umbrüche, und in seiner Rolle, empfunden haben musste.

Tomek, der mit Gläsergeklirr stolz eine Flasche selbst gebrannten Palinka präsentierte, unterbrach die spontan ausgebrochene Diskussion seiner Einführung und bat sie herein.

Die Gäste nahmen Platz, der Hausherr goss ein und jeder trank wie zur Beruhigung, denn zu groß war die Neugier – einer Verunsicherung gleich - die sich immer dann einstellt, wenn zu erwartende Ereignisse gleichzeitig das Potenzial

von Glück und Unglück in sich tragen.

Tomek schaltete den Player an und setzte sich zu Oie.

Noch beim Einstieg mit Kiparskys Flugenten-Parade – beim Kreml-Flug – gab es neben anhaltender Spannung verhaltene Heiterkeit.

Auch der Flugzeug-Ingenieur in Kuopio wirkte ein bisschen komisch – nur der Fragende, zuweilen wie beiläufig das Bild füllende Finne Poursiainen erschien geheimnisvoll.

Als dann Kusnezows, Petrow und Ossipow ihren Beitrag geleistet hatten und die strategische Dimension des Hintergrundes für die Ungarn fassbar wurde – besonders die geschilderten, geheimnisvollen Zusammenhänge der Ereignisse in Ost-Europa im Wendejahr – spürte man eine unerhörte Erleichterung. – Jetzt war es gesagt. Alle im Raum fühlten die gewaltige Verbindung ihres individuellen Schicksals mit dem Politischen und Historischen – und wurden sich ihres Anteils an der friedlichen Wende bewusst.

Der etwas traurige Bericht Major Lewandowskis zur Gefühlslage der polnischen Nation und besonders der Offiziere des Militär-Geheimdienstes konnte dann den Stolz nur wenig trüben, an diesen weit gespannten Operationen der Europäischen Perestroika erfolgreich mitgewirkt zu haben.

Tomeks Ausschalten des Gerätes folgte ungläubiges Mustern der anderen – dass Menschen sich zu so etwas Weittragendem entschlossen hatten, ohne selbst die persönlichen Folgen einschätzen zu können. Alle spürten – das war Mut damals, voranzugehen und eine Bresche zu

schlagen für das Ende der Konfrontation, für die Vernunft und die moralische Erneuerung.

Kurz lag eine mystische Stille über der Zusammenkunft, in der der Hausherr Obstbrand nachgoss. Sie fanden noch keine Worte, aber schauten einander an wie Entdecker neuen Landes.

Das beeindruckte Schweigen brach der Oberst: »Wir in Ungarn«, begann er mit leicht bebender Stimme, »sind stolz darauf, dass wir es angepackt haben, ohne sicher sein zu können, dass es ein gutes Ende nimmt. Dass der Kalte Krieg uns mit Sicherheit umbringt, fühlten wir aber schon lange und handelten deshalb. Wir wussten, was wir nicht mehr wollten, und einige in der Abwehr auch, so wird klar, was strategisch nötig und taktisch durchführbar ist. Respekt dafür – lasst uns die Gläser erheben auf Igor Iwanowitsch Antonow im Himmel!«

Alle stießen freudig an, tranken, – und Tomek goss lächelnd mit der Bemerkung nach, dass sein Palinka Seelen-Medizin sei und so auch Verbindungen zu den Verstorbenen ins Jenseits schaffe.

»Aber nun sollten wir über damals in Ungarn reden«, versuchte er den Faden aufzunehmen. »Wenn ihr einverstanden seid, würden wir das auch vor laufender Kamera machen und später schneiden.«

»Sind wir«, stimmten die drei ohne Zögern zu.

»Dann setzt euch draußen gut ins Licht«, wies Tomek an, »das Stadt-Panorama und der grüne Hintergrund der Baumkronen könnten optisch reizvoll sein«

»Samuel führt die Kamera«, bestätigte Oie.

Als der Freund dann keine Anstalten machte, sich zu erheben, brummte Oie: »Komm schon, ich weiß, du hast das schönste Plätzchen, – auch nachher wieder«, und sah dabei fasziniert auf Ilona Bartok, neben der Samuel etwas zu dicht saß.

Die machte große Augen und lächelte besänftigend schön. Mit Mitte fünfzig, wie Oie aus den Listen wusste, war sie eine besondere Schönheit. Grazile, gepflegte Erscheinung in einem sandfarbenen Kostüm und wahnsinnsgrünen Schuhen, die ihr farbiges Pendant in ihrer eng geschnittenen Seiden-Bluse fanden. Ein straffes Dekolleté ließ etwas von dem Herzen ahnen, was Samuel damals wie heute so magisch anzuziehen schien.

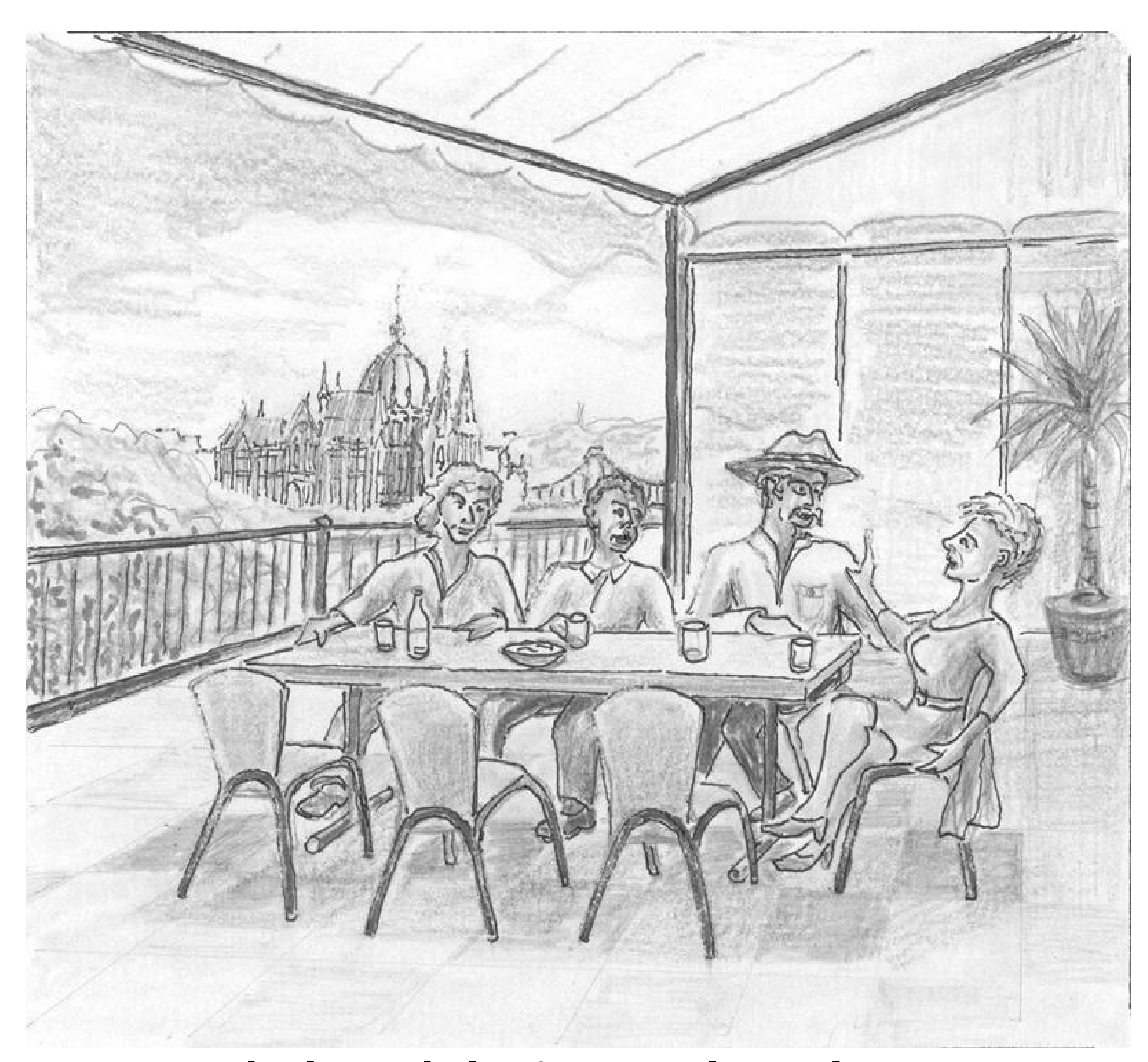
Ihr schmales, zart gebräuntes Gesicht unter einer weißblonden Kurzhaar-Frisur, zeigte grüne, lebhaft-intelligente Augen, die schauen konnten, als wollten sie die Geheimnisse des Gegenübers wie Magneten abziehen. Irgendwie faszinierend, dachte Oie – wieder mal so gar nicht, wie man sich eine trockene Mathematikerin vorstellt.

Als sich alle vier Ungarn vor der Kamera in Position gesetzt hatten, stellte Oie die Startfrage: »Was damals in der Perestroika im Großen geplant war und lief, haben wir bei Konstantin Petrow und Nikolai Ossipow gehört. Aber was geschah im Detail bei euch in Ungarn? Ihr habt doch offensichtlich planmäßig als Erste angefangen, den Eisernen Vorhang durchlässig zu machen.«

»Ich sage erst mal was zu unseren Funktionen damals«,

suchte Oberst Horvath den strategischen Einstieg. »Meine Aufgabe beim Militär-Geheimdienst-KPO war, bis Igor Antonow siebenundachtzig auftauchte, die Spionage-Abwehr bei den Grenztruppen. Major Bela Bratseth war dabei mein Partner in Sopron für diesen Grenzabschnitt. Dr. Ilona Bartok habe ich erst im Zusammenhang mit Igor Antonow kennengelernt, als sie mir codierte Botschaften persönlich überbrachte, meine Informationen verschlüsselte und dann oftmals die Rolle des diskreten Kuriers spielte.

Ja, wie fing es eigentlich an? Die erste Verblüffung in Ungarn war die Entscheidung der Sowjetunion, keine elektronische Grenzsicherungstechnik und keine Ersatzteile für die vorhandenen Sperr-Anlagen mehr zu liefern. Der ironische Kommentar derer, die den Hintergrund damals nicht kannten, war: Nicht mal das kriegen die mehr hin – nicht mal mehr Stacheldraht.



In eurem Film hat Nikolai Ossipow die Liefersperre gut begründet und uns strategisch als die optimale Position für die Eröffnung der finalen europäischen Rückzugs-Operationen beschrieben.

Parallel wurde aber auch politisch alles anders in Ungarn – im Mai Achtundachtzig.

Der Chef der Auslandsaufklärung im KGB – und einstmals, als Resident, an der brutalen Niederschlagung des Ungarischen Aufstandes beteiligt – überredete im Auftrag von Gorbatschow unseren verkalkten

Generalsekretär Kadar zum ehrenhaften Rücktritt. Er sprach gut Ungarisch, brauchte viele Tage und viel Palinka, sagt man. Der Abschied Kadars erlaubte es dann kurzfristig Reformer nach vorne zu bringen, welche die Europäische Perestroika in Ungarn vorantrieben.

Das verkündete Programm Wende und Reformen der neuen Führung schuf übrigens diesen Schlüssel-Begriff für den anstehenden politischen Prozess im Osten. Wende war fortan überall das geflügelte, neue politische Wort dafür.«

»Da hat euch also dieser Krjutschkow, der spätere Hauptgegner der Perestroika und Putschist gegen Gorbatschow geholfen?«, kam ungläubig von Nussbaum hinter der Kamera.

»Ja, beim ersten Schritt quasi. Zum Dank für seinen Einsatz wurde er übrigens im Oktober des Jahres neuer KGB-Chef, war dann wohl kurzzeitig loyal, bis er roch, dass über den Militär-Geheimdienst die entscheidenden Dinge an ihm vorbeiliefen und eine Wendung nahmen, die den Alt-Stalinisten mit Schrecken in die Knochen fuhr.

Bei uns kam mit Kadars Abtritt Parteichef Karoly Gròsz an die Macht und Imre Pozsgay wurde Staatsminister. Der bezeichnete schon im Oktober Achtundachtzig die elektronischen Sperranlagen, an der Grenze zu Österreich, absichtsvoll als technisch, moralisch und politisch veraltet. Eine Überraschung für unsere inneren Gegner und den Westen, wenn man die Rhetorik der Nachkriegszeit in dieser Frage Revue passieren lässt, wo jedwede Grenz-Sicherung oberste Priorität hatte. Auch wenn man bedenkt, dass noch

zwanzig Divisionen der Sowjet-Armee als so genannte Schutzmacht im Lande standen.

Seit diesem Machtwechsel waren wir mit der von Ossipow strategisch geplanten Operation Schlaglicht – die Russen sagten Operazia-Udar-swetowoi – an allen Vorbereitungen zum Fall des Eisernen Vorhanges absichernd dran.

Unser neuer Ministerpräsident flog zum Antrittsbesuch bei Gorbatschow, und unsere Abwehr hat im Januar Neunundachtzig das Projekt der Grenzöffnung mit der Abwehr in Moskau besprochen. Es war dann aber im Detail unser Plan, die Operation Schlaglicht – für den Sommer an der österreichischen Grenze –, der dann umgesetzt wurde.

Als der sensationelle Vorschlag zum Abbau der Grenzanlagen durch Innenminister Istvan Horvath offiziell bekannt wurde, lief schon alles nach diesem Plan. Die neue ungarische Politik nutzte dazu den medialen Rückenwind im Westen und erhoffte sich schlau, das muss man eingestehen, als Nebeneffekt bei äußerst klammer Devisenlage, auch mehr Wirtschaftshilfe aus Deutschland, wenn sie der selbstgefällig-störrischen DDR-Führung Schwierigkeiten bereiten würde.«

»Was unternahmt ihr konkret in dieser Sache?«, setzte Oie nach.

»Das Notwendige, nach Abstimmung mit Oberst Ossipow in Moskau«, nahm Major Bela Bratseth das Wort: »In meinem Grenzabschnitt, im Hinterland bei Sopron, organisierten wir am achtzehnten April eine geheime Probe zum Grenzabbau – als im Westen sichtbaren Auftakt, zu

dieser berühmten Pressekonferenz am zweiten Mai, vor dreihundert Journalisten in Hegyesshalom – dem medialen Startschuss zum offiziellen Abbau der elektronischen Sperranlagen.

Eine witzige Begründung zur Tarnung war damals, dass durch Devisenmangel kein Ersatz, vor allem kein rostfreier Stacheldraht, beschafft werden könnte. – Ihr lacht, aber so wurde es verkündet.«

»Politisch flankierend und absichtsvoll kam dann am zwölften Juni der Beitritt Ungarns zur Genfer Flüchtlings-Konvention«, schloss der Oberst an, »und ein lange überfälliges Bekenntnis des politischen Ungarn zu Imre Nagy – Regierungschef beim Ungarn-Aufstand und von Kadars Leuten hingerichtet. Er war jetzt wieder ein Volksheld und bekam nun eine würdevolle Beerdigung in Budapest, was natürlich die ungarische Staatssicherheit und den KGB vollends düpierte.

Besonders der neue KGB-Chef Krjutschkow in Moskau, der viel ungarisches Blut an den Händen hatte, fühlte sich nun hintergangen, – und unsere alten Funktionäre führten von da an das Wort Verrat im Munde. Die Eröffnung der Operation Freunde, auch in Ungarn, gegen unseren Militär-Geheimdienst, resultierte daraus. Der KGB und die ungarische Staatssicherheit waren uns von da an auf der Spur – aber ohne Erfolg, kann ich heute sagen.

Natürlich waren die politischen Eliten Ungarns in der Folge der Beerdigung von Imre Nagy völlig zerstritten, die Fronten klar und es stand mehr als einmal auf des Messers

Schneide.

Wir hatten die gesamte alte Garde staatstragender Parteifunktionäre gegen uns, besonders die hohen Offiziere, die am Blutrausch der Niederschlagung des ungarischen Aufstandes beteiligt waren. Auch die Kommandeure der Arbeitermiliz, aus dieser Zeit, trugen sich mit latenten Putschabsichten zur Rettung des Friedens und ihres ungarischen Gulasch-Kommunismus, wie sie es formulierten – obwohl das Gulasch zu der Zeit und für alle sichtbar nur noch aus dünner Brühe bestand.

Zu den kulminierenden Flüchtlingsproblemen mit DDR-Touristen gab es dann Anfang Juni intensive Kontakte zwischen der deutschen und ungarischen Staatssicherheit in Budapest. Sie waren ratlos und versuchten mit kopflosem protokollarischen Geplänkel Zeit zu gewinnen. Es gab aber keine Beschlüsse, die auf eine gewaltsame Lösung hinaus liefen, weil sich die Ober-Genossen wohl beobachtet fühlten, denn wir und die Russen hatten überall unsere Fühler dran.

Mit dem Militär-Geheimdienst in der Breite und dann mit der Abwehr, haben wir – wie in Polen – jeden Ansatz zu Gewaltlösungen im Ansatz entdeckt und verhindert.«

Der Oberst warf selbstbewusst den Kopf in den Nacken und straffte sich: »Der genaue Plan der Grenzöffnung, um dieses von Oberst Ossipow vorgegebene Ziel, den erstmaligen Fall des Eisernen Vorhanges, im Zeitplan einzuhalten und damit die Wende beschleunigen zu können, war unser Werk, – und natürlich auch wieder eine handfeste Provokation um zu orten, wo Widerstand gegen die weitere

Reformpolitik in Ungarn zu erwarten ist. Es musste schnell vorangehen, jedoch um jeden Preis friedlich bleiben – das war unsere Aufgabe und die operative Kunst in der Situation.

Dazu wird auf dem Treffen von Ferenc Mèszàros am zwanzigsten Juni mit Otto von Habsburg in Debrecen das Paneuropäische-Picknick vorgeschlagen: Ungarn und Österreicher sollten sich, bei offenem Grenz-Zaun, für ein paar Stunden zum feuchtfröhlichen Picknick und einem Volksfest auf der Grenze treffen. Es sollten ein paar nachbarschaftliche Reden gehalten werden und das Ganze sollte ein höchst offizieller Beitrag zur politischen Entspannung in Europa sein. Sehr klein und bescheiden nur – in der Wirkung aber, wie von uns geplant, quasi eine durchschlagende Eröffnung der Schachpartie.

Der Habsburger ist begeistert ob dieser Völker verbindenden Idee und medialen Chance, die verhärteten Fronten zwischen den einst so eng verbundenen Ländern der K&K Doppel-Monarchie aufzubrechen – und beide offiziellen politischen Seiten reagieren wie erwartet, prompt-positiv. Da waren wir aber schon bei den Vorbereitungen, denn wir mussten uns, – angetrieben von Antonow und Ossipow – sehr beeilen.

Natürlich durfte ein flankierender, staatstragender Termin nicht fehlen, der das Bild Ungarns in der Geschichte erleuchten würde. Unser Staatsminister Imre Pozsgay hatte da viel Gespür für politisches Theater, was uns strategisch entgegen kam, besänftigte doch dieser national-ungarische

Rahmen der angekündigten Veranstaltung auch so manchen der kleingeistigen, unberechenbaren Finsterlinge unter den Kommunisten.

Wir improvisierten konspirativ und im engen Zeitplan, vor allem um zu verhindern, dass unsere Gegner mitbekommen, was wirklich laufen soll, – der Start zum Abriss des Eisernen-Vorhang durch eine erste Massenflucht von DDR-Bürgern.

Die Außenminister Österreichs und Ungarns zerschnitten dazu rechtzeitig, schon am siebenundzwanzigsten Juni, symbolträchtig-feierlich und höchst öffentlich den vorgelagerten Signalzaun der Grenze – quasi als mediale Ouvertüre, damit keiner das dann folgende Ereignis verpasst und übersieht. Besonders nicht die DDR-Touristen mit Fluchtabsichten, die überall in Ungarn nervös und unter schwierigsten Bedingungen auf eine Chance zur Flucht warteten.«

»Dabei war der Abriss der Grenz-Anlagen in meinem Abschnitt schon weit fortgeschritten«, ergänzt Major Bratseth. »Besonders pikant an der Geschichte ist natürlich, dass eine Delegation von offiziell bis heute nicht identifizierbaren deutschen Offizieren Ende Juli eine Inspektion an den Stellen durchführte, an denen das geplante Paneuropäische-Picknick stattfinden könnte.«

Der Oberst hakte wissend mit gehobener Lautstärke ein: »Damals war das eine äußerst geheime Abstimmung, denn es ging um den Erfolg der Mission und wir mussten sicherstellen, dass möglichst viele ostdeutsche Flüchtlinge mit ihren Fahrzeugen nah genug herankommen. Die

Entscheidung fiel deshalb für die Alte Pressburger Landstraße, in der Nähe des Ortes Sepronpuszta, die seit Kriegsende versperrt war.

Diese deutschen Offiziere, nach denen man zum ersten Mal nach zehn Jahren, zum Jubiläum des Picknicks, mit Erstaunen auf einer Konferenz in Sopron fragte, waren Offiziere der Abwehr des Militär-Geheimdienstes der DDR unter Oberst Gros – in Begleitung von Antonow und Ossipow in Zivil.

Wir mussten als Offiziere in deutsch-ungarisch-russischer Gründlichkeit unter allen Umständen ausschließen, dass es bei dieser Großveranstaltung, aufgrund ungünstiger Voraussetzungen im Gelände, zu irgendwelchen unerwarteten, chaotischen Vorfällen kommt, und haben uns dazu mehrere Optionen in der Region genau angeschaut. Es ging ja um eine torartige Öffnung, nicht zu groß und nicht zu klein – schnell zu öffnen und auch schnell wieder zu verschließen. Der Zeitdruck, unter den wir uns selbst gesetzt hatten, war gewaltig.

Noch dazu, als in der Deutschen Botschaft die ersten Flüchtlingslager aufgeschlagen wurden, die wir absichtsvoll durch Gespräche unserer Leute mit vielen potenziell ausreisewilligen Touristen beförderten. Das wurde dann zum Schneeballsystem unter den Fluchtwilligen, das keiner mehr stoppen konnte.

Verabredet für das Europa-Picknick bei Sopron – staatstragend in Anwesenheit von Imre Pozsgay und Otto von Habsburg – wurden drei Stunden symbolische Grenz-

Öffnung mit kleinen Festwiesen und Bierzelten zu beiden Seiten der Grenze.«

»Dazu druckten wir fünftausend Flugblätter mit Programm, Ort, Uhrzeit und Lageplänen, damit die deutschen Touristen hinfinden«, warf Tomek ein. »Unsere Grafik zum Ereignis zeigte eine Taube, die den Stacheldraht durchbricht – ein Bild sagt mehr als tausend Worte, ihr wisst doch. Verteilt wurden die Informationen gezielt in Budapest und an vielen Konzentrationspunkten von DDR-Touristen am Plattensee, wo über sechzigtausend DDR-Bürger Urlaub machten und viele bereits auf irgendeine Gelegenheit zur Flucht warteten.

Absichtsvoll wurden auch die Menschen im Umfeld des Veranstaltungsortes zum Picknick an der Grenze gelockt, indem wir noch mal Tausende Flugblätter, diesmal mit einer Rose im Stacheldraht, nachlegten. Auch der deutschsprachige Dienst von Radio Freies Europa warb – nach Information durch uns – für diese Veranstaltung.«

»Und«, fügt der Oberst an, »um sicherzugehen, dass nichts Unvorhergesehenes passiert, bittet der Staatsminister auf mein Anraten Ende Juli den Innenminister darum, dass Grenzwachen und Sicherheitsapparat die Augen verschließen sollen vor den Dingen, die dort spontan passieren. Es soll ja ein Volksfest zur Völkerverständigung, über den Eisernen Vorhang hinweg, werden.

Gleichzeitig und in der Presse verbreitet, hoben wir Anfang August die Bestimmungen auf, die das Betreten des Grenzgebietes verboten, und nur mit Sondergenehmigung

gestatteten.

Ein paar Tage vorher – als die Medien alles genug aufgeblasen hatten – sagten die offiziellen Schirmherren, auf unser Anraten, die Teilnahme ab. Sie schickten Stellvertreter, um den medialen Schaden klein zu halten, falls doch noch etwas passiert – denn den Altstalinisten und der Staatssicherheit war nicht verborgen geblieben, dass wir da etwas vorbereiteten.

Dann kam der entscheidende Tag, – der neunzehnte August, der in den Geschichtsbüchern des Gemeinsamen Hauses Europa steht.

Kommandeur Àrpàd Bela und unser Mann in der Zentrale ließen den Dingen ihren Lauf, beim Paneuropäischen-Picknick. Warum zu diesem Zeitpunkt, warum an diesem Ort, rätseln die Historiker und die Medien bis heute? Nun wisst ihr es!

Das weit bekannt gemachte Ereignis mit Grenzöffnung an der Alten Pressburger Straße führte viele Ostdeutsche mit ihren Fahrzeugen zum geplanten Zeitpunkt heran. Beim Ansturm der Touristen und Flüchtlingsfamilien flohen dann über sechshundert DDR-Bürger nach Österreich.«

»Das war mein Grenz-Abschnitt im Militär-Geheimdienst«, fiel Major Bela Bratseth stolz ein: »Der Kommandeur der Grenztruppen versteht angeblich bis heute nicht, wie sich alles in diesen Stunden so entwickeln konnte. Kein Vorgesetzter war erreichbar und keine Verstärkung der Grenzposten möglich.

Übrigens hatten wir in der Abschirmung wieder doppelt

genäht und über den Landeskommandanten angeordnet, dass sich im Umkreis von einem Kilometer keine bewaffneten Kräfte aufhalten dürfen – denn das sei eine Zivilveranstaltung. Sogar die Munition bei den wenigen verbliebenen Grenzern ließen wir vorsorglich einsammeln.

Ich selbst war dann mit zwei meiner Offiziere in Zivil und zwei deutschen Beobachtern vor Ort – die Pistolen in den Jackentaschen, um eingreifen zu können, falls doch noch einer der Grenzposten, oder auch Provokateure Ärger machen und eine Panik ausbricht.«

»Was konnte bei so guter Vorbereitung denn noch schief gehen, – und wer waren die deutschen Beobachter, erinnerst du dich?«, suchte Oie, der Nussbaums Unruhe hinter der Kamera registrierte, nach Hintergründen.

»Ziemlich viel, wenn du nur mal eine Hammelherde beobachtest, sobald ein Schuss fällt oder ein Hund quer läuft.

Es war kurz nach Mittag, viele Ungarn aus der Region, die jedes Volksfest besuchen – vor allem wenn Freibier angekündigt ist – waren schon da und tranken seit dem Vormittag auf unserer Seite. Dann öffneten einige Grenzer, wie angekündigt und umständlich, das lange verschlossene, verrostete Stacheldraht-Tor und sofort strömten viele Besucher, vor allem die Ungarn, hinüber nach Österreich. Wie viele Deutsche rüber gingen, war da noch nicht auszumachen.

Dann aber wurde es interessant, denn immer mehr Leute, vor allem junge Menschen und Familien lösten sich im

buschigen Umfeld von den unzähligen, wild geparkten Autos und strömten wie kleine Bäche in einen Fluss, der sich geradlinig durch das Grenztor ergoss. Mit nichts als dem, was sie am Körper trugen, nicht rechts noch links schauend, fast schweigend, mit unterdrücktem hoffnungsvollen Lächeln – wie heimlich – strömten sie hinüber als wollten sie um Himmels willen kein Aufsehen erregen.

Dieser merkwürdige, schweigende Strom von Menschen hat sich bis heute tief in meine Erinnerung eingebrannt.



Ich glaube, wenn ich einen von den Deutschen angesprochen hätte und ihm gesagt: ›Aber da geht es nach Österreich‹, hätte der sich mit falsch abgebogen entschuldigt oder, er wolle nur kurz mal gucken bei den Bierzelten auf der anderen Seite und sei gleich wieder hier.

Jedem von den Passanten sah man in diesem Augenblick das Unfassbare der Situation an – so als könne man an diesem Ort für einen Augenblick über Wasser gehen.

Dafür hatten sie alles zurückgelassen, – ihre Autos, ihr Reisegepäck, alles. Noch Tage später mussten die örtlichen

Behörden die Berge von herrenlosen Fahrzeugen und Hinterlassenschaften sicherstellen.

Ja, und die deutschen Beobachter, nach denen du fragst, Oie, – das war ein junges Pärchen aus Berlin, von der Abwehr denke ich. Sie wurden mir von Igor Antonow zur Manöverbeobachtung geschickt, gaben sie sich völlig unbeteiligt und hatten sich unter die Picknick-Gäste gemischt.«

»Kannst du dich an Namen erinnern?«, hakte Oie elektrisiert nach.

»Nur die Decknamen habe ich in Erinnerung«, mischte sich Ilona ein. »Der kleine Kerl wurde mir als Topograf angekündigt und hieß Otto, sie war als Gräfin unterwegs, nannte sich aber privat Swetlana. Sie haben dann auch ein paar Tage bei mir am Balaton gewohnt, denn es war ja ein heißer Sommer und Budapest in der explosiven politischen Situation auch zu unsicher für uns. Ich habe sie zwei Tage später zum Flugzeug nach Moskau gebracht.«

Oie und Nussbaum schauten sich in die Augen, denn mit diesen Informationen schloss sich ein Kreis und ein warmes Gefühl der Genugtuung durchströmte die Freunde. Die Gewissheit, dass Otto und Swetlana den Anfang vom ungarischen Umbruch, der ein europäischer Aufbruch werden sollte, noch erleben konnten.

Der Oberst schlug nun lautstark den Bogen: »Für das neue Europa,für die Europäische Perestroika, war das der Dammbruch. Für uns in Ungarn erst mal nicht ohne kolikartige Nachwirkungen im Militär-Apparat, der von

allem überrascht wurde. Deshalb gab es dann Bestrafungen und Degradierungen. Aus den Bestrafungen sind aber bald Belobigungen geworden und aus den Degradierungen Beförderungen mit Orden nach der Stillen-Revolution, die unsere Abwehr organisiert hat. Darauf können wir wirklich stolz sein als Ungarn – lasst uns die Gläser erheben!«

Als sie diesen glücklichen Schluck Palinka getrunken hatten, gab Nussbaum hinter der Kamera ein neues Stichwort: »Politisch. – Was geschah dann politisch?«

Der Oberst räusperte sich und brummte: »Na, das Übliche in solchen Situationen – wie im Kalten-Krieg halt: Ungarn teilte der DDR und der Bundesrepublik mit, dass es alle DDR-Bürger ausreisen lassen werde. Daraufhin verweigerte die DDR ihren Bürgern organisierte Urlaubsreisen nach Ungarn, was, wie beabsichtigt, dort zu weiteren innenpolitischen Spannungen führte, die ja dann – wie man es heute sehen muss – die Entwicklung beschleunigten, die in die Mauer-Öffnung und die Deutsche Einheit mündete.

In den Tagen vor der Maueröffnung wurde es jedoch noch mal spannend, denn wir wurden von Igor Antonow und dem sowjetischen Militär-Geheimdienst vor Putschplänen gewarnt, die konzertiert im Warschauer Pakt geplant waren.«

»Vorzeichen. – Was konntet ihr unter diesen Vorzeichen überhaupt dagegen tun?«

»Nicht viel, denn wenn die Sowjet-Armee und unsere Stalinisten losmarschiert wären, hätte es sicher Bürgerkrieg

gegeben. Gott sei Dank tat sich dann nicht viel, wir hatten unsere Armee-Führung unter Beobachtung und aus Berlin, dem vermuteten Ort und Anlass – dem Start in den Putsch gegen die Europäische Perestroika – kamen euphorische Szenen der Grenzöffnung, die auch alle Ungarn zutiefst berührten.«

»Prost darauf«, hob Tomek sein Glas in die beeindruckte Runde und die Kameraden stießen an.

Den Palinka-Film von den Lippen leckend, hob Major Bratseth dann noch einmal sein Glas und schloss schmunzelnd an: »Ach ja, noch eine bezeichnende Geschichte passierte auf der erwähnten Konferenz, zum zehnjährigen Jubiläum der Ungarischen Grenzöffnung, an der ich am Rande mit Vergnügen teilnahm. Das Ergebnis war, nachdem die damals bekannten Fakten besprochen, viel spekuliert und im Nebel gestochert worden war: Die ganze Wahrheit lässt sich nur nachträglich oder namenlos sagen. – Warum?

Weil niemand, wie wir jetzt wissen, die hoffnungsvolle Vision, vom Gemeinsamen Haus Europa, die Komanda-Gorbatschow von Anfang an strategisch verfolgte, in ihrer Konsequenz erahnte. Wenn man das jetzt sieht, die Zusammenhänge bei den Operationen der Abwehr im Ostblock, fällt es uns doch wie Schuppen von den Augen – so strategisch konsequent war der Rückzug aus dieser unhaltbarer Position geplant und durchgezogen.«

»Cut«, streckte sich Samuel müde hinter der Kamera, kontrollierte den Speicher-Status und fuhr die Aufzeichnung zurück, während die Kameraden noch kühle Getränke heranschafften und sich die Beine auf der Terrasse vertraten.

Als sie dann wieder im Zimmer vor dem Monitor saßen und die Aufzeichnung gemeinsam Revue passieren ließen, deutete Ilona Bartok einen provokativen Vorschlag an und Samuel richtete die Kamera auf sie: »Das ist alles ganz schlüssig, wenn man die Ereignisse und historischen Folgen bilanziert. Es ist mir aber zu einseitig, zu abgehoben, zu militärisch und konspirativ auf die Abwehr bezogen. Irgendwas fehlt – ich meine die Verbindung zum Leben der bevormundeten und sich seit Langem zäh verweigernden Bürger.«

»Aber Ilona – Frau Doktor – das war nun mal sehr militärisch und wäre anders gar nicht denkbar gewesen. Auch eine Verschwörung zum Guten hat ihre Spielregeln äußerster Konspiration.«

»Nein, so meine ich es nicht, Oberst, du kennst mich. Was ich sagen will – auch wir haben auf etwas aufgebaut, ohne das unsere Operationen nicht funktioniert hätten und ins Leere gelaufen wären.

Es waren doch die fachlichen Eliten unseres Landes, die integren Menschen, die schon lange im subtilen Widerstand waren, gegen das unfähige, amoralische System – da wo Verantwortung getragen wurde für Mitarbeiter, Freunde und Nachbarn.

Denunziatorisch und pauschal ist heute immer die Rede von der Verstrickung der Intellektuellen des Ostens in das System. Aber das war so nicht – weiß ich aus vielen Beispielen. Jedenfalls nicht auf der Ebene vieler Bildungsbürger, Fachleute und fachlich verantwortlichen Leiter.

Sie haben doch flexibel gegengehalten, wenn das System ideologische Blasen schlug, Leute zu verbiegen suchte und unter Druck setzte. Durch Abwiegelung, Verzögerung, Verweigerung – durch Umgehung von geistigen Blockaden des Apparates und durch ganz persönliche Hilfe für Menschen, die auf Grund ihrer moralisch aufrechten Haltung in Bedrängnis kamen. Ist euch schon mal aufgefallen, dass es an solchen Stimmen mangelt? Immer wenn Jahrestage vorüberziehen, merkt man es besonders.

Die sich als Bürgerrechtler bezeichnen und mit der von uns geschaffenen Gunst der Stunde gehandelt haben, sind doch erst später die Orientierung für das Volk gewesen!«

»Ilona«, zweifelte Tomek, »du hast absolut recht, aber können wir das hier und jetzt mit unserer Dokumentation leisten? Ich habe keine Idee, wie das in diesem Rahmen gehen könnte.«

Oie brach die kurze, schweigende Suche nach einem Kompromiss, indem er das Anliegen Ilonas unterstützte: »Ilona, das sprengt natürlich den Rahmen unseres bisherigen Denkens, ist aber inhaltlich so wichtig, dass wir jetzt auch eine Form dafür finden sollten.

Was ich meine: In unserer Dokumentation wird es

durchaus Stichworte und Namen geben, an denen wir später solche Fragen andocken können. Das erstens – und zweitens: Wir sollten eine Anthologie vorbereiten, deutsche und ungarische Stimmen – vielleicht dann auch aus den anderen Ländern, die der Zeitachse unserer Dokumentation zugeordnet erzählen, wie man dem Schwachsinn des abgewirtschafteten Systems widerstehen, persönlich Unheil abwenden und dem Löwen ins Maul greifen konnte.

Da kenne ich schon aus meiner Jugend beeindruckende Beispiele, die drohen vergessen zu werden. An deren Stelle spreizen sich jetzt diese ganzen selbst ernannten Möchtegern-Revolutionäre, mit der Gnade der verspäteten Ankunft, als alle Schlachten geschlagen waren und es nur noch um die Verteilung warmer Pöstchen für Wendehälse ging.

Zu deren Legitimation werden von Heerscharen einäugiger Historiker nun emsig Belege gesammelt, dass damals im Osten alles böse war.«

»Wahrheit. – Es ist eine Frage historischer Wahrheit und Gerechtigkeit – gegen Geschichtsklitterung, wie wir sie noch aus kommunistischen Zeiten all zu gut kennen und überwunden glaubten«, stimmte Samuel zu, »denen eine Stimme zu geben, die den Umbrüchen zu einem europäischen Frieden faktisch und menschlich vorangingen. Dazu sollten wir Material sammeln und uns wieder treffen.«

»Hervorragend! – Dazu biete ich meinen Weinberg am Balaton an. Dort könnten wir in Ruhe alles auswerten und besprechen, wenn es soweit ist«, schloss Ilona lächelnd und

sichtlich glücklich über den Ausgang der Diskussion.

Tomek reichte dann ungarische Brezeln, Salate und Gegrilltes, das ein Bote frisch nach oben gebracht hatte.

»Morgen früh«, kündigte er an Oie und Nussbaum gewandt an, »machen wir bei mir im Studio den Schnitt und am Nachmittag könnt ihr dann weiter nach Prag, wenn's eilig ist.

Ihr könnt aber auch noch hier bleiben. Bei mir ist viel Platz und Budapest bei diesem Wetter ein Traum, was wir als Einheimische nur noch rhetorisch vor uns hertragen, uns aber jeder Besucher bestätigt.«

»Danke für das Angebot. Es ist, glaube ich, sehr eilig, Attila«, winkte Oie ab. »Ich denke, unsere Fänger sind schon wieder in Position, und wir haben noch ein wichtiges Programm, damit die Sache rund wird.«

»Welche Fänger?«, fragte Ilonas mit entsetzt-gedämpfter Stimme.

»Na die, die Oie und mich schon seit Berlin verfolgen. Dreimal mussten wir sie schon aufs Kreuz legen«, erzählte Samuel genüsslich und weit ausholend ihre kleinen Abenteuer am Rande, die sie als alte Samurai und mithilfe ihrer Freunde natürlich sauber pariert hätten.

Oie streute dabei nur einige ironische Bemerkungen ein und freute sich ansonsten, wie in Samuel, dem Cellisten und Mathematiker, mental der Kämpfer gewachsen war.

»Eins haben wir noch vergessen, Samuel, schalt das

Gerät wiederein«, meldete sich Oie in die nunmehr entspannte Geschwätzigkeit. »Die rumänische Operation Karpatenlicht, die Bruder Nikolai noch heute ein bisschen auf der Seele liegt, wie wir es aufgezeichnet haben. Von ihm haben wir über die Hintergründe der Ereignisse wenig gehört, – aber Attila, dass ihr da mitgemischt habt.«

»Ja, in der Organisation und medial, so würde man es heute formulieren. Rumänien unter Ceausescu war ja der absolute Polizeistaat – voller Spitzel, wo jede Schreibmaschine einmal jährlich mit Schriftprobe persönlich registriert sein musste. An Drucktechnik war schon gar nicht ranzukommen, ohne aufzufliegen – auch für die Abwehr in Rumänien nicht. Da haben sie uns um Hilfe gebeten.

Tausende von Flugblättern haben wir in Ungarn gedruckt, die an den Orten der geplanten Konfrontation mit dem Regime, erst in Timisoara, dann in Bukarest und anderen Großstädten, verteilt werden konnten.

Rumänien war ein Land, nach Trianon, mit einer starken ungarischen Minderheit von über zwei Millionen Menschen. Die Volksgruppe der Ungarn in Timisoara um Pfarrer Laszlo Tökes war mein Anlaufpunkt, denn ich konnte als freiberuflicher Grafiker, mit Ausstellungen, Künstler-Workshops und Gastvorlesungen an den Hochschulen, relativ unauffällig reisen.

Tökes sollte zu der Zeit – als renitenter aber populärer Pfarrer und Regime-Gegner, in ein weit entferntes rumänisches Bergdorf zwangsumgesiedelt werden. Das war Teil einer neuen Stufe der Repression des Regimes gegen

aufmüpfige Bürger, für uns aber der willkommene Auslöser der Unruhen.«

»Für die Abwehr war das aber äußerst schwieriges Terrain«, fügte der Oberst an: »Die wenigen Offiziere, die wir in der rumänischen Armee rekrutiert hatten, waren ständig in Gefahr aufzufliegen und nur beschränkt operativ einsetzbar. Jeder, der unter Verdacht stand, mit uns in Ungarn oder Gorbatschows Leuten zu konspirieren, wurde gnadenlos liquidiert. Dabei glichen die Verhältnisse in Rumänien unter Ceausescu denen auf der Titanic – nach dem Eisberg.

Schon zweiundachtzig zum ersten Mal Pleite, was die Devisen-Kredit-Verpflichtungen anging, kokettierte die kommunistisch-monarchistische Diktatur des Helden der Karpaten und des Donau-Denkers, wie Ceausescu sich nennen ließ, ständig mit dem Westen. Gleichzeitig war sein Reich existenziell auf billige Rohstoffe aus der Sowjetunion, vor allem auf Öl für die Raffinerien angewiesen, das sie zu Benzin verarbeiteten und nach Westen verscherbelten.

Trotzdem war es das am meisten Not leidende Land im Ostblock mit kriegsähnlicher Versorgungslage unter einem Terror-Regime von Partei und Securitate.

Das alles passte nicht mit dem Aufbruch im Osten, mit der befreienden Perspektive der Perestroika zusammen und sollte ja, wie wir von Oberst Ossipow erfahren haben, schon siebenundachtzig mit dem geplanten Abschuss Gorbatschows in Bukarest geklärt werden.

Nach dem letzten Besuch von Ceausescu in Moskau, im

Herbst neunundachtzig, mit dem berühmten Eklat wegen ausbleibender Rohstoff-Lieferungen, wussten wir in der Abwehr Bescheid und improvisierten die Operation Karpatenlicht, denn das Problem mit dem neurotischen Diktator musste beschleunigt gelöst werden.

Dazu förderten wir im Dezember die Unruhen in Timisoara und die von über hunderttausend Demonstranten in Bukarest.

Der erzwungene Selbstmord des Verteidigungsministers, Vasile Milea, weil er ein weiteres finales Massaker in Timisoara verweigert hatte, brachte dann das Militär auf die Seite der Aufständischen.

Noch heute rätselt man in Bukarest, wer Ceausescu bei seiner letzten öffentlichen Groß-Ansprache von der Terrasse des monumentalen Palastes des Volkes die Lautsprecherleitungen kappten, damit der Kondukator selbst – und das ganze übrige Land übers Fernsehen – die lautstarken Proteste des auf dem Platz zusammengetriebenen Volkes vernehmen konnte. Die da die Drähte gekapert haben, das waren unsere Leute – die Abwehr in Rumänien.

Dem Ceausescu-Clan blieb nur die völlig chaotische Flucht. General Stanculescu, neuer Verteidigungsminister und eigentlich ein Günstling des Kondukators, ließ ihn und seine Frau, wenig später, nach einem dubiosen Schnellverfahren am Weihnachtstag, exekutieren – vor allem um die eigenen Spuren zu verwischen. Von da an nahm die Geschichte ihren Lauf und wir hielten uns, teils

hoffnungsvoll, teils angewidert, heraus. Manchmal erlebt die Menschheit so eine Tragödie wie in Rumänien, die, wenn das Blut getrocknet ist, historisch zur Farce erstarrt.«

Mit dieser letzten Facette unglaublicher Berichte über die Ereignisse, im Jahr der Revolutionen auf dem Balkan war es Nacht geworden. Sie saßen auf der Terrasse und besprachen das Erlebte – immer wieder beeindruckt von diesem samtenen Schein, der über der Großstadt lag, mit dem sich vielfältig spiegelnden Lichterband der Donau-Ufer-Promenade im dunklen Wasser des nächtlichen Flusses, auf dem festlich beleuchtete Vergnügungsdampfer Polonaise tanzten.

Die Heiterkeit dieser Bilder stand, so fühlten sie, in langem, direkten Zusammenhang mit der Auflösung des Nebels von Bedrohungen im Kalten Krieg – durch Gorbatschows Rückzug aus einer unhaltbaren Position.

Das war, so empfanden sie es und brachte es Tomek auf den Punkt, auch ein Sieg der Vernunft Weniger – und dann der Massen – über die Ignoranz der Apparate und die Krankheiten des Systems. Auch war es ein Sieg der Schönheit menschlichen Aufbruchs über die Hässlichkeit von Lüge, Repression und Diktatur.

Beim Abschied zu vorgerückter Stunde, versprachen sie in Verbindung zu bleiben und Stimmen für die geplante Anthologie der Vorwendezeit zu sammeln. Ob Zeit wäre, die geschnittene Film-Fassung gemeinsam zu besichtigen,

solange sie noch in Budapest seien, sollte kurzfristig vereinbart werden.

Samuel und Ilona fiel es sichtlich schwer, nun wieder Abschied nehmen zu müssen, jedenfalls vorerst, – aber man war ja verabredet.

In gehobener Stimmung verließen die ungarischen Gäste Tomeks Panorama-Dach.

37 Die Grauen setzen nach

Noch am Abend der Ankunft der Deutschen in Budapest trafen sich Ernst Buch, der Resident des DGD in Moskau und General Fjodor Folim, auf dessen Wunsch, zu einer dringlichen Abstimmung an ihrem gewohnten Ort.

»Was liegt an, Fjodor, warum die Eile, bei uns hört man, ihr habt sie?« – stöhnte Ernst Buch, von einem anhaltenden Wechselbad der Gefühle strapaziert?

»Schön wäre es Ernst, deshalb ist es dringend – auch wenn ich in meinem Dienstalter keine Lust mehr habe, mich um jede Bagatelle und jedes Versagen unserer Leute zu kümmern. Wir kriegen die Rentnerbande einfach nicht zu fassen.

Heute am Vormittag sind die Gesuchten aus Danzig über Warschau nach Budapest geflogen. Wir bekamen ihre Bilder, kurz nachdem sie gebucht hatten, unter den Namen Krüger und Spengler. Hier sind digitale Ablichtungen ihrer neuen Pässe. So kurz vor Abflug konnte niemand mehr zugreifen. Selbst in Budapest kamen wir zu spät – es ist doch immer zu viel Bürokratie, die im Wege steht. Seit eurem Schengen-Raum ist es noch schlimmer und sind wir immer im Nachtrab – manchmal denke ich, die Begünstigung von bestimmten Verbrechern ist fast sowas wie Absicht.«

»Beruhige dich, Fjodor, uns geht es genau so. Ehe Kontrollen eingerichtet wurden, sind die Vögel vom Dach, wie es so schön heißt. Aber wie sind die überhaupt aus

Russland raus gekommen? – Ich hörte, ihr habt sie und glaubte, ihr hättet ihre Pässe, – und jetzt schon wieder neue Identitäten? Das sieht doch wirklich nicht mehr nach Amateuren aus.«

»Ja, wir hatten ihre Pässe konfisziert, aber die beiden waren dann verschwunden. Sie sind erst wieder aufgetaucht, als uns ein ehemaliger Mitarbeiter ihre Fotos brachte und die neuen Namen. Da gab es Hoffnung, sie zu schnappen. Als wir davon erfuhren, waren sie in Nishnij Nowgorod und sind uns auch da ganz knapp durch die Lappen gegangen, weil sie über ein Wolgaschiff abhauen konnten. In der nächsten Schleuse wurden sie allerdings von der Polizei festgesetzt, – aber woher wisst ihr, dass sie abhauen konnten Ernst?«

»Nur Moskauer Säuseln« – winkte Buch ab, und Folim fuhr verunsichert fort.

»Von einem regionalen Stützpunkt sollten sie zu uns gebracht werden, aber wurden dann entführt – wir stehen vor einem Rätsel.

Im Vertrauen: Es war irgendeine Spezialtruppe mit nicht registrierten Hubschraubern. Wir sind da dran, aber wissen bisher noch nichts – es ist aber eindeutig außerhalb der Reichweite ausländischer Dienste.«

Der deutsche Agent hüstelte trocken-entsetzt, denn wieder kam so ein unbekannter Faktor in seine Rechnung, der ihn auffliegen lassen konnte: »Bei euch entführt – mitten in Russland? So was höre ich bisher nur von den Amerikanern, wo sich die vielen konkurrierenden Dienste

schon mal die Beute vor der Nase wegschnappen – aber bei euch? Zwei deutsche Rentner entführt – und nicht die Großmutter des Präsidenten?« – versuchte er es so humorig, dass Folim einen Schuss Resignation herauszuhören meinte.

Beide Agenten lächelten verkniffen, und den Deutschen ergriff wieder vollends das Gefühl der Ohnmacht gegenüber dieser tickenden Zeitbombe, bei deren Explosion er Amt und Reputation wohl abschreiben müsste.

Folim der etwas Betrübtes in den Augen Buchs sah, hatte selbst Lust alles hinzuwerfen. Es war so lästig und mühselig, die Unfähigkeit bei seinen Untergebenen so gravierend, dass er nur noch an Zypern dachte, wo seine Tochter ein russisches Reisebüro betrieb und wo er endlich Ruhe finden wollte. Nur dieses eine Problem musste er noch lösen, dann war Schluss, und das gab ihm jetzt einen Ruck.

Er setzte nach: »Ja so ist die Lage – so ist das, Ernst, aber wir werden die Hintergründe finden und dann rollen Köpfe.

Sie sind jetzt in Budapest, wir wissen auch wo und werden in den nächsten Stunden eine Aktion starten, um sie festzusetzen. Für alle Fälle bitte ich euch aber, eure Grenzen besonders im Auge zu haben, denn ich kann mir vorstellen, dass sie auf dem Weg nach Hause sind, – die alten Herren.«

»Was ist der Hintergrund ihres Budapest-Besuches – habt ihr eine Vorstellung?« versuchte Buch seine Verunsicherung zu überspielen.

»Personell ja, denn wir haben auf den gestohlenen Listen einen alten Bekannten von dem Oie gefunden. Einen gewissen Attila Tomek, – und dann eine Dr. Ilona Bartok, da

schließt sich der Kreis zu dem unbekannten Mendel, jetzt Spengler, glauben wir.

Die Bartok ist eine renommierte Kryptologin, allerdings im Ruhestand, und hatte, das sahen wir in alten Akten, eine Zusammenarbeit mit einem Mathematiker aus Ost-Deutschland. Ein gewisser Samuel Nussbaum aus Berlin, dessen verwelkte Archivbilder den von uns beschafften im Typ ähnlich sind. Bitte schaut mal, was der jetzt macht, ob er es sein kann und ob was vorliegt gegen ihn?«

»Das werden wir tun Fjodor, aber bitte – wenn ihr sie in Ungarn fangen wollt, keinen Lärm im NATO-Bereich, das schafft nur unnötige Verwicklungen. Wenn ihr euch nicht sicher seid, wartet lieber ab – irgendwann kommen sie nach Hause, dann bekommen wir sie schon.«

»Aber unsere Verabredung in der Sache gilt doch noch, Ernst?«

»Die gilt Fjodor – du weißt, in wichtigen Dingen helfen wir uns diskret aus der Bredouille, und da rechne ich fest auf deine Diskretion« – fixierte er den Russen und glaubte in dessen Gesicht, auch in seiner nie besprochenen Sache ein Einverständnis zu erblicken – »aber ihr müsst schon nachhelfen.

Mit einem offiziellen Amtshilfe-Ersuchen wegen des Verdachts terroristischer Verwicklungen. Irgendwas Islamistisches mit Verbindungen in den Kaukasus, – weit weg, damit es erst mal niemand von der Staatsanwaltschaft bei uns nachprüfen kann. Du weißt doch, wie so was auszusehen hat, damit wir eine Aktenlage bekommen und es

die wichtigtuerischen, beamteten Instanzen bei uns abnicken. Dann kann ich schnell alle Hebel in Bewegung setzen. Auch auf ihr Umfeld habe ich dann jeden Zugriff, der nötig ist.«

»So soll es sein, Ernst« – lächelte Folim wissend – »ihr bekommt morgen unser Amtshilfe-Ersuchen.«

38 Bären-Falle

Spät am Morgen frühstückten Oie und Nussbaum bei Tomek in der Küche und ließen die Informationen vom Vortage noch einmal Revue passieren. Dann fuhren sie in sein Atelier und hatten nach drei Stunden einen ersten Film-Schnitt realisiert. Sicherheitskopien wurden angefertigt, von denen eine, für den Fall der Fälle, bei Tomek verbleiben sollte.

Als sie nun zum letzten Mal hineinschauten – sich freuten, daran dachten, wie sehr diese Dokumentation Igor im Himmel gefallen würde – gab Tomeks Funktelefon ein merkwürdiges Geräusch von sich. Er nahm es schnell auf, schaute kurz erstaunt, grunzte irgendwie zufrieden und zeigte mit ausgestrecktem Arm die auflaufenden Bilder in die Runde.

»Ist das nicht dein Glaskasten vor der Wohnung, irgendwie von schräg oben?«, fragte Oie.

»Ja, meine Bären-Falle«, flüsterte Tomek genüsslich langsam. »Seht ihr die Gestalten, die da stehen und sich die Haare raufen?«

Nun hörte man auch die aufgeregten Stimmen und leisen Flüche, ohne etwas konkret verstehen zu können.

»Klingt irgendwie Russisch«, deutete Oie.

»Die wollen zu euch, da könnt ihr wetten. Lasst uns hinfahren und sie begrüßen!«, rief Tomek.

Die Fragezeichen in den Gesichtern der Freunde

beantwortete Attila auf dem Weg zum Auto: »Ihr kennt ja mein Haus. Drei Geschosse und ich auf meinem Thron im Dach. Das Grundstück ist relativ offen, wegen der Anwaltskanzlei unten und dem Steuerbüro darüber. Mit dem Fahrstuhl kann jeder hochfahren, aber das neue, seitlich liegende Treppenhaus, das als Fluchtweg nur aus den Geschossen heraus begangen werden kann, hat bei uns oben schwere Feuerschutztüren.

Die Ganoven konnten also nur mit dem Fahrstuhl hoch. Dann aber haben sie versucht, meine Glastür aufzubrechen – was nicht geht, denn es ist Panzerglas. Wenn das jemand tut, wird intern ein Alarm ausgelöst, der bei mir und beim Sicherheits-Service aufläuft. Der braucht aber gewöhnlich eine Viertelstunde. Deshalb habe ich mir die Bärenfalle einbauen lassen.«

»Bären-Falle, wie geht das?«, interessierte sich Oie als Ingenieur.

»Technisch relativ einfach: Der Fahrstuhl schließt bei derartigen Attacken die Tür – oder geht außer Betrieb, wenn die blockiert ist. Die Gangster sitzen in der Falle und kommen weder vor noch zurück!«

»Kriminalität. – Das ist die lustigste Art der Kriminalitätsbekämpfung, von der ich bisher gehört habe«, staunte Samuel.

»Ja, in Budapest, bei den Einbrechern, hat sich das schon herumgesprochen, nachdem mehrere Kumpane im Knast gelandet sind. Aber die durchziehenden Banden der ausländischen Gangster vom Balkan wissen das natürlich

nicht.«

Als sie mit Tomek von unten das Haus anfuhren, kam von oben der Sicherheitsdienst den Berg herunter gefahren. Gemeinsam stiegen sie mit dem Schlüssel durchs Treppenhaus, traten in die Wohnung, gingen um die Ecke – und sahen drei Monteure im Hamsterglas.

Sie freuten sich diebisch über das Erschrecken und die Gesichter derer, die wie begossene Pudel zu Boden schauten und nur unter den Augenbrauen hervor spähten, ob noch was zu machen sei.

Tomek flüsterte: »Wir sollten vorsichtig sein und die Polizei rufen, man weiß nie, wozu die fähig sind, so angespannt, wie die da stehen.«

»Wie Federstahl-Böcke«, warnte Oie.

Der Sicherheitsmann telefonierte etwas länger, während der Hausherr Bier aus dem Kühlschrank holte und rief: »Höchststrafe, Jungs!«, dann setzten sie sich, mit Blick auf die Bären-Falle, prosteten den Gefangenen zu und tranken genüsslich ihr Bier.

Als nach einiger Zeit ein Signal auf dem Telefon vom Sicherheitsdienst ertönte, ging der Chef mit Attila zum Glaskasten, drückte daneben auf ein paar Tasten und man spürte an leichten Schwingungen in dem alten Haus, dass der Fahrstuhl unterwegs war. Kurz darauf ging es wieder aufwärts.

Tomek zeigte den hinzugetretenen, mit Bierbüchsen bewaffneten Männern auf dem Monitor den Fahrstuhl, in dem sich vier Männer in Kampfanzügen - Heckler&Koch im

Anschlag - befanden.

Sie berieten über die Gegensprechanlage mit den Polizisten im Fahrstuhl leise das Vorgehen: »Wie sonst auch? Die sind, wie es aussieht, unbewaffnet«, sagte Attila, ging dann zum Glaskasten und tat, als ob er aufschlösse, was die Aufmerksamkeit auf ihn zog, – im Hintergrund öffnete sich die Fahrstuhltür und die Gangster wurden ins Visier genommen. Der Rest war Formsache.

Als die Handschellen einschnappten, öffnete Attila die gläserne Wohnungstür: »Gute Arbeit meine Herren, vielen Dank – hier steht das Bier zum erfolgreichen Zugriff!«

Der Kommandeur bedankte sich, nahm schnaufend einen Schluck und bemerkte, die erste Durchsuchung der Männer hätte nichts Besonderes ergeben, auch keine Papiere, – aber schweres Bruch-Werkzeug, Elektro-Schocker, Klebeband: »Schusswaffen findet man selten bei solchen Aktionen, denn das heißt, wenn's schief geht, fürJahre hinter Gitter. Es sieht nach Raub aus, oder einer geplanten Entführung, wird aber nur auf Sachbeschädigung hinauslaufen, wenn wir denen keine anderen Straftaten nachweisen können. Dann sind sie bald wieder draußen – wir sind ja jetzt ein Rechtsstaat. Die kommen übrigens aus Moldawien – das hör ich am Akzent. Eine Tante von uns kommt von dort, ihr Russisch klingt auch so.«

Der Offizier machte dann ein paar Fotos von den Bruchspuren am Türblech und am Fahrstuhl, die er in seinem Protokoll für den Einsatz vermerkte und das Tomek unterzeichnete.

Als die Polizisten mit den Einbrechern weg waren, zeigte Attila den Schaden: »Seht mal die Beschlag-Bleche hier, die habe ich extra für solche Fälle aufsetzen lassen. Völlig ruiniert, auch die Oberfläche der Fahrstuhltür – aber die kann man reparieren. Beim Panzerglas wäre das auf die Dauer zu teuer für so eine Ganovenjagd.«

Sie setzten sich auf die Terrasse, tranken und besprachen die Lage:

»Klar doch«, zeigte sich Tomek überzeug, »die wussten, dass ihr hier seid. Die wollten das Material und hätten hier auf euch gewartet, wir sollten uns deshalb beeilen – und vor allem eine neue Spur legen. Ihr wisst doch, wenn ein Mann der Abwehr eine Spur hinterlässt, ist es eine falsche, wenn er gut ist.«

Er rief den Oberst an, sie diskutierten kurz etwas Unverständliches, er legte auf und sagte: »Wir fahren jetzt zum Flughafen und buchen für euch Flüge nach Berlin für morgen früh.

Heute Abend aber fahren wir im Konvoi mit Milo und Bela über die Grenze. Ich bringe euch nach Prag in ein Hotel, wo man nicht auffällt.

Milo Horvath versucht bis dahin rauszubekommen, wie Oberst Martin Vesely in Prag zu erreichen ist. Die Adresse auf Antonows Liste stimmt jedenfalls noch, lässt er euch sagen.

Nachher aber kommen die Freunde noch kurz vorbei, um unsere geschnittene Fassung zu besichtigen!«

Mit dem Gefühl, wieder einmal davon gekommen zu sein,

sprangen sie ins Auto und Attila wuselte sich durch den Stadtverkehr – hinaus zum Flughafen.

Bar auf ihre dritte Haut wurden Flug-Tickets erstanden, dann fuhren sie zurück zur Wohnung, um dort auf die Freunde zu warten und den geschnittenen Film zu präsentieren.

39 Budapest – Prag

Am Nachmittag, gleich nachdem sie vom Flugplatz zurück waren, kamen Ilona Bartok, Milo Horvath und Bela Bratseth, denen Tomek erst mal die Spuren der neuesten Attacke ihrer Verfolger zeigte.

»Wenn die so nah dran waren, dürfen wir jetzt keinen Fehler machen. Nach euch läuft auch eine Interpol-Fahndung in Ungarn«, flüsterte der Oberst, »wir sollten schleunigst abrücken.«

Samuel und Tomek schien das nicht zu beeindrucken, denn sie wiegelten ab – auch weil unbedingt noch der geschnittene Film vorgestellt werden sollte.

Alle versammelten sich vor dem großen Monitor und schauten konzentriert auf den Zusammenschnitt. Der fand ihre Zustimmung, fühlten sie sich doch in Anspruch und Haltung bestätigt.

Auch fanden sie in den Aussagen der Beteiligten Igor Antonows Wunsch nach einem Denk-mal – als kategorischem Imperativ – auf subtile Weise erfüllt.

Tomek versprach Kopien für alle und wurde von Nussbaum verpflichtet, auch eine auf seinem Proxy-Server abzulegen, der, so erläuterte er der aufhorchenden Ilona, ein Pendant in Australien hatte, – um sicherzugehen.

Eine Zusammenkunft in Berlin, nach Ende der Operation Antonow-Denkmal, wie Oie sie jetzt scherzhaft nannte, wurde ins Auge gefasst. Auch wollten sie die

Materialsammlung zu der besprochenen Anthologie des Widerstandes gegen ein abgewirtschaftetes System in dessen Endzeit vorantreiben. Dazu versprach Tomek den medial wenig erfahrenen ungarischen Offizieren Unterstützung bei der Aufbereitung.

Der Oberst, der aufgrund der Nachrichtenlage penetrant auf eine schnelle Abreise der Freunde drängte, wurde unwirsch: »Abmarsch Kameraden, es ist nicht mehr sicher für euch, sie kennen euren Aufenthaltsort.

Ich schlage vor, wir gehen gemeinsam spazieren, rauf zur Burg. Ilona du kommst auch mit. Wir schauen hier in der Gegend ein bisschen Häuser an und Grundstücke, wie Touristen oder Investoren – und bewegen uns langsam hoch zum Hilton-Hotel. Wir werden ausschließen, dass man uns beschattet, wenn Attila und Bela in ihren Autos langsam nachkommen. Oben am Hotel treffen wir uns dann. Von dort fahren wir im Konvoi auf der Autobahn Richtung Prag.

Sobald wir Kontrollen sehen, warnen wir euch. Ilona fährt mit mir so weit voraus, dass ihr auf jeden Fall noch eine Chance habt zu reagieren. Hier ist ein geschütztes Telefon, präpariert von Ilonas Firma, verschlüsselt und nicht registriert.«

Ruhig und besonnen verließen sie Tomeks Oberdeck – aber über allem lag jetzt wieder diese unergründliche Spannung, die sich für Oie und Nussbaum seit Beginn ihrer Reise von Tag zu Tag gesteigert hatte.

Auf dem Rückzug zum Treffpunkt, der ein Spaziergang war, hatten sie – beim Anblick der schönen Bebauung in den

Budaer Bergen – einige entspannte Eindrücke vom neuen Ungarn, das sich am schönsten und eigentümlichsten als gepflegt-restauriertes Altes zeigte.

Oben am Hilton-Hotel angekommen besprachen sie sich kurz, wussten, dass niemand sie verfolgte und beschlossen, sich erst hinter der Grenze zu verabschieden. Tomeks Navigator sollte aus Sicherheitsgründen – wegen möglicher Ortungsversuche und digitaler Spuren – bis Prag ausgeschaltet bleiben.

Auf der Autobahn ging es Richtung Wien. Von Zeit zu Zeit koordinierten sie mit dem vorausfahrenden Oberst den Abstand, denn im Budapest nahen Raum, war durch Staus und Baustellen nur ein zähes Vorwärtskommen.

Nach etwa zwei Stunden rief er durch: »Vor dem Übergang Richtung Österreich gibt es Staus – im UKW-Netz der Lkw-Fahrer redet man von Kontrollen.«

»Wir sollten«, gab Bela, der sein Revier noch bestens kannte, zu bedenken, »bei Hegyeshalom abbiegen und den Übergang Rajka in die Slowakei nehmen.«

»Machen wir«, antwortete der Oberst, »von da hört man nichts. In der Nähe, im ehemaligen Grenzgebiet, gibt es zur Not auch alte Schleichwege der Einheimischen, die ich kenne.«

Tomek bestätigte und sie folgten der Spur der Vorhut.

»Sperranlagen. – Hegyeshalom, ist das nicht der Ort der Pressekonferenz zum Abbruch der Grenz-Sperranlagen?«, merkte Nussbaum auf.

Tomek lachte wissend: »Aber bei jedem in diesem Drei-

Länder-Eck klingt das anders, sodass man eigentlich nie so richtig weiß, welcher Ort gemeint ist, außer dass es mancher vermutet, wegen der historischen Bedeutung für Europa. Da gibt es auch eine Gedenkstätte, aber dafür ist jetzt keine Zeit – das sollten wir uns aufheben, bis wir die Hintergründe wirklich überzeugend präsentieren können. Ich habe jetzt eine unbändige Lust darauf, wie auf ein neues, nie da gewesenes Projekt eines geheimnisvollen Auftraggebers – so fühlt es sich an.«

»Ich verstehe dich«, stimmte Oie zu, »es geht auch mir so – von Station zu Station unserer Reise mehr. Aber die Form ist für mich das Problem Attila. Das, was Igor Antonow uns aufgetragen hat, die eines Denkmals würdige Form zu finden, auch für die Präsentation der Hintergründe dessen, was damals geschehen ist.«

»Das geht eigentlich nur medial Oie, aus meiner Kenntnis der kommunikativen Möglichkeiten – nur als Kaleidoskop verblüffender Zusammenhänge. Die Aussagen der Beteiligten in ihrem jetzigen Kontext sind da die Edelsteine. Nur bei der Fassung habe ich auch noch keine schlüssige Idee – das muss reifen.«

»Damit muss man schlafen gehen«, bestätigte Oie, »dann kommen die Ideen, denn nachts wird im Unterbewussten sortiert. Was ist an der Geschichte wesentlich und was ist überflüssig? Es sind bei mir Bilder, die entstehen – die dann morgens, unter der Dusche, nur noch vom Staub des Verzichtbaren bereinigt werden.«

Hinter der slowakischen Grenze, auf freiem Feld, an der Zufahrt eines Futtersilos, parkten sie neben dem Wagen von Oberst Horvath.

Beim kurzen Abschied versprachen sie noch einmal den Austausch ihrer Erkenntnisse über die Hintergründe der Licht Operationen, sobald die Freunde wieder in Berlin wären.

Ilona machte sich an einem Funktelefon zu schaffen und drückte es Samuel in die Hand: »Bitte mal dein rechtes Auge ganz dicht vor die Kamera halten und bestätigen, – dann ist es auf dich personalisiert. Bei jedem Neustart ist das fällig.

Das andere Telefon, in dieser Sicherheitsklasse, habt ihr schon, da muss Oie sein Auge abspeichern. Beide sind nicht registriert und mit einem Modul für variable Schlüssel-Codes versehen, die jetzt abgeglichen sind. Je eins aus der Baureihe ist bei Tomek und beim Oberst, und an eins komme ich zu Hause ran. Wenn du in Berlin Ruhe hast, kannst du ja mal versuchen es zu cracken – eine Kiste Wein von meinem Weinberg am Balaton, wenn du es schaffst!«

»Oh danke, erst mal fühlen wir uns gut beschirmt für die weitere Reise – und ich merke, du willst mich locken. Danke Ilona, cracken werde ich es schon, da kannst du dich drauf verlassen«, zog er sie zum letzten Mal herzhaft an sich.

»Wir werden euch warnen, wenn was im Busch ist«, versprach der Oberst zum Abschied. »Eine Verbindung zu Poursiainen nach Finnland ist in Vorbereitung, das ist aber etwas komplizierter, wenn wir die Dienste nicht noch mehr

aufscheuchen wollen.

Insgesamt seid ihr abgesichert, soweit wir das können – und nun seht zu, dass ihr Land gewinnt!«

Ilona, Bela und der Oberst fuhren winkend davon. Tomek baute im slowakischen Netz eine Verbindung zu Samuels neuem Telefon auf, und als das klappte, stiegen sie ein, um auf kürzestem Weg Prag zu erreichen.

Vor Bratislava verließen sie nochmals die Autobahn, denn auf den Funk-Kanälen der Trucks wurde wieder vor Verkehrskontrollen gewarnt.

Dann, hinter der Donau und Bratislava, baute sich vor ihnen, im Stau der Kleinen Karpaten, eine mächtig-düstere Gewitterfront auf, die in grauschwarz gestaffelter, unüberschaubarer Tiefe ein Stakkato von Blitzen warf. Am Gebirgskamm entlang, flackerte ihr Schein wie eine Front im Feuer von Bomben und Granaten.

Oie empfand es wieder wie ein Menetekel – als würde er mitten in dieses Feuer geschickt, so ungewiss war der Ausgang ihrer Unternehmung noch immer. Der Schrecken des röchelnden Toten von Franzfelde warf wieder seinen Schatten – und er war sich sicher, in Deutschland würde ihn viel Ärger erwarten.

Von dieser nachhallenden Bedrohung hatten bisher nur die fantastischen Erkenntnisse ihrer Reise abgelenkt – besonders die neu gewonnenen Freunde, denen sie auf ihrer Reise begegnet waren, denn sie stärkten von Tag zu Tag mehr das Gefühl, nicht alleine zu stehen.

Auch waren jede Etappe und jeder neue Mitstreiter ein

eindrücklicher Beweis, dass Igor Antonow mit seinem letzten strategischen Plan den Nerv getroffen hatte, – und ein Denkmal schälte sich seit den Begegnungen in Russland für Oie schemenhaft aus dem Nebel der Ereignisse in Ost-Europa vor über zwanzig Jahren.

Dabei kämpfte sich ihr Wagen schlingernd bergan – gegen einen Sturm, der im Minutentakt kurzlebige Windhosen auf die hügligen Felder projizierte.

Als sich ein Wolkenbruch ergoss und die Gebirgsstraße für Augenblicke in eine Wasserpiste verwandelte, kam leise fluchend Agenten-Wetter von Nussbaum aus dem Fonds des Wagens – denn die Scheibenwischer schafften es kaum, Sicht auf die Straße zu halten.

Nach einer halben Stunde gelangten sie in ruhigere Witterung, überquerten den Kamm und fuhren nun in die üppige, von Sonne dampfende Landschaft Mährens hinunter – der Autobahn zu, auf der Attila dann, wie ein Fernfahrer, Kilometer um Kilometer herunter spulte.

Sehr spät am Abend schälte sich Prag aus der dunstigen Dämmerung des Moldau-Tales. Der Berufsverkehr war lange durch, sodass er staufrei die Prager Kleinseite unterhalb des Hradschin ansteuern konnte, auf der ihr Hotel lag.

Das U Pava war ein quadratisches, dreigeschossiges Gebäude, in der Anmutung klassischer, böhmischer Baukultur des Barock, mit riesigem Dach, an einem kleinen Platz, der sich zu einer Straße öffnete, die die hohe Umfassungsmauer eines alten Palais-Gartens begleitete.

Sie fuhren vor und checkten beim Hotelier persönlich ein.

Tomek kannte ihn offensichtlich, denn Anmelde-Formulare blieben unausgefüllt.

»Das Hotel«, so erläuterte Attila, »mit seinen zwei Dutzend Zimmern hat einen überschaubaren Publikumsverkehr sowie verschiedene Fluchtoptionen und gilt deshalb als sehr sicher.«

Oben im dritten Stock angekommen, bezogen sie ein prachtvolles Zimmer mit Blick auf die Prager Burg. Das Interieur wirkte auf Oie wie ein Auszug von Prager Museen. Glanz und Reichtum einer alten Residenz- und Handelsstadt waren wie unter einem Vergrößerungsglas in jedem Detail fühlbar, bis hinauf zur Gold verzierten hölzernen Kassettendecke, deren handwerkliche Schönheiten den Raum krönten.

Zur Abendentspannung nach langer Reise gingen die drei zu einem Schlaftrunk um die Ecke, in einen lauten Biergarten beim nahe gelegenen Kafka-Museum.

»Das ist besser so, wenn wir im Hotel nicht auffallen wollen«, begründete Attila die Ortswahl, um dort sogleich die Verbindung zum Oberst in Budapest aufzunehmen und eine Lage-Meldung zu bekommen.

»Alles im grünen Bereich«, war dann sein Resümee. »Morgen früh müsst ihr hier, einige Straßen weiter bergan, in der Josefska bei Oberst Martin Vesely vorstellig werden. Milo hat dessen Telefonverbindung abgefragt, aber unter der Nummer gibt es keinen Anschluss mehr, um euch zu

melden. Der Oberst wird sicher überrascht sein – aber ihr macht das schon, wie ich euch kenne.«

In der lauen Sommernacht schmeckte das Prager Bier, bei Kassler an Knödeln und Sauerkraut, vortrefflich und den drei Bierfreunden kam der Abend nun vor wie die Ankunft in einer Oase, – nach einem langen Wüstentrip.

Sehr spät kehrten sie ins Hotel zurück.

Beim Frühstück am nächsten Morgen verabschiedete sich Tomek. Er bat Samuel und Oie um äußerste Vorsicht, denn aus Budapest war ihm, noch in der Nacht, eine Rasterfahndung auf der deutschen Seite angezeigt worden. Hier in Prag wären sie vorerst sicher, aber der Grenzübertritt nach Deutschland sollte sehr sorgfältig geplant werden. Eine Flug- oder Bahnreise schied damit aus, da sie davon ausgehen mussten, dass jeder Grenzer ihre Fahndungsfotos kannte.

»Morgen. – Das sind Probleme von morgen«, beruhigte Samuel sich selbst. »Erst mal müssen wir Oberst Vesely aufsuchen und schauen, was er beisteuern wird, im Angesicht unserer Aufzeichnungen.

Material. – Das Material wirkt ja immer mehr als Katalysator, und es wird eigentlich mit jedem Schritt einfacher, etwas zu erfahren von denen, die damals die Weichen gestellt haben.«

»Ja, es ist, glaube ich, wie bei einer Therapie«, bemerkte Attila. Wenn die ersten Worte gefunden wurden, für das Unsagbare, sprudelt der Rest wie von selbst. Das ist meine Erklärung für dieses Phänomen, nach den rituell verfestigten

Geheimhaltungs-Psychosen der Vergangenheit.«

Die Freunde verabschiedeten Tomek herzlich und wenig später schlenderten sie in der Frische des sonnigen Morgens wie harmlose Touristen durch die schmalen Gassen der Prager Kleinseite, für deren bauliche Schönheiten sie in der wieder aufflammenden Anspannung, so gar kein Auge haben konnten.

Aber vielleicht war diese Anspannung – die Schwester der Erwartung – schon Vorfreude auf einen neuen interessanten Zeugen aus der Zeit der großen Veränderungen und diesem illustren Kreis der Friedens-Verschwörer.

An der bestätigten Adresse, in der Josefska, beäugten sie die Umgebung des Hauses und fanden näherkommend am Eingang das Namensschild von Martin Vesely dem einer Anna Vavrowa zugeordnet.

Dort klingelten sie.

Eine krächzend-heisere Stimme fragte über die Gegensprechanlage nach ihrem Begehren. Samuel fand ein paar freundliche Worte und nannte dann akzentuiert noch einmal Martin Vesely.

»Ach, kommen Sie wegen des Nachlasses aus Deutschland?«, klang es erfreut. »Ich spreche deutsch, Sie sind doch aus Deutschland, das hört man. Kommen Sie doch bitte herauf – in den Seitenflügel, in die zweite Etage.«

Ein unheimliches Gefühl von Ratlosigkeit befiel die Männer bei dem Wort Nachlass, ohne dass sie es sich schon

eingestehen mochten, und sie hofften, sie hätten sich verhört.

Der Summer ertönte, sie öffneten die Tür, traten ins Treppenhaus, nach hinten durch, über den Hof, zwei Treppen – und klingelten erneut.

Eine überschminkte ältere Dame im seidenroten, bestickten Morgenrock mit strähnig-fettigen, blondierten Haaren öffnete. Ein Dunst von Sauerkraut und kaltem Rauch, wie ein Hauch von Verwesung, schlug ihnen aus der sommerwarmen Wohnung entgegen.

Samuel stellte sie als Ottomar Krüger und Ferdinand Spengler vor, – als ehemalige Freunde und Kollegen von Martin Vesely. Dann fragte Samuel, mit merkbar verunsicherter Stimme, ob mit Martin irgendetwas sei?

»Oh«, sagte die Wirtin, »der ist tot, – wissen Sie denn nicht? Den hat vor drei Wochen plötzlich der Schlag getroffen – hier in seinem Zimmer bei mir.«

Die Freunde schauten sich einen Augenblick sprachlos-konsterniert an, worauf die Wirtin wie tröstend nachsetzte: »Na kommen Sie mal, wir gehen in sein Zimmer. Es ist noch so, wie er es verlassen hat, nur das Bett habe ich natürlich weggeräumt.«

Sie gingen hinein und betraten ein sehr geräumiges Zimmer, das ein einziges großes Fenster in einer stumpfen Ecke zwischen Vorderhaus und Seitenflügel besaß. Mit hoher Stuckdecke und fünf Wänden, von denen drei von raumhohen überquellenden Bücherregalen zugestellt waren, hatte es mehr den Charakter einer Bibliothek denn eines

Wohnraumes. Dem entsprach die übrige alt-schwarz lackierte Möblierung.

Am Fenster stand ein Stehpult neben einem schweren Schreibtisch mit Messinglampe. Das Wohnen war nur durch eine riesige Ottomane und einen runden Tisch mit drei leichten, grünledernen Armlehn-Sesseln der Wiener Schule präsent.

Die Wirtin bat sie, sich zu setzen, denn sie werde Tee aus der Küche holen, den sie gerade aufgebrühen wolle.

Die Freunde schauten sich derweilen in dieser Studierstube um, die in Titeln und prächtigen alten Bucheinbänden den europäischen Geist ausstrahlte, den man in diesem Teil Prags erwarten durfte.

Alles wirkte konserviert wie unter einem feinen Grauschleier des Lebens – vor allem vom Geruch kalten Rauchs, der jeder Pore von Holz und Leder anzuhaften schien.

Die Wirtin – eine Zigarette im Mundwinkel – kam angeschlurft, goss ihnen Tee ein und schlappte stöhnend weiter zum Fenster, um es zu öffnen: »Der Herr Oberst war ein Kettenraucher, den ganzen Tag – sodass ich es aufgegeben hatte, ihn zur Mäßigung zu mahnen.

Ich habe seinen Haushalt gemacht – da weiß ich, was so ein Raucher hinterlässt. Am Rauchen ist er auch gestorben – jedenfalls hat der Notarzt, als er in der Nacht den überquellenden Aschenbecher sah, gleich abgewinkt.

So ist das – ein netter Mensch war der Herr Oberst, aber ganz allein auf der Welt, nur ein Freund kam öfter.«

Die Wirtin trank Tee und paffte kurze Wölkchen: »Ich bin seit fünf Jahren die Vermieterin gewesen von Herrn Oberst. Seine Frau ist lange tot und die Kinder sind nach Kanada ausgewandert. Er war so ein kultivierter und bescheidener Herr – auch gesund sah er aus, soviel wie er an der frischen Luft war, jeden Tag – und plötzlich trifft ihn nachts der Schlag.«

Sie paffte wieder Wölkchen, verwedelte das Ergebnis verlegen mit dem Schlabber-Ärmel und schnaufte asthmatisch: »Ich habe gleich den Rettungsdienst gerufen und die nahmen ihn mit – aber es war schon zu spät. Er ist noch in der Nacht verstorben, hat man mir gesagt.

Seit dem warte ich, dass sich jemand meldet, – wegen des Nachlasses seiner Bücher. Ich muss ja weiter vermieten, denn meine Rente ist viel zu klein, um lange zu warten. Die Kinder aus Kanada können erst in einem Monat kommen, um die Urne und die Privatsachen abzuholen. Zwischenzeitlich hatten sie einen Verwandten angekündigt, der jetzt in Bayern lebt. Der soll die Bücher sichten und alles verkaufen.«

»Das tut uns sehr leid«, kondolierte Samuel sichtlich betroffen. »Berlin. – Wir kommen extra aus Berlin und hätten gern noch mal mit Martin gesprochen, über die alten Zeiten – und hatten auch viele Fragen. Außerdem bekommt er noch zweihundert Dollar von uns für einen Gefallen, eine Arbeit als Bibliothekar. Nehmen Sie es bitte, für die Miete und die Umstände, das würde ihn sicher freuen.«

Dabei zog er seine Brieftasche aus dem Rucksack, zählte

die Scheine ab und reichte sie der Wirtin.

Die schaute verblüfft und verunsichert zugleich. Dann bedankte sie sich lächelnd und fragte: »So – dann waren Sie wohl auch beim Militär?«

»Ja«, antwortete Samuel, »in Berlin, – aber in der Wissenschaft, im Archiv und der Bibliothek, wie Martin.«

»Vom Militär hat er nie erzählt, über seinen Dienst sowieso nie, aber seine vielen Bücher habe ich immer abgestaubt und mich gewundert, was er so alles antiquarisch angesammelt hat. Ich wusste gar nicht, dass es beim Militär so viele Bibliotheken gab.«

»Deshalb sind wir hier«, ergriff Oie die Gelegenheit. »Wir hatten gehofft, von Martin noch ein paar Tipps zu bekommen – zu historischen Vorgängen, an denen er damals geforscht hat. Aber das ist ja nun nicht mehr möglich. Haben Sie von einem Petr Zeman gehört? Der war auch bei den Bibliothekaren und soll mit ihm befreundet gewesen sein. Mehr wissen wir aber nicht. Kennen Sie vielleicht seine Adresse?«

»Der war öfter hier. So ein großer alter Herr – ein ehemaliger Mitarbeiter vom Herrn Oberst. Die Adresse weiß ich aber nicht. Er war nur noch mal kurz da nach dem Tode und hat die Trauerfeier organisiert. Jedenfalls in der Altstadt, jenseits der Moldau, denke ich, wohnt er, denn er kam immer mit dem Fahrrad und sie gingen jeden zweiten Tag angeln, unten am Fluss, – Sommers wie Winters. Herr Oberst Vesely hat mir auch immer Fisch mitgebracht, den ich für uns zubereitet habe.«

»Können Sie den Freund beschreiben – als Angler?«

»Ja doch, wie gesagt – imposante Erscheinung. Mit Bernhardiner-Gesicht, wissen Sie, so mit hängenden Wangen und den Augen. So wie der Hund halt, nur mit Nickelbrille, so eine kleine runde. Ein rotgrauer Flusen-Haarkranz an der Glatze ist auch ein Zeichen, – irgendwie modern, wie im Theater. Den finden sie unter vielen heraus. Immer noch ein properes Mannsbild würden meine Freundinnen sagen.«

Oie erhob sich, sie dankten der noch sichtlich überraschten Wirtin für den Tee und die Anteilnahme am Tod des Freundes – dann verabschiedeten sie sich und stiegen ins Freie.

In einer Kaffee-Bar an der nächsten Ecke setzten sie sich ermüdet, auch um ihre Ratlosigkeit sacken zu lassen.

Die Bedienung brachte Kaffee und Slivovice.

Sie stießen auf den toten Oberst an und Nussbaum bemerkte: »Tod.– Ist dir eigentlich klar, Oie, dass wir uns in einem Wettlauf mit dem Tod befinden?«

»Du sagst es, Samuel, seit unserer Geburt eigentlich«, grinste Oie deprimiert. »Die hartnäckige Jagd auf uns reiht sich da irgendwie ein.«

»Jahrgänge. – Ne, im Ernst, es ist bei unseren Jahrgängen nicht selbstverständlich, dass wir noch da sind – und auch die wichtigen Kameraden von Igors Liste. Oberst Vesely ist der erste gravierende Verlust eines Eckpfeilers in Igors Plan. Wir könnten vor einem blinden Fleck stehen, wenn wir hier niemanden mehr fragen können – jedenfalls zu Details der Entwicklung damals in Prag. Nikolai Ossipow hat das ja nur

angerissen, – deshalb sollten wir den Major unbedingt finden.«

»Samuel, für mich sind die Umrisse eines Denkmals auch so schon sichtbar, und einige Seiten wie Russland, Polen und Ungarn zeigen sich schon fein ziseliert. Wenn wir jetzt hier nichts mehr erfahren, bleibt diese Seite halt unbehauen oder grob gegossen, das ist in der Kunst-Geschichte schon oft so gewesen und auch eine Form des Ausdrucks. Der Bildhauer Rodin fällt mir da ein oder Max Klinger.

Aber noch ist nicht aller Tage Abend – wir sollten den Kopf nicht hängen lassen und systematisch suchen.«

Samuel fiel Ilona in Budapest ein und er rief mit dem Spezial-Telefon an. Sie saß schon in ihrem Büro, wo sie alle Internet-Register ziehen wollte, um Petr Zeman doch noch ausfindig zu machen. Auf die Schnelle konnte sie nur ermitteln, dass an der alten Adresse von Igor Antonows Liste jetzt eine Umgehungsstraße war.

Minuten später rief sie zurück: »Nichts zu machen – der Mann ist irgendwo untergetaucht. Er ist ja auch schon älter und jetzt eventuell bei seinen Kindern. Kurz vor dem Altenheim meldet man sich vielleicht nicht so schnell um, rätselte Ilona – aber ich suche weiter. Oberst Horvath meint, das Renten-Register bietet eine Chance – da versuche ich mich reinzuhacken.

Ich melde mich, wenn ich was habe.«

TEIL VIII: Prager Verzögerungen – Operation Herbstlicht

Die Revolution ist die Notwehr des Volkes,
welches in seinen heiligsten Rechten gekränkt ist!

Lothar Bucher

40 Über die fast entschlafene Samtene Revolution

Die Suche nach Major a. D. Petr Zeman glich der nach einer Nadel im Heuhaufen. Die Angaben der Wirtin des verstorbenen Oberst Vesely waren mehr als dürftig. Ein Bild hatten sie nicht, nur eine vage Beschreibung. Rotes schütteres Haar, heller Schnurrbart, Nickelbrille und Bernhardinergesicht passten zwar nicht auf jeden, aber wenn man unter den vielen Anglern suchen sollte, die all morgendlich am Ufer der Moldau saßen, waren das immerhin Anhaltspunkte. Die Nähe der Karlsbrücke ein weiterer, denn daran erinnerte sich die Wirtin ausdrücklich.

Nach ihrem Kriegsrat im Kaffee auf der Kleinseite gingen die Freunde viel zu spät los, um noch die frühen Fischer zu sehen – aber irgendwie mussten sie ja anfangen.

Gemeinsam stiegen sie überall da ans Ufer, wo die Bebauung es erlaubte, sprachen mit Anglern in rudimentärem Tschechisch, in Deutsch oder Englisch – auch mit Händen und Füßen.

Sie beschrieben den Gesuchten so genau sie konnten, zweifelten aber zusehends an der Sinnhaftigkeit ihrer Bemühungen. Nur einer der Angler wies, bei der Nennung des Namens Petr Zeman, mit eindeutigen Gesten zur anderen Seite des Flusses.

Über den steinernen Skulpturen-Bogen der Karlsbrücke, wo in der Sonne des Vormittags schon die ersten Zeichner

saßen, gingen sie – umströmt von Touristengruppen, die von ihren Tambour-Majors wie Hammelherden geführt wurden – mitten durch das Gewühl der Flaneure.

Schon von der Brücke sahen sie, entfernt an der Uferpromenade linker Hand, Angler stehen, und so gingen sie zuerst ein Stück stromabwärts, fixiert auf Nickelbrille und rotgraues, schütteres Haar, was die Sache nicht einfacher machte, denn die häufigste Kopfbedeckung waren tarnfarbene Wettermützen als Sonnenschutz, die kaum Haar erkennen ließen.

Als sie sich dann entschlossen umzukehren und nur noch mal auf der anderen Seite der Karlsbrücke, am Mühlenwehr, zu schauen, hatten sie den Angler-Morgen innerlich abgeschrieben.

Niedergeschlagen setzten sie sich am Smetana-Museum auf die Terrasse des Lavka über dem rauschenden Wehr in die Sonne, um sich einen Kaffee zu bestellen.

Der einzige Kellner, der die Tische beim thronenden Denkmal des Komponisten eilfertig umschwebte, signalisierte gleich zu kommen, kam aber nicht – dafür ein schmaler Herr im Anzug, mit viel zu viel sperrigen Pappschachteln unter den Armen, der sich bemühte, die große Tür zu überwinden, die ins Innere des Lokals führte.

Oie, dem die Figur in ihren Bewegungen irgendwie bekannt vorkam, sprang hinzu, um die Schachteln vor dem Absturz zu bewahren und an der schweren Glas-Tür zu helfen. Dabei schaute er in deren Gesicht und lächelte: »Pavel? – Doktor Pavel Nemec?«

Dessen Mimik formte sich zu einem überraschten, breiten Grinsen:

»Na so was! – Ahoi, Herr Oie! Was machst du denn hier, nach so vielen Jahren – wieder mal Mafia-Visite? Hilf mir bitte! Die Schachteln mit dem Deko-Material fürs Wochenende müssen hinter den Tresen.«

Oie nahm ihm einige ab, um sie, Pavel folgend, durchs Lokal zu jonglieren, bis sie im Depot verstaut werden konnten.

Dann klatschte der Tscheche erfreut in die Hände: »Wie kommst du her, machst du Ferien? – Ist deine schöne Frau auch dabei?«

»Schön dich zu sehen, Pavel – wir sitzen draußen über der Moldau, ein Freund und ich. Katharina ist leider nicht dabei. Wir wollten eigentlich nur einen Kaffee trinken, da kamst du des Wegs. Dass du hier noch arbeitest, hätte ich nicht gedacht, nach über zwölf Jahren.«

»Da bleibt einem nichts anderes übrig«, entgegnete Pavel lächelnd, »wenn man nichts Anständiges gelernt hat.«

Als Pavel das anschnitt, befürchtete Oie schon, eine der üblen Geschichten von verpassten akademischen Chancen, entlaufener Frau, teurer Scheidung oder verlustreichen Investments, wie er sie die letzten Jahre schon oftmals gehört hatte – aber der sagte lachend: »Der Laden gehört mir!«

»Oh, Respekt Pavel! Damals warst du doch noch Barkeeper. Das ist ja beeindruckend, an dieser Gold-Ader Prags.«

»Irgendwie auch für mich, bei den Mieten, die hier verlangt werden. Aber wenn du ein gutes Konzept hast und einen tadellosen Ruf, lohnt es sich. Dass du mich noch hier gefunden hast, hängt auch mit dir zusammen – und damals.«

»Mit mir?«

»Gut, das erzähle ich dir gleich, denn ich sehe gerade den zweiten Kellner kommen. Das ist der Grund, weshalb ihr vielleicht noch auf dem Trocknen sitzt – jetzt, vor dem Mittag, wo nur draußen bedient wird. Dieser Esel kommt immer zu spät. Gutes Personal in Prag ist so selten wie Trüffel im Garten. Nur Aushilfen sind da draußen – denn das Stammpersonal kommt erst abends.

Alles Lebenskünstler, diese Hilfskellner, die eigentlich nur arbeiten wollen, wenn die Kohle alle ist. Da ist kein Verlass mehr und ich verstehe die jungen Leute nicht – sie fürchten die Zukunft, sehen ihre finanziellen Kalamitäten, aber fürchten sich noch mehr, zu arbeiten wie ihre Alten, weil sie glauben, sie verpassen das Leben. Aber das ist das Leben, sag ich dann immer – die kleinen Freuden wachsen zuerst aus der erfolgreichen Arbeit, alles andere rankt sich daran hoch.

Entschuldige, Oie, ich schweife ab – du erinnerst dich vielleicht noch, ich wollte als Philosoph die Welt verbessern und nicht Menschen in der Gastwirtschaft studieren. Nun bin ich Gastwirt und die Philosophie ist mein Hobby, das ich durch meine finanzielle Unabhängigkeit ausgiebig pflegen kann.

Ich schaue jetzt nur kurz nach dem Rechten, dann komme

ich raus zu euch und bringe was – dann können wir schwatzen. Was möchtet ihr?«

»Irgendeine Prager Kaffee-Spezialität, für mich und meinen Freund Samuel.«

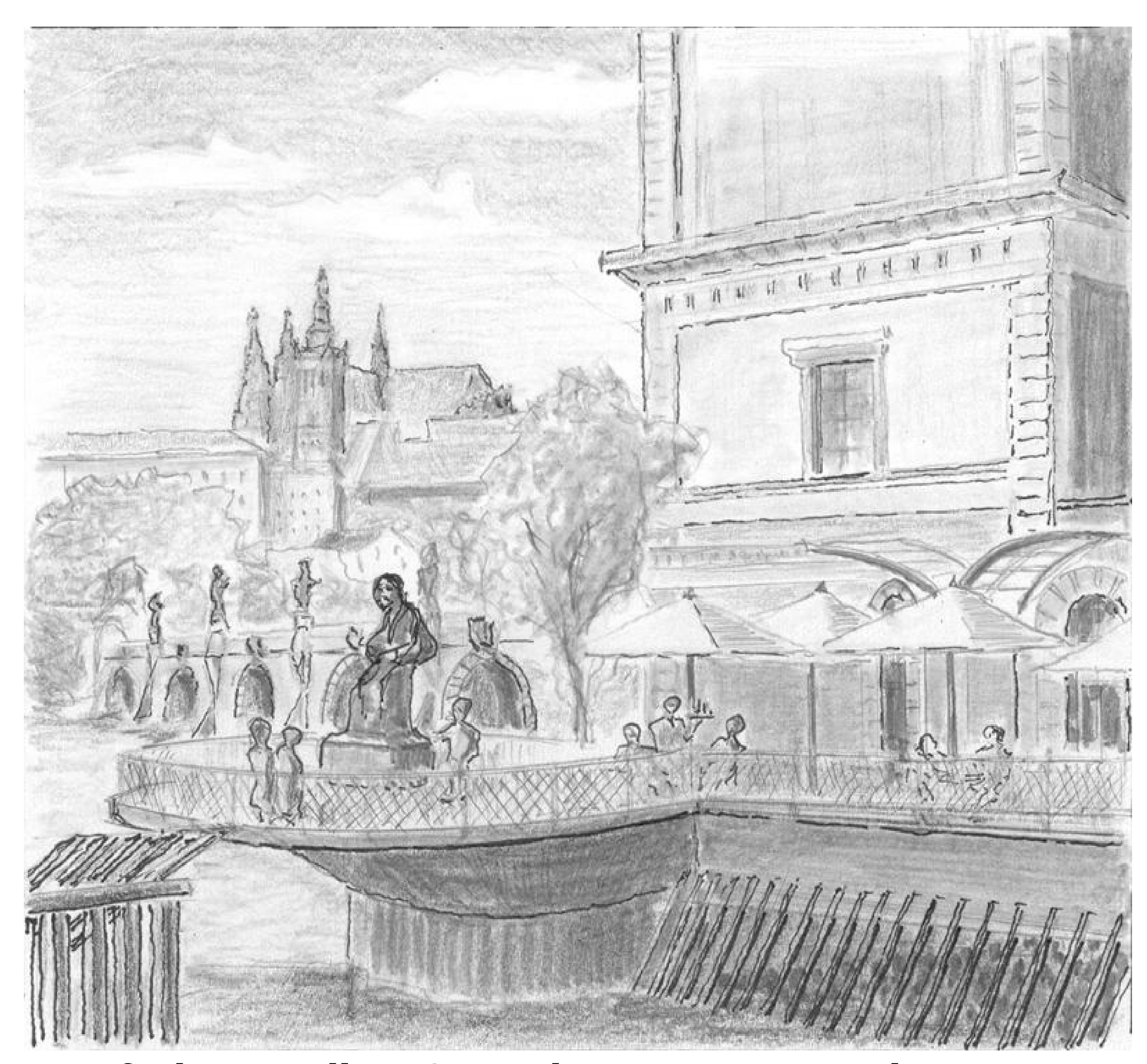
»Wird gemacht, – bis gleich!«

Als Oie aus dem Halbdunkel des tief gestaffelten Restaurants kam, war er ein bisschen von der Sonne geblendet und suchte erst mal nach seinem Freund, denn der hatte sich umgesetzt. Näher ans Geländer unter einen Sonnenschirm, mit dem erfrischenden, gleichförmigen Rauschen des Mühlen-Wehrs direkt unter den Füßen.

»Hast du den Kellner gefunden?«, fragte er im Angesicht Oies.

»Nö, aber einen alten Freund, der kommt gleich und bringt was. Vielleicht hat der auch eine Idee, um uns weiter zu helfen. – Das ist der Chef persönlich, der da kommt und serviert. Den habe ich vor langen Jahren hier kennengelernt und habe ihm gerade am Eingang helfen können. Das hast du doch noch mitbekommen?«

Kaum hatte Oie sich gesetzt, kam der Wirt Pavel mit einem Silber-Tablett aus der Pforte geschwebt. Er stellte Kaffee, Campari, Eis und Sodawasser auf den Tisch.



»Darf ich vorstellen, Samuel: Das ist Dr. Pavel Nemec, der Chef des Hause, wir haben uns vor Jahren hier auf kuriose Weise kennengelernt. Damals hieß der Laden noch Latino.«

»Besitzer, Oie!«, verbesserte Pavel.

Die Männer schüttelten die Hände.

Pavel war ein kleiner, feingliedriger, schlanker Mann von Ende vierzig mit einem spitznasigen, schmalen Gesicht unter schütterem, dunklem Haar. Nur der feine, schwarze Zwirn des Gastronomen und das tadellos weiße Hemd hinderten

einen daran, ihn irgendwie für den Vater von Pinocchio zu halten.

»Und das ist Samuel Nussbaum aus Berlin – ein Freund und Mathematiker.

Wir sind als Touristen hier, aber eigentlich suchen wir jemanden.«

»Soso, nun lasst uns erst mal trinken«, schnarrte Pavel mit seiner tenorhohen, singenden Stimme, goss Campari ein und setzte sich.

»Im Augenblick ist noch Zeit für ein Schwätzchen, aber gegen Abend geht es gewaltig los.«

»Wie damals!«, schmunzelte Oie. »Das war eine schöne Geschichte, wie wir uns kennengelernt haben.«

»Im Herbst achtundneunzig wart ihr hier«, bestätigte Pavel, »denn wir wurden nach der Wende jahrelang zugeschüttet mit D-Mark, als alle aus dem Osten Deutschlands kamen und hier nun endlich genießen wollten, was aus Mangel an richtigem Geld so lange zu kurz kam, denn nun war ja alles unendlich preiswert.«

»Wir kamen damals aber nicht nur wegen der Preise und dem guten Bier, Samuel. Wir wollten, zehn Jahre nach der Wende, vor allem die restaurierten baulichen Schönheiten Prags anzuschauen, von denen wir noch zu Ostzeiten einige in Verfallsstadien gesehen hatten.

Dann sind wir, spät abends, zufällig hier rein geraten. Katharina hatte um Mitternacht Geburtstag, und so richtig waren wir noch nicht in Stimmung und hatten keine Idee, wo was laufen könnte. Wir kamen von der Burg über die Moldau

und hier im Latino war damals südamerikanische Live-Musik, die man bis zur Karlsbrücke hören konnte – das zog uns förmlich rein.

Nun musst du wissen Samuel, wir waren Freunde aus Berlin, vier Männer mit ihren reizenden Frauen und, wie es damals in der Designer- und Architektenszene so üblich war, ziemlich schwarz gekleidet. Unsere Freunde spielten zusammen Volleyball und hatten die entsprechenden Figuren im Schrankformat.«

»Das war ein kurioses Bild«, fiel Pavel ein: »Da kommt so ein kleiner älterer, schnauzbärtiger Napoleon mit Hut, im Arm eine aufregend rothaarige Dame, steht eine Weile in der Tür – umgeben von drei erheblich jüngeren Schränken, mit kurz geschorenen Köpfen und drei weiteren Grazien. Ich denke hinter meinem Tresen: ›Schon wieder eine neue Gang‹ – und erwarte einen Abend mit ungewissem Ausgang.

Ihr müsst wissen, wir waren damals der Ruheraum für die osteuropäische Mafia. Die feierte bei uns in Prag, heilten in den Privat-Kliniken ihre Angeschlagenen aus und ließ es sich gut gehen, – man kannte sich.

Jeden Abend hielt ein anderer Patron oder Don oder Pate Hof. Es war ein fein austarierter Waffen-Stillstand, in dessen Mitte ich quasi – als knurrend respektierter Zeremonien-Meister – auf die Einhaltung der Absprachen achten musste, denn ein zerlegtes Lokal ist nicht nur das geschäftliche Ende für den Besitzer.

Da aber steht ihr in der Tür.

An dem Abend hatte ein stinkreicher Pate aus

Tschernowitz, in der Ukraine, den Laden okkupiert – ein paar Touristen waren geduldete Staffage.

Ein Tisch mit zwei Stühlen war noch frei, genau gegenüber vom Paten. Dazwischen nur die Tanzfläche. Du Oie, ohne den Hut abzunehmen, steuertest darauf zu und setztest dich mit deiner Dame,– mit Blick zu meinem Tresen und zum Paten.

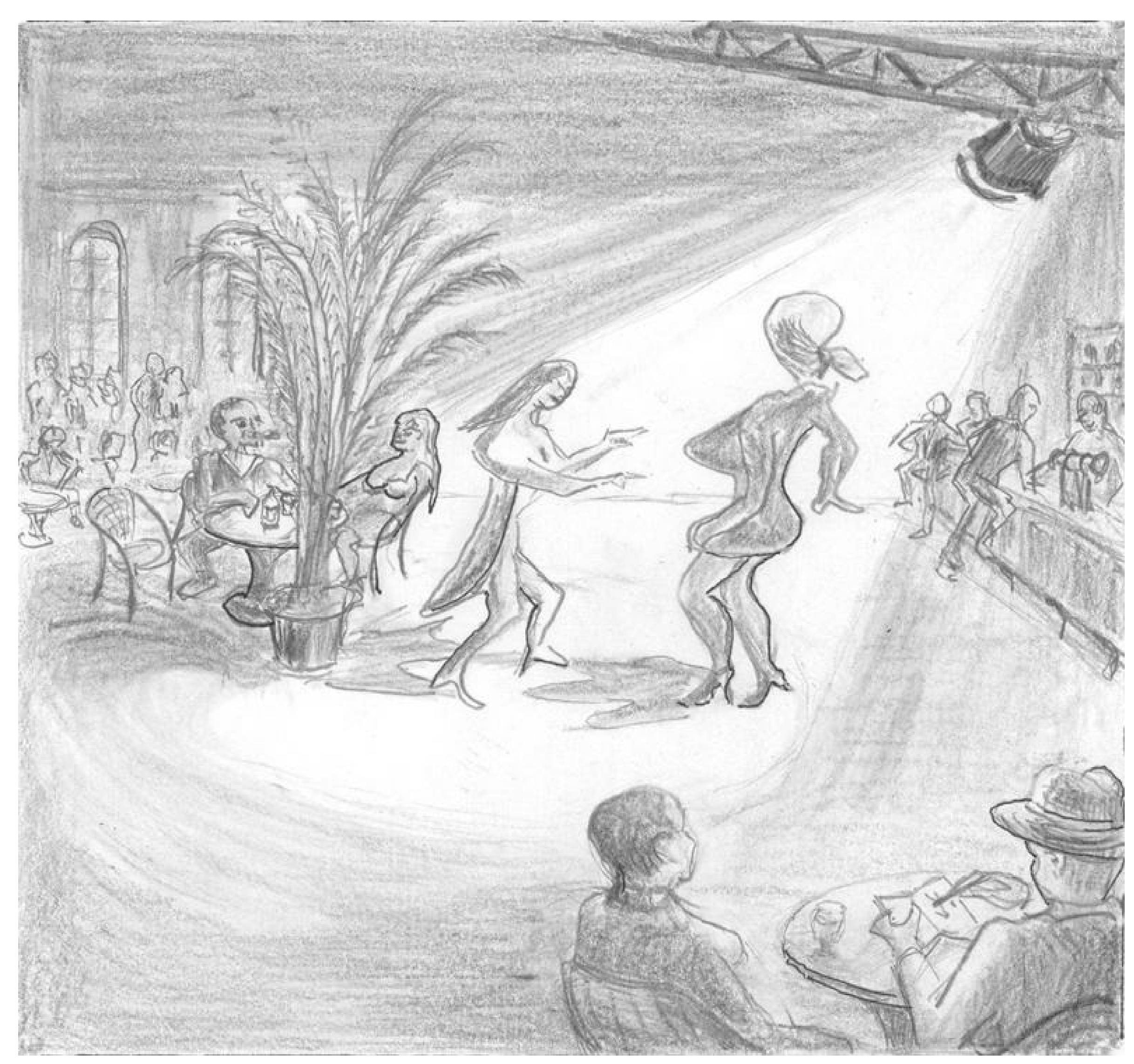
Einer von deinen schwarz gekleideten Begleitern ging dann im Lokal rum und nahm, mit eindeutigem Blick – freundlich-nickend – freie Stühle in Beschlag. Zu allem Überfluss auch noch einen vom Tisch des Paten, der in dem Augenblick schaute, als wäre ihm jemand über die Füße gefahren. Es knisterte im Lokal vor Spannung.«

Pavel goss mit Schwung Campari nach, freute sich über das gespannte Gesicht Nussbaums und schnarrte belustigt weiter: »Auf dem Gesicht des Patrons aus Tschernowitz sah ich Verwunderung über soviel Respektlosigkeit, – aber dann, als ihr alle Platz genommen hattet, wurde es entspannter. Ich weiß noch, dass eure Leute anschließend viel zur lockeren Stimmung beigetragen haben.«

»Ja«, bestätigte Oie lächelnd: »Wir ließen es uns einfach nur gut gehen, feierten um Mitternacht Katharinas Geburtstag, waren laut und ausgelassen. Getanzt wurde wild, bei guter Musik eurer glänzend aufgelegten Band.

Mich interessierten aber nebenbei auch die Figuren im Panoptikum, die wunderschönen Mädels aus dem Hofstaat des Paten, aber auch die strammen, leicht hefigen, verschwitzten Blondinen auf dem Parkett – und ich holte

mein kleines Skizzenbuch hervor um das zu fixieren. Für mich ist so was pure Entspannung.«



»Das fand ich damals sehr provozierend«, hakte Pavel ein, »denn in direkter Linie saß der Patron mit seinen Bräuten und fühlte sich beobachtet, wie ich an seinen unruhigen Bewegungen sehen konnte. Er rutschte mit seinem Tisch erst hinter den dünnen Palmwedel, kam dann aber zu mir, – ich solle ihm einen anderen Tisch freimachen,

gleich den schräg hinter euch.

Ich wusste, dass ich ihm jetzt keinen Wunsch abschlagen konnte, und kümmerte mich sofort darum. Die Gäste – Touristen an dem begehrten Tisch – verstanden meine Blicke. Die flehentliche Bitte und der Champagner aufs Haus halfen auch noch, – jedenfalls saß der Patron dann in eurem Rücken.«

»Was ihm nicht viel nutzte«, lachte Oie, »denn, ich habe meine Sonnenbrille mit den eingebauten Rückspiegeln aufgesetzt, sodass ich die Typen munter weiter skizzieren konnte. Besonders der Patron mit seiner Glatze und der dicken Havanna-Zigarre hatte er es mir angetan. Er verschwand dann bald völlig aus meinem Blickfeld.

Zwischenzeitig wurden unsere Damen beim Frischmachen von den schnuckeligen Mädels des Patron angesprochen: Woher und wohin, war für sie das große Rätsel bei unserem überraschenden Auftritt?«

»Jedenfalls, und das war der Beginn unserer Freundschaft«, setzte Pavel fort, »als ihr dann gehen wolltet und du zum Zahlen an meine Bar kamst – wissen wolltest, was der Abend gekostet hätte?«

»Da hast du dich zu mir rüber gebeugt und geflüstert: Nur das Trinkgeld! – Die Herren geben immer kein Trinkgeld, – aber sonst ist schon bezahlt!«

»Dein verblüfftes Gesicht, Oie, sehe ich heute noch, denn der Patron hatte mir signalisieren lassen, eure üppige Rechnung zu übernehmen. Diskret, um den Respekt zu zeigen, als Gastgeber der er ja quasi – wenn auch

unfreiwillig – war an diesem Abend und in dessen Party ihr geschneit seit.

Er hat jedem künftigen Stress mit euch vorbeugen wollen und euch damit sicher auch eine gute Weiterreise gewünscht, – jedenfalls hat er später noch oft nach euch gefragt, ob ihr Deutschen wieder gesehen wurdet und wo ihr wohl abgeblieben seid? Merkwürdigerweise war er dann noch lange viel freundlicher zu mir.

Damals, Oie, hast du mir fünfzig D-Mark Trinkgeld gegeben und im Scherz gesagt: ›Kauf den Laden!‹ – So gingen wir auseinander. Am nächsten Tag wart ihr noch mal Kaffee trinken bei uns, abends haben wir noch ausgiebig gequatscht und dann seid ihr verschwunden.

Nun bist du wieder da, wir sind viele Jahre älter und ich habe den Klub gekauft«, strahlte er immer noch.

»Schön, wenn man auf diese Weise an erfreuliche Abzweigungen seines Lebensweges erinnert wird!«

So saßen sie in der Sonne, genossen den eiskalten Campari, der bei allen schon leicht in der Krone zwirbelte, als Samuel – mehr rekapitulierend als fragend – die Personenbeschreibung von Major Petr Zeman aufsagte.

Pavel horchte auf: »Warum habt ihr nicht gleich gefragt? Die sitzen im Sommer immer da unten im Schatten am Wehr. Das kann man von oben nicht sehen.«

Er sprang auf, lief zum Uferbauwerk und verschwand auf einer Treppe hinunter zum Wasser. Als er nach fünf Minuten

wieder auftauchte, hatte er einen älteren Herrn im Schlepp mit Angel, Kühl-Koffer und Zubehör – in der Tarnkleidung eines Offiziers der Armee. Unter der Feldmütze lugten rote Zauseln hervor und das bebrillte Gesicht kam dem eines hungrigen Bernhardiners nah, in dessen Minenspiel zugleich etwas Melancholisches und Lustiges lag.

Pavel stellte seine Gäste aus Deutschland vor – und dann ihn: »Herr Major Petr Zeman – er hilft auch manchmal bei uns, wenn wir was Größeres vorbereiten. Ansonsten sitzt er mit seinem Kameraden da unten und angelt.«

»Kamerad Vesely ist nicht mehr«, sagte Zeman traurig, halb flüsternd, auf Deutsch, mit schwerem tschechischen Akzent.

Der Wirt erschrak sichtlich und sah ihn ungläubig an.

»Unsern letzten Fisch haben wir vor drei Wochen zusammen gefangen. Dann hatte er in der Nacht einen Anfall und alles war zu spät – letzte Woche haben wir ihn eingeäschert.«

Die Männer merkten, wie betroffen er immer noch war, sprachen ihm ihr Beileid aus und baten ihn, sich zu setzen.

Pavel schenkte ihm einen Campari ein: »Ich habe das gar nicht mitbekommen, dass du jetzt allein bist, – weil wir die letzten Wochen im Urlaub bei meiner Mutter waren. Das mit Martin tut mir so leid, ich habe mich immer gut verstanden mit ihm. – Und du weißt ja, Petr, dass auch du bei uns immer gern gesehen bist.

Jetzt muss ich nur kurz rein, nach dem Rechten sehen, denn es hat sich eine Reisegruppe angekündigt« – versuchte

Pavel seine Routine wieder zu finden. – »Möchtet ihr noch was?«

»Ja«, sagte Major Zeman, »aber Bier bitte – das dreht nicht so!«

»Wir trinken jetzt auch besser Bier, der Tag ist noch lang«, stimmte Samuel zu.

Pavel ging zurück in sein Restaurant.

»Aus Deutschland sind Sie?«, fragte Zeman zögernd.

»Ja, aus Berlin«, betonte Nussbaum. »Wir reisen hier im Auftrag eines Freundes – Igor Iwanowitsch Antonow«

Petr Zeman merkte sichtlich auf und schaute lächelnd-ungläubig zwischen ihnen hin und her, so als hinge eine bessere Zeit daran:

»Lebt der noch?«

»Nein«, bedauerte Oie. »Bei uns stand das in der Zeitung. Er ist vor sechs Jahren in Moskau verstorben.«

»Wissen wir nicht – auch Oberst Vesely hat nichts gesagt. Da hat Antonow Glück gehabt«, meinte Zeman dann betroffen-ironisch: »Wenn er noch leben würde, bliebe ihm vielleicht auch nur das Angeln, um dem Tag eine Struktur zu geben. Als alter Militär lebst du mit der Uhr, für deine Soldaten und fällst gewissermaßen aus der Zeit, wenn das Militärische nicht mehr ist. Auch das hat Oberst Vesely krank gemacht, glaube ich.

Aber was für ein Auftrag von Igor Antonow treibt Sie zu uns, wenn er doch tot ist?«

»Revolution. – Wir suchen die Geschichten hinter der Geschichte, auch bei euch in Prag – bei der Samtenen

Revolution.«

»Oh, das ist schade, – Oberst Vesely hätte das Thema besonders interessiert. Nun ist er tot. In die Klinik haben sie ihn noch geschafft, aber er wollte nicht mehr, glaube ich, und das sagten auch die Ärzte. Die Kinder in Kanada, die Frau tot – ich war sein einziger Freund.

Seine Wirtin war da auch noch, aber die hat ihn, den alten Offizier, ständig geärgert. Sie war wie ein Feldwebel, der sich immer um alles kümmern wollte, obwohl keine Soldaten mehr da waren – wenn sie das verstehen? Dieser Hausdrachen war vor allem unendlich neugierig und geschwätzig.«

Pavel kam, brachte Bier und stöhnte, er müsse sich um eine weitere Reisegruppe kümmern, aber er schicke von Zeit zu Zeit einen Kellner vorbei – sie seien seine Gäste. Die Männer bedankten sich.

Zeman, immer noch misstrauisch äugend, schwieg, trank einen Schluck Bier, kratzte sich den nicht vorhandenen Bart, wurde dann aber neugierig: »Weshalb erzählen Sie mir das mit Igor Antonow, nach über zwanzig Jahren?«

Oie, jetzt überaus erleichtert, diesen Zeitzeugen gefunden zu haben, umriss in groben Zügen den Anlass – und die Reise, die sie bisher hinter sich gebracht hatten. Auch was sie erfahren hatten und wie alles so wundersam zusammenzuhängen schien.

Dabei stand die Kamera auf dem Tisch und Samuel spielte auf dem kleinen Monitor wie beiläufig einzelne Sequenzen von Petrow und Ossipow vor, was Petr Zemans Interesse

zusehends weckte und ihn sichtlich in Unruhe versetzte.

»Zu kleines Format, zu hell und zu laut hier«, beschloss er Brille putzend. »Das möchte ich mir mal in Ruhe ansehen. Aber konkret, damit auch Sie mich einordnen können: Ich war Major des Militärischen Nachrichtendienstes – speziell der Kontra-Spionage, würde ich es deutsch formulieren.«

»Das klingt nach K&K-Militär?«, hakte Samuel ein. »Kontra-Spionage ist doch irgendwie österreichisch in den Wurzeln?«

»Stimmt«, nickte der Major, »das ist so ein Überbleibsel aus dem Völker-Patchwork im Kaiserreich, – und mit Igor Antonow war es damals so: Wir, mein Chef der Oberst und ich, waren in der Abwehr die Partner von Fedossow, Antonow und Ossipow. Darüber sollten wir aber hier nicht reden. Bei mir zu Hause ist es auch nicht günstig. Zu hellhörig und zu viele ehemalige Offiziere in der Nachbarschaft.

In welchem Hotel seid ihr? Wir sollten vielleicht in Oberst Veselys Gedenken zum Du übergehen – einverstanden?«

»Ja, das sollten wir, Petr. Man nennt mich unter Freunden Oie und ihn Samuel. Im Hotel U-Pava, nicht weit vom Kafka-Museum auf der Kleinseite, sind wir abgestiegen.«

»Abwehr. – Petr, ich war Kryptologe, Hauptmann beim Militär- Geheimdienst und gehörte zur Abwehr«, setzte Samuel hinzu, um dessen Zutrauen zu stärken.

»Schön also«, lächelte der. »Das Hotel kenne ich, da können wir uns treffen und in Ruhe über alles reden, was uns damals bewegte. Ich komme am Nachmittag, sagen wir

um Drei? Jetzt bin ich bei meiner Tochter zum Essen eingeladen. Den Fisch habe ich für sie gefangen und es ist spät – ich muss los, sie wartet sicher schon.«

»Lobby. – Wir erwarten dich, Petr, – in der Lobby des Hotels.«

Als Zeman weg war, fühlten sie eine ungeheure Erleichterung darüber, dass dieser Vormittag des ratlosen Suchens eine so überraschende Wendung genommen hatte – bei allem, was an Fragen noch im Raum stand.

Der Wirt Pavel kam heraus und fluchte über mäklige Gäste der Reisegruppe – wohl auch um einen Grund zu haben, sich zu einer Bierpause zu setzen.

Nach einem verschnaufenden ersten Schluck lächelte er in sich hinein: »Der Petr Zeman ist aus gutem Holz geschnitzt – dem könnt ihr vertrauen. Sein Chef, der Oberst, war da manchmal unleidlicher, – irgendwie merkte man ihm mehr den Sturz in die Bedeutungslosigkeit an.

Es ist schlimm, wenn ein Lebenswerk sich auflöst für einen alten Häuptling, den er öfter noch spielte, – und Petr ließ ihn. Dahinter war das Unglück, das Nichtverstehen, – warum? Er hatte ja immer seinem Vaterland gedient, besonders in den lähmenden Zeiten, als die Sowjets den Prager Frühling niederwalzten und das Land besetzten.

Oberst Vesely war oft mein letzter Gast und wir haben einander das Herz ausgeschüttet – deshalb kann ich was dazu sagen. In der Seele zutiefst verwundet, war er von

aufrechter Haltung – wie ein letzter Überlebender einer Auffangstellung, der den Rückzug der Truppen, aus der drohenden Einkesselung, mit seinem Blut gedeckt hat. So hat er es irgendwie beschrieben, wenn ich mich als Zivilist recht erinnere.

Traurig nur, dass in diesen Zeiten nicht mal eine Nachricht kommt, wenn so ein guter Mensch stirbt, denn ich wäre gern hinter seinem Sarg gegangen. Jeder Rülpser eines Medienaffen steht heute in der Zeitung, aber du erfährst fast nichts aus dem Leben wirklich wichtiger Bürger – schon gar nicht, wenn es mit damals zu tun hatte – und Vesely hatte damit zu tun, soviel wusste ich aus unseren Gesprächen zur Nacht.«

»Tragische Reise. – Tragisch ist das schon«, bestätigte Samuel. »Wir haben auf unserer Reise einige Persönlichkeiten mit dem gleichen Leiden getroffen und interessieren uns gerade deshalb für das Warum – warum lief das so, und warum zeigen sich bei den militärischen und fachlichen Eliten so persönliche und deprimierende Nachwirkungen?«

»Wozu wollt ihr das alles wissen, die alten Geschichten, die ich ahne? Was wollt ihr denn mit dem Kram in eurem Alter?«, lockte Pavel, mit der lächelnd-routinierten Neugier eines Philosophen und Barkeepers, der älteren Herren durch die Blume zu verstehen gibt, dass ihre Zeit vorbei ist und sie nicht mehr den jungen Mädels hinterher steigen sollten.

»Das ist kein Kram«, konterte Oie. »Wir schauen, was damals wirklich gelaufen ist – vor allem, wie es

zusammenhing und was dem vorausging. Wir wollen wissen, wer was bewegt hat und warum? Ihr habt doch mit eurer Samtenen Revolution – in zehn Tagen – etwas Beispielhaftes hinbekommen. Warum verlief das so konsequent und konnte das so ungestört funktionieren – aus heutiger Sicht?«

»Ich verstehe, ihr sucht das Faustische, das, was damals die Welt im Innersten zusammengehalten hat und auch warum dann, gerade unsere pseudosozialistische Gesellschaft mit diesem ideologischen Ewigkeits-Stempel so heftig auseinander flog? Irgendwie sind das auch philosophische Fragen und eigentlich mein Fach – kann ich helfen?«

Oie, der sowas erwartet hatte, langte auffordernd über den Tisch zur Kamera: »Samuel, kannst du das mitschneiden? Mein Freund Pavel, als studierter Philosoph, hat immer was Originelles zu erzählen, wie du schon hören konntest – und wenn es dir nicht gefällt, Pavel, löschen wir es wieder.«

Pavel nickte und schaute sich verunsichert um, wie wenn er seinem kecken Mut nicht traue, während Samuel in Stellung ging und noch ein Mikrofon an den Kragen des Wirtes steckte, – denn das kräftige, gleichförmige Rauschen des Mühlen-Wehres klang von unten herauf.

Der Theken-Philosoph strich sich ausgiebig das wenige Haar zurecht, so als ob er sich beruhigen wollte. Hinter sich fühlte er jedoch nichts Bedrohliches – auch keine Nachwehen des Prager Frühlings oder der Samtenen Revolution mehr, die im Gespräch aufscheinen sollten – nur

das Geländer der Terrasse über dem Wehr mit dem Panorama der Prager Kleinseite im Sonnenlicht.

Zum Auftakt kam – für Oie wenig überraschend – ein typischer verbaler Kontrapunkt: »Knödel-Tschechen waren das, am Anfang, – weich wie Knödel, das ist unser Naturell. Gepresst und gewalkt, über die Jahrhunderte, zwischen den Großmächten.

Dann, nach dem Einmarsch der Sowjets achtundsechzig, als unsere Eltern den Weltkrieg gerade verdaut und wir mit dem Prager Frühling den Aufbruch in eine gerechtere, demokratischere Zivilgesellschaft geprobt hatten, war es Repression pur – im ganzen Lande gegen alles und jeden. Beim kleinsten Aufmucken ging es für Jahre ins Gefängnis. Besonders die Eliten – aufsässige und kritische Akademiker – wurden gern öffentlich zum Abschwören genötigt oder im Fall der Weigerung zum Hilfsarbeiter degradiert. Eine wahlweise die Würde oder die Existenz vernichtende Maßregelung – so wurde es uns verdächtigen Akademikern an der Prager Universität vorexerziert, an der ich Student und später auch Dozent war.

Alle Bürger waren seitdem bis ins Mark eingeschüchtert und fürchteten am Schluss, im Jahr der Wende, das ganz große Blutbad.

Dafür ist sich aber ein Tscheche, zwischen Melancholie und Galgenhumor, in dem immer auch ein Schwejk lebt, zu schade. Wenn du Ludwig Vaculik kennst, den Autor des Manifestes der zweitausend Worte, einen der philosophischen Protagonisten des Widerstandes und der

Charta-77, dann weißt du, weshalb aus unserer Samtenen Revolution auch leicht hätte eine entschlafene Revolution werden können!«

»Entschlafene Revolution?«, lachte Samuel dazwischen, »davon hat man ja noch nie gehört.«

»Ja, das ist mein spezieller Beitrag, quasi in Draufsicht, zwanzig Jahre später formuliert für einen historischen Aufsatz – und das hängt eben mit Vaculik zusammen. Der fragte damals: ›Welches Risiko darf man denn eingehen? Man darf den Mut doch nicht bis zum Irrwitz treiben.‹ Chartisten der Charta-77 – und in der Tradition fühlte man sich auch noch im Jahr der Wende – sollten erkennen, dass mutiges Handeln, das im Gefängnis endet, langfristig zerstörerische Auswirkungen auf die Persönlichkeit haben kann.

Gerade sensible Menschen, die sich besonders schnell gegen Erscheinungen von Unrecht empören, sind dem schon in großer Zahl zum Opfer gefallen. – Sie werden aber gebraucht, für danach.«

Pavel entspannte sich sichtlich ob des gelungenen Auftaktes, nahm einen großen Schluck Bier, tupfte den Schaum mit einer Serviette von den Lippen und fuhr fort: »Das war etwas, so lese ich heute, was viele Anhänger der Perestroika im Osten umtrieb, besonders aber eben im Auge der Repression Prag – natürlich auch mich.

Alle wichtigen Leute bei uns, die Konzepte entwickelt hatten, die Wirtschaft und Gesellschaft demokratisch reformieren wollten, waren schon für Jahre hinter Gittern

verschwunden – wenn sie nicht außer Landes getrieben wurden.

Diese Melange aus Furcht vor dem Gefängnis für die Besten bei Wasser und Brot – das heißt für Tschechen vor allem, ohne gutes Bier«, verkniff er wie leidend die Augen, »in dem Bewusstsein der Ohnmacht gegenüber der Besatzung und der Staatsmacht mit ihrem üblen Propaganda-Apparat – das war wie Valium.

Nach der Besetzung lebten die Tschechen deshalb zwanzig Jahre getreu der Maxime: Was du heute nicht besorgen musst, verschiebe auf morgen – so gewinnst du einen freien Tag!

Das war die Haltung vieler Intellektueller – und auch meine Seelenlage. Das war allen ins Blut übergegangen und Teil des passiven Widerstandes – für den zornig-frustrierten und eingeschüchterten Bürger der einzig mögliche Widerstand unter diesen Bedingungen.

Der zynischste Witz an der Basis damals ging so: Was würden wir tun, wenn wir den Sozialismus nicht hätten?

Antwort: Da müssten wir arbeiten!

Die Werktätigen an der Basis waren ja froh, dass es auf der Arbeit entspannt zuging, und fragten besser nicht, wer unter diesen Umständen ihre Miet-, Brot- und Bierpreise subventionierte.

Nichts ließ sich bewegen im Herbst neunundachtzig. Die postulierte führende Rolle der Partei reduzierte sich immer mehr auf bemäntelnden Aktionismus, auf zynischste Propaganda – und die Spione der Staatssicherheit waren

überall, wo immer sich die Leute trafen, um über die verfahrenen Verhältnisse zu reden, weiß man heute.

Bürger besprachen täglich, in jeder Weise, an jedem Ort, die frustrierende Lage – waren aber zu keinem Entschluss, zu keiner Handlung fähig – und gingen wieder auseinander. Es war wie bei einer schweren Geburt – nichts ging vorwärts, aber auch nichts zurück.

Mit den Ereignissen im Ostblock – in Polen, in Ungarn und Deutschland – war jedoch eine Hoffnung spürbar, die der Dichter Vaclav Havel, der bald Anführer der Revolution werden sollte, so beschrieb: ›Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat – egal wie es ausgeht!‹

Diese Hoffnung, so sehe ich es heute, führte im amoralischen Desaster des Systems letztlich dazu, dass einige aufrechte Menschen vorangingen – einer neuen, friedlichen Moralität in der Tradition Gandhis eine Bresche schlagend.«

»Wie aber ging es dann richtig los, wenn die staatlichen Repressionen mental solche Wirkungen entfalteten?«

»Anlass und Auslöser der ersten massenhaften moralischen und faktischen Konfrontation, Oie, war eine offiziell genehmigte Gedenk-Demonstration zur Erinnerung an tote Studenten unter der faschistischen Besatzung.

Die Partei hoffte, bei dieser Gelegenheit hinterlistig mit einem Rundumschlag gegen die bekannten Rädelsführer des intellektuellen studentischen Widerstandes das Heft des Handelns wieder zu erlangen und mit deren Inhaftierung

endlich den Haupt-Unruheherd zu neutralisieren.

Diese Rechnung ging für den gewaltbereiten Apparat auch erst mal auf, als der riesige Demonstrationszug die absichtsvoll verordneten Nebenstraßen verließ. Viele Studenten, die sich gegen die dann folgende gewaltsame Auflösung der Demonstration wehrten, wurden im Laufe dieses Tages verhaftet – wie ich hörte, auch viele von unserer Fakultät.

Bis in die Abendstunden zogen sich die heftigen und blutigen Auseinandersetzungen quer durch das Zentrum von Prag – und ich durfte nicht teilnehmen. Mein Gesicht war zu bekannt, im Falle einer Verhaftung hätte es mich sicher die Anstellung gekostet. Deshalb fehlte mir anfangs der Mut.

Plötzlich aber, am Abend, sprengte ein Gerücht – die Nachricht vom Tod eines Studenten mit Namen Martin Smid – die paralysierte Stadt auf, wie ein Geschoss den verfaulten Kürbis.

Das trieb Leute wie mich, die noch zögerten, wie elektrisiert aus den Häusern. Offene Empörung und Massenaufläufe an jeder Ecke – und in der Bevölkerung spürbare Entschlossenheit, nun nicht mehr von der Straße zu gehen und nicht locker zu lassen. Wie Schuppen fiel es von unseren Augen, wir waren die Mehrheit, wir hatten das moralische Recht auf unserer Seite!

Die Mut machenden Instrumente der Demonstranten – unsere Waffen gegen die Willkür – waren von da an Schlüsselbunde, Kinder-Tröten, Rasseln und Glocken.

Wir haben einen Schellenbaum von meinem verstorbenen

Großvater, einem Volksmusiker, mitgenommen. Der war ziemlich schwer – so einer mit vielen Metall-Glöckchen, ein platter, chromblitzender Weihnachtsbaum am Stock, den meine Frau aus der Kammer gekramt hatte.

Als wir den Menschen zum Wenzelsplatz nachgingen, waren wir schnell in einem Massenauflauf – und dann erschrocken, wie uns der Schwarm der Empörten auf dem Platz folgte, wie dem Tambourmajor vor den Trommlern – nur weil das Ding so sichtbar und laut über unseren Köpfen klingelte.

Meine Frau Branka hing im Gewoge der Leiber auf dem Platz ganz bleich und verkrampft an meinem Arm, weil sie nun ahnte, dass die Polizei versuchen würde, dieses Feldzeichen der Aufrührer – und damit uns – zu erobern.

Ihre flehentlichen Blicke, diesen Ort zu verlassen, verstand ich und hätte den Schellenbaum gern weitergereicht wie eine heiße Kartoffel, – aber er war ja von meinem Großvater. Das ging also nicht.

Erstaunlicherweise ballte sich dann, immer wenn die wütenden Unsicherheitskräfte einen Vorstoß in meine Richtung unternahmen, eine Wand von Leibern um uns, und jedes Zurückweichen der Kettenhunde sprengte ein empörtes Triumphgeschrei aus unserem friedlich-aufrührerischen Bollwerk – trotz einiger blutiger Köpfe in den ersten Reihen.

Das schaukelte sich auf, machte aber alle zusehends mutiger – auch mich und meine Frau. Dieser bebende, kindlich-aufrührerische Massenlärm war von unglaublicher

psychologischer Wirkung, haben mir später Männer erzählt, die als paramilitärische Einsatzkräfte auf der anderen Seite stehen mussten.

Dass der tote Student Smid am nächsten Tag lebendig durch die Staatsmedien gezerrt wurde – als unglückliche Figur, schlecht belichtet und mit Augenringen – war dann, in der vorrevolutionären Wahrnehmung der Leute, wie der Gekreuzigte und Auferstandene zu Ostern. Wie der leibhaftige Beweis für die Möglichkeit, das Böse doch noch zu überwinden, wirkten diese inszenierten Auftritte Smids – so anachronistisch das klingen mag. Viele Tschechen rätseln bis heute über diese Erscheinung und ihre Folgen.

Das brach flutartig den Bann, und in nur zehn Tagen fiel die Staatsmacht in sich zusammen. So war das!

Spielen nicht der Zufall und das Schicksal zuweilen besser Schach als wir Menschen?

Prost darauf!«, hob Pavel sein Glas, und die Männer tranken.

Nussbaum ließ die Sequenz noch einmal über den Monitor laufen, wonach Pavel konstatierte: »Endlich mal jemand, der mich ausreden lässt, wenn ich als politisch und historisch dilettierender Philosoph mal was zu sagen habe. – Genehmigt!«

Nachdem sie gemeinsam gegessen hatten, verabschiedeten sie sich von Pavel und begaben sich auf die Kleinseite in ihr Hotel.

Beim Hotel-Manager liehen sie sich einen Laptop, um Petr Zeman etwas mehr von ihren Reiseaufzeichnungen zeigen zu können.

Pünktlich um Drei erschien der in der Lobby, – mit einer großen Sporttasche über der Schulter. Getränke wurden geordert und sie gingen aufs Zimmer.

Oben angekommen, bat der Major lächelnd um einen Augenblick Geduld, verschwand mit seiner Tasche im Bad und kam nach einigen Minuten in Uniform, dekoriert mit einigen Orden, wieder heraus.

»Ihr müsst entschuldigen, aber die Form war uns immer wichtig – und die Haltung. Die ist in Uniform anders, da redet man anders, und es ist ja für die Nachwelt, was wir zu sagen haben, was ihr, so denke ich, wissen wollt.

Als ich die Bilder von Oberst Ossipow auf eurer Kamera sah, wie er in seiner schwarzen Kutte über die Strategie der Licht Operationen redete – da hätte ich es besser gefunden, er sagt es in Uniform.«

Oie, dem bei diesem Prolog klar war, dass der Major in Uniform, in diesem prachtvoll-eklektizistisch aufgeladenen Zimmer wirken würde wie eine weitere Dekoration, bat ihn an den kleinen runden Tisch – in den Sessel am Fenster.

Vor dem Hintergrund des Hradschin ergab sich nun ein nüchterneres Bild – mit einem alten Offizier, der den historischen Anspruch dieses Augenblicks bildhaft machen sollte.

Sie ließen zur Einstimmung die in Ungarn gefertigte Schnittfassung über den Laptop laufen und freuten sich

wieder an der Schlüssigkeit dessen, was sie zu sehen und zu hören bekamen, vor allem aber an dem beeindruckten Gesicht Petrs.

Es folgte die ungeschnittene Aufzeichnung der Aussagen von Pavel am Mühlen-Wehr.

Als Samuel seine Kamera in Stellung brachte, setzte Oie den Major noch mal so zurecht, dass er durch das seitliche Licht des Fensters noch plastischer wirkte.

»Also – was unser philosophierender Freund und Wirt da gesagt hat, stimmt schon irgendwie – aber Schicksal und Zufall im Schach der Mächte war da wenig. Da fühlen wir uns, mit euren Aufzeichnungen herausgefordert – aber der Reihe nach.



Ihr müsst wissen, eigentlich hätte jetzt hier Oberst Martin Vesely sitzen sollen, der damals Chef der Abwehr war und das Notwendige geplant hat. In ständiger Abstimmung mit Igor Antonow und Nikolai Ossipow in Moskau natürlich – soviel bekam ich mit und habe als sein Adjutant dann eingefädelt, was nötig war. Vor allem um den Stillstand in der Entwicklung zu überwinden, der bei uns im Herbst drohte.

Es war ja eine lang nachwirkende Lähmung, ein politischer Stillstand in der Bürgerbewegung, denn im

Gegensatz zu Ungarn war bei uns jeder Anflug von Kritik, jede Reformidee a priori vom Teufel der bösen Konterrevolution befallen.

In einem pawlowschen Reflex hatten die regierenden Kommunisten seit dem Einmarsch der Sowjets jede Vorgabe Moskaus im Rahmen der Breschnew-Doktrin über die beschränkte Souveränität sozialistischer Länder als Gesetz genommen.

Seitdem wurde vom StB, der Staatssicherheit, brachial durchgegriffen, wenn auch nur irgendeine Form von Widerstand sichtbar wurde – mit über achtzigtausend sowjetischen Besatzungssoldaten als so genannte Freunde und finalem Drohpotenzial im Hintergrund.«

Der Major setzte eine Pause, um dann das Absurde der Situation im Wendejahr lächelnd auf den Punkt zu bringen: »Nur war den an den Partei-Hochschulen domestizierten Genossen der ideologische Leitfaden abhanden gekommen, denn diese Doktrin wurde von Gorbatschow für obsolet erklärt.

Besonders nach der Grenzöffnung in Ungarn, im Sommer 89, den Umwälzungen im Parteiapparat der DDR und der Maueröffnung in Berlin war es klar, wohin die Fahrt ging. Die politische Eigenständigkeit der Länder des Ostblockes war vorprogrammiert, und die Katze war – wie dieser Konstantin Petrow es beschrieb – wirklich und wahrhaftig ausgezogen. Sie hinterließ ihre Kinder, die ideologieabhängigen, kommunistisch erzogenen Eliten, ratlos.

Deshalb diese andauernde Hilflosigkeit der regierenden Partei gegenüber Gorbatschows Perestroika bei permanentem wirtschaftlichem Niedergang, weil auch wir den technologischen Anschluss verloren hatten und die CoCom-Listen jede Perspektive in eine produktive Wirtschafts-Kooperation mit dem Westen verbauten.

Da halfen auch keine Absetzbewegungen, als verlängerte Werkbank, oder in die Kredit-Falle wie in Ost-Deutschland, Ungarn oder Polen, – auch unser System war wirtschaftlich am Ende. Aber die vorauseilende Gläubigkeit der regierenden Genossen auf allen Ebenen, die tabuisierte Parteilinie, schloss jeden Zweifel am politischen System, und somit grundsätzliche Reformen in Wirtschaft und Gesellschaft aus.

Das stand jedoch, muss man sagen, schon im fundamentalen Gegensatz zur Bilanz und zum Bewusstsein von Fachleuten in allen Branchen, Instituten und Schwerpunkt-Betrieben. Die sahen die Entwicklung zum Schlechten und wussten, es geht so nicht mehr weiter. Überall dort entstanden in der Folge pragmatische Ideen und Verabredungen zum Überleben – für den Tag danach. Das war das Phänomen, das wir als Abwehr registrierten, förderten und als Mut machenden, revolutionären Sprengstoff mit Zeitzünder in den Eliten begriffen.

Im Gegensatz zur Staatssicherheit, die ihr Heil in ausufernden Repressionen suchte und alles noch einmal – nach bewährtem Achtundsechziger Muster – zementieren wollte.«

Der Major nahm einen Schluck Wasser und wurde grundsätzlich: »Interessant ist, Entwicklungs-Psychologen sagen uns, nur ausgeübte Diktatur führt zu psychischer Regression – erlittene und erduldete Diktatur mit der Zeit immer weniger. Und sie sagen auch: Die geistige Freiheit des Einzelnen in der Gemeinschaft ist von der herrschenden politischen Verfassung nur am Rande abhängig.

Das erklärt die Entwicklung der mental-revolutionären Stimmung bei den Fachleuten, den Studenten und den Leistungsträger, die sich – besonders infolge des Machtantrittes Gorbatschows – über Jahre kontinuierlich steigerte.

Das lag im Herbst der heraufziehenden Revolution wie die Elektrizität eines Gewitters in der Luft. Jeden Tag höher kulminierend zum Nachmittag – aber dann doch ohne reinigendes Gewitter, denn die Menschen hatten einfach Angst vor möglichen persönlichen Konsequenzen.Die Zwanzig Besatzungsjahre waren mental eine gewaltig nachwirkende Hypothek.

Wir in der Abwehr erkannten diese Lähmung und damit die Gefahr, dass der notwendige Wandel für die Europäische Perestroika versandet, ausbleibt und verunglückt in Prag.

Das wäre ein Treppenwitz der europäischen Geschichte geworden, so wie Friedrich Hebbel, der Dichter der Menschenwürde, es in seinen Tagebüchern schreibt – was mir der Oberst als Schöngeist, damals vorlas: ›Wenn eine Revolution verunglückt, so verunglückt ein ganzes Jahrhundert, denn dann hat der Philister einen Sachbeweis‹,

und da hatte er recht, denkt nur an Spanien, Griechenland oder Chile.

Dieses Unglück galt es zu verhindern – dem ordneten wir in unserer Strategie alles unter.«

Den Major schienen nun für einen Augenblick seine Erinnerungen einzuschließen, denn er blickte schweigend aus dem Fenster.

»Heiße Phase. – Aber wie ging es dann doch los in der heißen Phase?«, kam es von Samuel hinter der Kamera.

Der Major straffte sich und rückte, wie zum Appell, seine Mütze zurecht: »Begonnen hatte es mit den Flüchtlingen in der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland im September und Oktober – im Garten des Palais Lobkowitz, hier in der Nähe – mit tausenden Menschen.

Da wollte die Alt-Stalinisten in der politischen Führung eine gewaltsame Lösung – auch weil sie Ost-Berlin nachdrücklich von uns forderte. Alle einzusperren und in die Heimat zu überstellen war das irre, unrealistische Ansinnen einiger Machthaber in Ostberlin.

Wir dagegen erklärten nach längerem Hin und Her – mit der eindeutigen Stellungnahme des Militär-Geheimdienstes im Rücken – den ganzen Vorgang zu einer Frage der militärischen Sicherheit und legten bei unseren gewaltbereiten Organen der Staatssicherheit die Bremsen ein, indem wir ihnen in dieser Frage die Kommando-Hoheit entzogen und gleichzeitig dafür sorgten, dass nach Verhandlungen zwischen den deutschen Seiten über siebzehntausend Menschen in den Westen ausreisen

konnten.

Dazu bekam der deutsche Außenminister durch unsere Leute im Vorfeld die Information, dass er die Flüchtlinge alle mitnehmen könne.

Danach konnte er natürlich ganz anders mit den DDR-Schranzen verhandeln, sodass die symbolische Ausreise mit dem Zug über das Gebiet der DDR nur noch eine Formsache war.

Diese massenweise Ausreise des kulminierenden menschlichen Unruhe-Potenzials mit der Bahn über Sachsen, beschleunigte ironischerweise die Zerfallserscheinungen in Ostdeutschland gewaltig.

Wir selbst aber waren in der Umsetzung unserer Planung für die Installation einer Reform-Regierung in Prag in Verzug. Ehrlich gesagt hatten wir auch keine echten Partner – was natürlich in der Natur unserer konspirativen Arbeit lag, denn wir konnten immer nur Katalysator sein.

Gorbatschows Freund aus Studienzeiten, Zdenek Mlynar, als Mitverfasser der Charta 77, hätte so ein Partner sein können. Nach dem fragten uns Offiziere im sowjetischen Militär-Geheimdienst – aber der war außer Landes, nach Österreich, vertrieben.

Der Mlynar versuchte dort, den Geist des Sozialismus mit menschlichem Antlitz – des Prager Frühlings – wieder zu beleben und agierte im Geiste der Perestroika, war aber als Ausländer für uns in der Abwehr politisch und faktisch nicht einsetzbar.

Es blieben nur die Leute um den Dichter Vaclav Havel,

die über das intellektuelle Potenzial verfügten, sich aber auch zu keinen konkreten Aktionen entschließen konnten, denn Havel selbst sagte mal, dass die Angst in den Köpfen der Menschen das wichtigste Instrument einer Diktatur sei – und das sagte er, weil er es in den langen Jahren der Repression an sich selbst beobachtet hatte.

Es fehlte also noch das auslösende, befreiende Ereignis zur Überwindung dieser Angst – das aber in der Luft lag, das spürten besonders die Prager.

Parallel versuchte der letzte KP-Führer Milous Jakes die wirtschaftliche Basis seines Überlebens zu verbessern, indem er seinen Chefideologen Fojtik nach Moskau schickte. Der forderte bei Gorbatschow finanzielle Hilfe bei der Bedienung von Devisen-Schulden im Westen mit den Worten: ›Sonst gehen wir mit der Krone des Heiligen Wenzel zu den Westdeutschen!‹

Gorbatschow konnte diesen verblendeten, abgewirtschafteten Funktionären nicht helfen, wie wir jetzt wissen.

Einzig mögliche Strategie in diesem allseitigen Stillstand war deshalb die Förderung der revolutionären Bewegungen durch uns, die Abwehr.«

Der Major zog einen Stadtplan Prags aus seiner Uniformtasche, entfaltete ihn, zirkelte ihn mit gespreizten Fingern ab und tippte dann abwechselnd auf einen Friedhof sowie einen Gebäudekomplex der Universität: »Damit ihr einen Eindruck von unserem damaligen Manövergebiet in der Stadt bekommt.

Auftakt war dort die vom Staat genehmigte, aber streng beauflagte Studenten-Demonstration am siebzehnten November, zum Jahrestag der Schließung der Tschechischen Hochschulen durch die deutsche Besatzung. Die startete vor diesem Institut für Pathologie, sollte am Helden-Friedhof enden und dabei die Innenstadt nicht weiter berühren. – So waren die Auflagen des zuständigen Ministeriums.

Bei diesen Einschränkungen rechneten die Stalinisten aber mit einem baldigen Abdriften der Demonstration in die Innenstadt und einer unberechenbaren Entwicklung – die ihnen den Grund zum Zuschlagen liefern würde.«

Der Major schaute einen Augenblick aus dem Fenster, hinauf zur Burg – zögerte, wie in Erinnerung, wandte sich dann aber, mit fahlem Gesicht, zurück zur Kamera: »Mitte November war das ein besonders dunkler, düsterer Tag in meiner Erinnerung – wie wenn das Wetter den nachfolgenden Ereignissen eine Trauerkulisse malen wollte. Aus dem Großraum Prag wurden alle verfügbaren Polizei-Einheiten zusammengezogen, denn die Partei-Funktionäre hofften auf die Chance, renitente Studenten in großer Zahl aus dem Verkehr ziehen zu können.

Wir wussten von Plänen der Staatssicherheit, an dem Tag Hunderte potenzielle Rädelsführer gefangen zu nehmen und zu internieren. Es waren dann auch sehr gewalttätige Übergriffe der Bereitschafts-Polizei gegenüber den eingekesselten Studenten, mit vielen Verletzten und Verhaftungen – darunter auch der stadtbekannte, bärtige Anarchist Bok, ein Freund Havels.

Bok übersandte, mit unserer Hilfe, noch kurz vor seiner Verhaftung eine Nachricht an Havel, der bis zu diesem Zeitpunkt in seinem weit entfernten Landhaus die Entwicklung abwarten wollte – um nicht gleich wieder im Gefängnis zu landen, aus dem er ja erst unlängst entlassen worden war. Havel sollte nach Prag kommen und als moralische Autorität der Demonstranten zur Verfügung stehen.

Ein von uns abgeschirmter Dissident überbrachte diese Botschaft. Havel aber, noch misstrauisch eine Falle witternd, zögerte. Erst durch die von uns nach der Verhaftung Boks organisierte Separation und seine schnelle Freilassung wurde dessen nochmalige und persönliche Intervention bei Havel möglich.

Der Dichter vertraute dem mit der wundersamen Entlassung verbundenen Augenschein und kehrte umgehend nach Prag zurück, um sich an die Spitze der Bewegung zu setzen.

Die Auseinandersetzungen mit den paramilitärischen Einsatzkräften zogen sich dann bis zum Abend durch die Innenstadt, wo zum ersten Mal seit der blutigen Niederschlagung des Prager Frühlings spontan über fünfzigtausend Menschen gegen das Regime demonstrierten.

Die Gewalt der Staatsmacht gegen die Demonstranten eskalierte aber immer weiter und wir verloren langsam die Übersicht, muss ich heute sagen. Das war besonders kritisch, weil in der Führung der Staats-Sicherheit der Ausnahmezustand – letztendlich ein Putsch – vorbereitet

wurde.

Es half also nur ein Befreiungsschlag. Wir streuten dazu absichtsvoll das Gerücht vom Tod des Studenten Martin Smid in der Untersuchungshaft der Staatssicherheit. Offene Empörung der Bürger, überall in der Stadt, war die Folge. Das trieb nochmals Zehntausende auf die Straßen und Plätze. Das war unser Startschuss zur Revolution – damit gelang es, den Prozess des Wandels im ganzen Lande unumkehrbar zu beschleunigen.«

»Absicht war das mit Smid?«, warf Oie ein. »Bei Pavel Nemec klang das noch nach Zufall.«

»Ja, die Verhaftung des Smid kam uns gelegen, ein Polizei-Offizier – der unser Mann war – suchte so eine Figur unter den Verhafteten und übermittelte dem Oberst die Nachricht von einem passenden, ramponierten, völlig verängstigten Studenten mit Leidensmiene – alles Weitere wurde dann wie vorbereitet eingefädelt: Selbst ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt nichts von dem zu platzierenden Gerücht – diesem medialen Donnerschlag – erfahren. Oberst Vesely kam ganz überraschend mit dem Namen und rief: ›Schnell, geht zu dieser Presseagentur der Dissidenten und informiert sie über das Massaker – besonders über den toten Smid. Streut das auch an die westlichen Medien, macht es über die Presse-Frau aus dem Büro der Bürgerrechtler – die weiß, wie das geht!‹

Die Nachricht ging dann wie ein Lauffeuer durch die empört vibrierende Stadt und Radio Freies Europa verstärkte es bis zum Morgen im ganzen Land.

Sogar die sich überschlagenden Dementis am nächsten Tag mit dem präsentierten lebenden Studenten, wirkten wie ein großer Betrug – denn die Menschen glaubten dem Propaganda-Apparat absolut nichts mehr.

Das war unsere Gelegenheit weiter in die Offensive zu gehen.

Wir gaben den Behörden über unsere Kanäle aus der Sowjetischen Botschaft ein klares Stopp-Signal, unterlegt mit der Anweisung aus Moskau, an alle bewaffneten Organe: Keine Gewalt mehr!«

Der Major schwieg, wie wenn das Wesentliche gesagt wäre, und schaute hinaus zum Hradschin, als erwartete er von dort eine Bestätigung.

Nussbaum hüstelte, der Major ruckte den Kopf zur Kamera und öffnete weit die Augen, – so als hätte er gerade ein Einverständnis vernommen: »Das war die heiße Zeit für uns, in der ich zweimal am Tag zur Besprechung der Lage in der Sowjetischen Botschaft auf dem Letna war – und anschließend gleich wieder in der Innenstadt. Stets in Uniform wurde ich von vielen Bürgern angesprochen, wie sich das Militär verhalten wird, besonders die Sowjets – denn jeder hielt mich ja immer für einen regulären Truppenoffizier der Luftverteidigung. Man spürte die Furcht der Leute vor einer Wiederholung der Achtundsechziger Ereignisse aus jedem Wort, aber vertraute einem Offizier, der sich der Öffentlichkeit stellte, mehr als jedem Funktionär.

Vor allem wenn er Mut machen konnte, wie ich: So

manch verblüfftes Gesicht sehe ich heute noch vor mir, denn wir steuerten gegen Verunsicherung und ein gewalttätiges Chaos an, das nur den sprungbereiten Alt-Stalinisten in die Hände gespielt hätte.

In all meinen Gesprächen forderte ich die Bürger auf Ruhe zu bewahren und sich den großen Demonstrationen anzuschließen – je größer, desto besser – und unbedingt dafür zu sorgen, dass niemand Gewalt ausübte. ›Wir sind dann auf dem Weg in einen demokratischen, unabhängigen Staat‹, sagte ich jedem, der es hören wollte.

Das war auch die Botschaft an die vielen Einfluss-Agenten, die wir in der Zeit trafen, und die über ihr Umfeld diese Aufforderung nach dem Schneeball-Prinzip verbreiten sollten. Es funktionierte langsamer als erwünscht, aber es funktionierte – überall an den Brennpunkten im Lande – sodass die nachfolgenden Ereignisse die fachlichen Eliten mental eingestimmt vorfanden.«

»Bürgerbewegung. – Wie war eure Unterstützung der Bürgerbewegung angelegt, was war mit der großen Galionsfigur, dem Dichter Havel, zu dessen anfänglich furchtsamer Blauäugigkeit sich ja schon Ossipow und Pavel geäußert haben?«, kam es von Samuel aus dem Hintergrund der Kamera.

»Wir sorgten vor allem für den Schutz dieser wichtigsten Protagonisten des Wandels. Wir sorgten, nachdem Bok freikam, für die Organisation eines Personenschutzes für Havel durch seine Leute – unter unserer konspirativen Kontrolle. Seine Jungs, wie Bok sie nannte, waren physisch

präsente, trainierte Kämpfer. Auffällig unpolitisch, aber professionell, fand man damals. Das war eine wichtige Voraussetzung für einen effektiven Schutz dieser Anführer der Bürgerbewegung um Havel.

Konkret durch unsere Unterstützung und abschirmender Hilfe kam es dann am dritten Tag der Revolution, am neunzehnten November, zur Gründung des Bürgerforum für den Dialog in der Gesellschaft in Prag, was die Bevölkerung und das Ausland mit größter Erleichterung aufnahmen. Vaclav Havel wurde zu ersten Verhandlungen mit den Kommunisten gebeten und wusste nicht, dass unsere Abwehr mit am Tisch saß. Worauf er – wie insistiert – den Brief über die friedlichen Absichten der Demonstranten an Parteichef Gorbatschow und den Amerikanischen Präsidenten schrieb. Damit war eigentlich klar, dass alles ein gutes Ende nehmen würde, – aber es ging doch nur langsam voran.

Am fünften Tag der Revolution, als alles wieder auf des Messers Schneide stand, weil Staatssicherheit, Innen-Ministerium und paramilitärische Einheiten erneut in Alarmzustand versetzt wurden, wunderte sich Havel immer noch, dass kein Ausnahmezustand verhängt wurde. Hätten wir aus der Deckung gehen können, hätte er sicher noch mutiger agiert, aber unsere sprungbereiten Gegner hätten dann gewusst, was läuft. Auch in Havels Truppe gab es undichte Stellen, die mit der Staatssicherheit zusammenarbeiteten. Deshalb hatte unsere Deckung weiter oberste Priorität.

Sein Schattenkabinett in der Laterna Magika konnte in den Folgetagen jedoch nur überleben, weil unsere Abwehr die Hand darüber hielt, denn dieses Kabinett war das von den Stalinisten geortete Haupt-Ziel – bei einem landesweiten Gegenschlag zur Rettung des Friedens und des Sozialismus, wie sie es nannten.

Es folgten die zwei Stunden Generalstreik am siebenundzwanzigsten November, dem zehnten Tag der Revolution, die – nur als Warnung vor weiteren Eskalationen gedacht – dann doch alles zum Einsturz bringen sollten. Zwei Stunden – mehr trauten sich meine Tschechen da noch nicht zu, denn es gab noch immer diese schon beschriebene Mental-Bremse, die sie äußerst misstrauisch und furchtsam agieren ließ.

Am nächsten Tag aber schon gab es Verhandlungen. Eine erste nicht kommunistische Regierung seit dem Krieg – und ein wichtiger Mann wurde Außenminister. Später war er, neben seinem Ministerposten, auch Chef der Sozialdemokraten und in der Samtenen Revolution, entscheidend für die Durchsetzung der Europäische Perestroika engagiert.

Er war es auch, der Havels Kandidatur als künftiger Präsident bei den Bürgerrechtlern durchsetzte. Mit dem hatte Oberst Vesely intensiven Kontakt und Havel spürte wohl auch deshalb, dass da Veränderungen, ihn persönlich betreffend, in der Luft lagen.

Es gab schon Anfang des Wendejahres so eine schöne Geschichte, als Havel mal einen großen Krug Bier von der

Kneipe an der Ecke holen wollte, weil überraschend Gäste zu ihm gekommen waren – und unser Mann sich ihm vor dem Haus in den Weg stellte. Nicht um ihn zu verhaften, wie es immer über ihm schwebte, wenn Bürgerrechtler sich trafen – sondern um ihm den Weg abzunehmen und ihm dann das Bier nach oben zu bringen.

Bis zu diesem Zeitpunkt wurde Havel ständig von der Staatssicherheit observiert und bedroht. Von da an muss auch Vaclav Havel gewusst haben, dass jetzt auch andere Mächte im Spiel waren – er hat es auch später so erzählt.

Aber ich schweife ab. – Genau die Einfluss-Agenten und Bürger, die Verdienste um unsere Samtene Revolution haben wie wenige, stehen jetzt im Kreuzfeuer, denn immer wenn Unterlagen auftauchen, die wir nicht vernichten konnten und die unsere Kontakte zu belegen scheinen, schießen pauschale Verdächtigungen ins Kraut.

Diese Bürger sagen heute, unsere Zusammenarbeit geschah nicht wissentlich. Das würde ich allerdings auch sagen, bei der paranoiden Hexenjagd auf alles, was aus dem militärischen Sicherheitsdienst heraus für die Europäische-Perestroika kämpfte. Bei uns heißt diese Hexenjagd Lustration – ein Freibrief für Rache und Ungerechtigkeit.

Dieses Lustrationsgesetz, so bescheinigen es uns renommierte Staatsrechtler, ist das ethisch fragwürdigste Gesetz in Europa, denn das Machtsystem des untergegangenen Staates hatte ja jeden Fachmann auf mannigfaltige Weise eingebunden.

Unseren Freund Pavel übrigens auch, denn der war mal

ein hoffnungsvoller Nachwuchsmann, eine Leuchte an der Philosophischen Fakultät, so hörte man – und ist nach der Wende aus der Lehre entfernt worden, erzählte mir der Oberst.«

»Unser Doktor Pavel, – der Wirt? Was weißt du darüber?«

»Nur soviel, dass er wohl mit der Staatssicherheit zusammengearbeitet hat, das heißt, er hat mit denen geredet und hatte konspirative Kontakte – das reichte nach der Wende für ein Schnellurteil und das berufliche Aus. Dann hat er sich wohl vom Kellner zum Barkeeper und Wirt hochgearbeitet. Mehr weiß ich nicht – da müsst ihr ihn fragen.

Wie mit Fachleuten nach der Wende umgegangen wurde, ist nicht besser als nach dem Prager Frühling, wo jeder verdächtige Intellektuelle durch die Handlanger der Kommunisten niedergemacht oder ins Ausland vertrieben wurde.

Interne, einseitige, denunziatorische Berichte der Staatssicherheit, die wenig mit dem wahren Leben der Menschen zu tun hatten, sind jetzt tausendfach Grundlage der so genannten Wahrheitsfindung. Es geht denen aber nicht um die Wahrheit, sondern um ein Standrecht – schnelle Urteile ohne Beweisaufnahme und faire Verteidigung – um Platz zu schaffen für neue willfährige Paladine der Herren des Geldes.

Die Aufzeichnungen der Büttel des Systems, der Erpresser und Lügner sind jetzt der Maßstab. Damit regiert die stalinistische Geheimpolizei absurder weise noch aus der

Leichengrube heraus – und jeder der damals fachliche Verantwortung trug, ist potenziell verdächtig.

Die Fakten hinter den angeblichen Tatsachen der Akten, die die Staatssicherheit absichtsvoll geschaffen hat, werden ignoriert – diese Fakten interessieren niemanden, sagen die Kritiker. Das ist, so meine ich, keine würdevolle und zivilisierte Art mit unserer Vergangenheit umzugehen, denn ein Prinzip der Kollektivschuld ist unchristlich. Nur weil jemand einer Organisation angehört oder mit ihr zusammengearbeitet hat, ist ihm nicht pauschal persönliche Schuld zuzumessen.

Das ist großes Unrecht – dieses Verfahren lässt nicht zu, dass Menschen gehört werden, ohne dass sie schon vorher verurteilt sind. Man kann eben über das, was war, nicht mit den Maßstäben von heute und schon gar nicht von außen urteilen – das weiß jeder anständige Historiker. Alles andere ist eines Rechtsstaates unwürdig, der wir ja erklärtermaßen nun sein wollen.

Aber was klage ich? – Sie ist uns doch gelungen die Samtene Revolution für die Europäische Perestroika, das macht mich stolz und tröstet über vieles – und wie sagte doch unser Präsident und Dichter Havel: Die Wahrheit liegt immer in uns selbst – und dass Liebe und Wahrheit über Lüge und Hass siegen müssen!«

»Das war ein gutes Schlusswort, Petr«, fand Oie, »dabei können wir es belassen. Zusammen mit den Aussagen von Nikolai Ossipow zu eurer Operation Herbstlicht, und dem Stimmungsbild von Pavel gibt das ein schlüssiges Bild von

dem, was damals geschah und vor allem wieder einen Eindruck von erstaunlichen Zusammenhängen in der Europäischen Perestroika.«

Gemeinsam sahen sie sich die Aufnahmen der letzten Stunde an, zufrieden mit dem Ergebnis, – um sich dann gemeinsam für den Abend auf der anderen Seite der Moldau zu verabreden.

Als Major a. D. Petr Zeman sich anschickte das Zimmer zu verlassen – noch immer etwas aufgewühlt, in Gedanken versunken – musste ihn Oie daran erinnern sich umzuziehen, um bei Uniform und Lametta nicht den Eindruck zu erwecken, der Film sei im Haus.

Mit der genaueren Sichtung der Aufzeichnungen machte sich bei den Freunden Zufriedenheit breit – nur eine Frage war da noch, die Oie intuitiv zum Telefon greifen ließ.

Im Restaurant Lavka rief ein Kellner den Wirt, und als Pavel von Oie Gefragt wurde, wo man den Abend verbringen könne, und dass er natürlich eingeladen sei, – empfahl der das U-Flekú, denn da gebe es dieser Tage eine rasant aufspielende Böhmische Bauern-Kapelle, und in seinem Lokal könne er eh nicht entspannt rumsitzen.

Als Oie dann Pavel anbot die Aufzeichnungen mit Major Zeman anzuschauen, verabredeten sie sich zwei Stunden früher im Flek, und Pavel wollte sofort beim befreundeten Wirt einen ruhigen Platz reservieren.

Zur vorgezeigten Stunde saßen sie in einem der alten

Eichen-Separees des U-Fleků bei dunklem Bier und Salzgebäck vor dem Laptop und schauten in die Aufzeichnungen zur Operation Herbstlicht.

Pavel Nemec war verblüfft über die Parallelen zu seinen in den letzten Stunden immer plastischeren Erinnerungen – aber auch über die bisher unbekannten Hintergründe, die in den Aussagen des Majors aufschienen.

Nur als seine Verbindungen zur Staatssicherheit erwähnt wurden, zuckte er zusammen und wurde unruhig – was Nussbaum nach dem Ende des Mitschnitts nutzte und die Kamera auf Pavel einrichtete. Der fühlte wohl die Stunde einer abschließenden Bilanz gekommen und nickte schweigend, wie wenn er ihr Mitgefühl ahne.

»Das ist heute kein Problem mehr für mich, meine Freunde – nur damals hat mich das sehr getroffen, denn ich stand nach der Habilitation vor einer Karriere in der Fakultät und sollte nach der Samtenen Revolution Professor werden, jedenfalls hatte man mich an der Fakultät dafür nominiert.

Nur dann kam auf einmal diese Hexenjagd über uns, angezettelt von Wendehälsen und Exilanten, die in den schlimmen Jahren in Ruhe Karriere machen konnten – in West-Europa und Amerika.

Da stand auf einmal der Deckname Diogenes am Pranger – und alle wussten, das bin ich.«

»Diogenes?«

»Ja, Oie – der von Sinope in Kleinasien, im vierten Jahrhundert vor Christus – der in der Tonne.«

»Wie kamst du darauf, und was war damit?«

»Der Name entstand schon im Studium, denn meine Eltern haben so ein steiles Grundstück, einen ehemaligen Weinberg am Moldauhang, wo schon seit Generationen ein riesiges Weinfass als Kern einer Sommer-Laube dient. Da haben wir uns oft getroffen und philosophiert. Später habe ich da auch mit Kollegen und Studenten gefeiert, deshalb war ich an der ganzen Fakultät als Diogenes bekannt, – natürlich auch«, lächelte er, »weil ich gelegentlich einem blöden Funktionär beschied, er solle mir aus der Sonne gehen – wie es Diogenes bei Alexander dem Großen wagte.«

»Wo lag das Problem nach der Wende?«

»Na genau in dem Namen, denn wenn man mit der Staatssicherheit geredet hat und ernst genommen werden wollte, braucht man einen Decknamen – und da mich alle Freunde Diogenes nannten, habe ich den genommen – das passte ja auf einen Philosophen.

Nur die Herren von der Sicherheit, als die das bemerkten, waren nicht erfreut – und wollten es ändern. Da hab ich mich geweigert und sie haben dann auch nicht weiter drauf bestanden, also blieb es dabei.«

»Was wurde dir denn nach der Wende vorgeworfen?«

»Bis heute nichts Konkretes – aber dass ich mit denen gesprochen und verhandelt habe, reichte den Gesinnungsethikern für das Ende meiner und anderer Karrieren an der Universität. Wenn irgendwer etwas vorgebracht hätte, hätte ich Stellung beziehen, mich verteidigen können – aber unter diffusem Generalverdacht

bist du wehrlos und hast nicht die Spur einer Chance.

Oie, ich habe mich immer schützend vor meine Kommilitonen und akademischen Kollegen gestellt, habe abgewiegelt, erklärt, interveniert und Hintergründe vermittelt – denn die da schnüffelten und fragten waren ja schon durch verquere Umstände, selbstbewusste Personen oder für sie unerklärliche Zusammenhänge aufgeschreckt, aufgehetzt oder verunsichert. Gerade an unserer Universität war es doch wie im Bienenstock. Das hat die Staatssicherheit zutiefst irritiert – und hat sie, wenn nicht gegengesteuert wurde, im Zweifel zuschlagen lassen. Ich habe mit reinem Herzen damals oft gegengesteuert.«

»Das verstehe ich Pavel, denn wir sind doch die Hälfte unseres Lebens konspirativ unterwegs. – Ist das nicht Grundlage jeder Vertraulichkeit, und übt man das nicht schon im Buddelkasten, um Ziele zu erreichen oder Unheil zu vermeiden?

Konspirativ bezeichnet ja eine kommunikative Qualität und ist kein Wort, das Geheimdienste allein für sich beanspruchen können, denn jede vertrauliche Strategieberatung, wo auch immer im Leben, ist der Natur nach konspirativ. Entscheidend für die Beurteilung sind doch die Motive der konspirativ Agierenden. Sind es niedere Beweggründe, ist es nur Eigennutz – oder sind es hehre mitmenschliche Motive im Sinne einer Verantwortungsethik? Das ist die Gretchenfrage, Pavel, und so verstehe ich auch deine Betroffenheit.«

»Ja, Oie, so ist es – und es hat schlimm eingeschlagen bei

uns an der Universität. Von den Professoren, die wie ich unter den repressiven Bedingungen des Systems versucht haben gegenzusteuern, hat keiner im akademischen Betrieb überlebt.«

»Aber in der Prager Philosophen-Szene hast du doch noch einen Namen, wenn du Beiträge schreibst, wie ich höre?«

»So ist es«, lächelte Pavel entspannt, »ich bin nach wie vor als unabhängiger Geist geachtet – und werde von einigen neu ernannten Professoren beneidet ob meiner finanziellen und geistigen Unabhängigkeit.«

»Geistig beneidet?«

»Ja, Oie, das klingt merkwürdig, aber es ist so, denn die Philosophie hat sich doch aus dem Ringen um eine gesellschaftliche Perspektive weitgehend verabschiedet. Sie kreist neuerdings in immer waghalsigeren Wortkapriolen um den Bauchnabel des autonomen Individuums.

So genannte analytische Philosophie wird da betrieben, die Sprachverwirrungen heilen soll, mehr Therapie ist als Welterklärung und die Klärung gesellschaftlicher Zusammenhänge.

Diese philosophische Richtung haben die aus dem Westen importierten Professoren mitgebracht, die in der West-Achtundsechziger Verweigerungstradition, die das Wort Freiheit quasi in zwölf Sprachen deklinieren können, aber die Duplizität von Freiheit und sozialer Gerechtigkeit ignorieren und nur noch dem Zeitgeist hinterher hecheln.

Das passt in die neuen Machtverhältnisse – die Herrschaft des Geldes – und hat Philosophie als Instrument zur

Entwicklung von gesellschaftlichen Perspektiven weitgehend kastriert, Oie.«

»Gesellschaftliche Perspektive und Machtverhältnisse?«

»Das System, das Denken darüber wird doch weitgehend tabuisiert – wie einst der Zustand der Sozialistischen Demokratie unter der angeblich so fortschrittlichen Diktatur des Proletariats. Wer damals philosophisch daran zu rühren wagte, es nur hinterfragte, wurde beruflich vernichtet.

Auch heute ist der Hintergrund, das System, die heilige, spekulationsgesteuerte Marktwirtschaft – die Ursache aller gesellschaftlichen Verwerfungen – tabuisiert. Man schaut wie ein Schwein ins Uhrwerk – obwohl seit Marx alle funktionalen und pervertierten Mechanismen bekannt sind – und ergeht sich dann mit professoralem Getöse über Äußerlichkeiten des Monstrums.

Zur angeblichen Heilung der Verwerfungen werden täglich neue, verkopfte und einträgliche Projekte medial aufgeblasen – natürlich, um deren Kosten dem Steuerzahler schmackhaft zu machen und zu suggerieren, dass man das Monster – den Zombie – domestizieren könne.

Es geht in der zeitgenössischen Philosophie nur noch um die möglichst geistvolle und witzige Aufarbeitung der menschlichen Kollateralschäden des Systems – vor allem zur Ablenkung von den wahren Macht- und Herrschaftsverhältnissen im System.«

»Zombie?«

»Ja, Zombie, denn das System ist doch längst tot und ohne Perspektive in dieser Welt, aber walzt noch immer

herum, weil zu viele Paladine davon profitieren – die Spekulanten, ihre politischen Helfer und die gekauften Medien. Irgendwie ist das für mich wie in der Endzeit des Funktionärs-Sozialismus, den wir noch allzu gut in Erinnerung haben.

Wie damals unter den roten Herrschern, Oie, – Voltaire sagte zu dem Thema schon vor zweihundertfünfzig Jahren: Wenn du wissen willst, wer herrscht – schau danach, wer nicht kritisiert werden darf!«

Eine Trennwand wurde aufgeschoben und mit hereinflutender Blasmusik, wie im Triumph, führte ein Kellner Major Zemann herein, der beim Anblick Pavels und des Laptops lächelnd Bescheid wusste.

»Komm, setz dich und schau, Petr«, rief Oie, »Pavel hat noch kurz was zu Protokoll gegeben, das du nicht kennst.«

Sie bestellten noch Bier und die Speisekarte, während der Major aufmerksam Pavels Aussagen verfolgte und ironisch-erleichtert bestätigte: »Das ist interessant – und letztendlich doch ein wahrhaft gutes Ende für unseren Philosophen, denn bis vor einer Generation haben die Sieger der Geschichte die Gurus und Vordenker der Besiegten vorzugsweise liquidiert.«

Zufrieden und irgendwie gelöst hatten sie dann einen lärmigen, feucht-fröhlichen Blasmusik-Abend, bei Bier, Pflaumen-Branntwein und Ente – getreu der Maxime: Was zusammenlebt, kann zusammen gegessen werden.

Aber immer wieder kamen sie auf Details dessen zu sprechen, was sie bisher erfahren hatten. Einigkeit bestand darin, dass hinter jeder Antwort wenigstens zwei neue Fragen auftauchten, die sicher Gegenstand künftiger historischer Betrachtungen sein würden.

Vor dem Heimweg über die Karlsbrücke, zur Kleinseite, verabredeten sie ihre Weiterfahrt nach Deutschland am nächsten Tag, mit einem Auto, das Petr besorgen wollte.

Das Ziel Berlin war klar. Welche Strecke, sollte in einem Telefonat mit Tomek geklärt werden, der versprochen hatte, mit Ilonas Hilfe den Sicherheitsapparat Tschechiens und Deutschlands auf außergewöhnliche Aktivitäten abzuklopfen.

41 Graue Bremsstrategien

Fjodor Folim war ratlos. Die letzten Meldungen aus Budapest verzeichneten ein erneutes Fiasko in seinen Bemühungen, Herr der Lage zu werden und die entwichenen Informationen, die Beweise für das einstmals doppelte Spiel des Militär-Geheimdienstes, einzufangen.

Er fühlte, wie ihm das Heft des Handelns entglitt – und zu allem Übel zwackte die Leber so, dass er nicht mal sein morgendliches Wässerchen anrühren mochte, nur Kamillen-Tee.

Er hatte keine Vorstellung, warum jede ihrer Aktionen, den Oie zu Fangen, so schiefging – und was in der Zwischenzeit mit den Dateien Antonows geschah.

Ein dumpfer körperlicher Schmerz und das Gefühl der Ohnmacht gegenüber einer tickenden Zeitbombe beherrschten ihn seit den Ereignissen auf der Wolga und der unerwarteten Entführung seiner schon sicher geglaubten Gefangenen – mit einem Hubschrauber, mitten in Russland. Wenigstens da kannte er jetzt seine Gegenspieler, wusste jedoch noch nichts über deren Motive und vor allem die Hintermänner.

An der deutschen Front hatte er mehr Hoffnung, denn da hatte er einen Verbündeten in der Not. Ernst Buch musste ran, denn Folim war sich sicher, dass das Ziel der Gesuchten nur Berlin sein konnte. Wo sonst versteckten sich zwei von den Diensten und der Polizei verfolgte Rentner, wenn nicht

in ihrer Heimat.

Aber was wollten die alten Säcke wirklich – wozu diese Rundreise, wozu dieses Versteckspiel und weshalb konnten sie seinen Leuten entkommen?

Seine fünfzigjährigen Erfahrungen in den Abgründen konspirativer Operationen verboten es ihm, an Zufall zu glauben. Eh er sich aber weiter das Gehirn an diesen Rätseln strapazieren mochte, rief er bei der Deutschen Botschaft in Moskau an.

Am späten Nachmittag saßen die befreundeten Feinde in einem Separee des Hotels Intercontinental und sortierten ihre Erkenntnisse.

Fjodor Folim berichtete: »Du siehst mich ratlos, Ernst, unsere Aktion lief wieder ins Leere. Angeblich hatten unsere Leute in Budapest die beiden schon sicher geortet, aber dann sind unsere Legionäre in eine blöde Falle getappt – aus der sie ironischerweise erst von der Polizei befreit werden konnten. Gott sei Dank haben wir die schon oft verpflichtet und sie werden im eigenen Interesse dicht halten – nur sind wir keinen Schritt weiter gekommen.

Wir wissen nicht mal, wo sie sich Krüger und Spengler jetzt aufhalten, denn einen kurzfristig gebuchten Flug von Budapest nach Berlin haben sie nicht angetreten. Trotzdem sind wir der Überzeugung, dass es sie nach Hause zieht – sie wollten mit den Buchungen wohl nur ihre Spur verwischen.«

Folim blickte auffordernd zu Ernst Buch.

»Du siehst nicht gut aus, Fjodor«, begann der Deutsche zögernd, und suchte in den Augen des Gegenübers instinktiv

auch, wie es um ihn selbst stände, was der über den Puppenspieler wissen konnte – und was in diesen Listen stand, deren Existenz ihn so verunsicherte.

»Ich staune immer wieder«, formulierte Buch, zwischen Hoffnung und Resignation schwankend, vorsichtig-provokativ, »wie kompliziert euer Geschäft neuerdings erscheint. Oder ist es nur gefühlt so, weil wir früher so gar nichts erfuhren und ihr im Zweifelsfall Panzer rollen lassen konntet?«

»Spar dir deinen Spott, Ernst, denn irgendwann habt ihr das Problem auf dem Tisch. Der neulich erwähnte Attila Tomek und eine Kryptologin namens Bartok sind im Spiel, wissen wir. Auch haben wir zwei ehemalige Offiziere der ungarischen Armee beobachtet, als sie in das Haus dieses Tomek gingen.

Wir wissen nicht, was sie vorhaben. Keine Chance – nur ein Veteranen-Treffen wird es wohl nicht sein. Wie gesagt, wir vermuten die Zielpersonen auf der Heimreise und bitten euch sicherzustellen, dass sie aus dem Verkehr gezogen werden, sobald sie über eure Grenze einreisen.«

»Das ist im Schengen-Raum schwieriger geworden, Fjodor, aber nach eurem Amtshilfe-Ersuchen haben wir eine Rasterfahndung einfädeln können – das allein ist schon ein Wunder. Übrigens, der Mendel, jetzt Spengler, ist wirklich der Kryptologe Samuel Nussbaum. Es hat einige Mühe gemacht, das rauszufinden, denn alle relevanten Unterlagen zum Militär-Geheimdienst der DDR sind ironischerweise laut Fußnote zu den Verträgen mit der Sowjetunion vor der

Deutschen Einheit vollständig vernichtet worden«, dämpfte Buch, wie erleichtert, die Stimme. »Nur aus Querverweisen von Registern der Staatssicherheit, mit Nussbaum als Gegenstand der Observation, konnten wir seine Stellung als Kryptologe rekonstruieren.«

Fjodor Folim fühlte beim Wort Militär-Geheimdienst wieder einen Blitz in der Magengrube – und ein Schwarm offener Rechnungen zog durch seine Erinnerungen, wie Zugvögel in großen, für Jäger unerreichbaren Höhen, die zu verfolgen aussichtslos erscheint.

»Du merkst, Ernst, es lauern vielleicht unangenehme Dinge auf uns, die beim täglich inszenierten Medien-Theater ungeahnte Wellen schlagen könnten – besonders wenn die falschen Leute davon Wind bekommen.«

»So ist es, du hast Recht, Fjodor – wir müssen, so sehe ich es, allen Eventualitäten vorbeugen. Ich werde mich sofort nach Berlin begeben und ein Empfangskomitee für die Herren organisieren – vor allem um die Listen zu sichern, bevor sie in falsche Hände geraten. Schwerpunkt werden ihre Wohnungen sein und die der Verwandtschaft. Da wurde schon eine Übersicht erstellt.

Ich denke, wir kommen am einfachsten über ihre Frauen an sie heran. Die beiden leben, langjährig verheiratet, in geordneten Verhältnissen, haben wir ermittelt. Da setzen wir den Hebel an, da kann kein Kerl widerstehen – das geht an die Nieren und birgt Sprengstoff bei den Gattinnen, wenn sie nicht kooperieren.«

»Nun wollen wir mal hoffen, dass es nicht umgedreht ist

und die Männer froh sind, wenn ihre Hausdrachen verschwinden«, versuchte Folim, mit einem verkniffenen Return, seinen Humor wieder zu finden.

»Ich kann dich beruhigen, danach sieht es nicht aus, Fjodor«, setzte Buch nach, um gleich darauf ironisch lächelnd, mit dem Galgenhumor eines Angeschossenen, in einer offenen Wunde des Russen zu stochern: »Was macht übrigens die Großmutter des Präsidenten, die Hubschrauber-Entführung neulich – wisst ihr schon, wer es war?«

Fjodor Folims Augen blitzten getroffen, er zögerte einen Augenblick und wurde dann förmlich: »Es waren Leute von unserem Militär-Geheimdienst in einer Kommandoaktion. Es steht wohl bald was in der Zeitung, vermute ich, – eine Todesanzeige,– unter der Rubrik Plötzlich und unerwartet, einen hohen Offizier der Operation betreffend. Den hatten wir schon geortet. Bloß dann ist er uns bedauerlicherweise im Urlaub beim Tauchen in der Türkei, wohin er sich per Rochade gleich nach der Aktion abgesetzt hatte, ertrunken. Ein schlimmer Fehler unserer eigenen Leute, denn er stand unter unserer Beobachtung, aber die haben nicht bemerkt, das ihn Kampftaucher unter Wasser angegriffen haben. Wir denken es waren polnische Agenten, aus Rache, denn das Opfer der Atacke war der damals kommandierende Sicherheitsoffizier auf dem Flugplatz von Smolensk, du erinnerst dich? – Der Absturz des polnischen Präsidenten.

Auch haben wir über die Satelliten-Aufklärung den ominösen Hubschrauber-Flug rekonstruieren können und

kennen jetzt erste Zusammenhänge. Mehr möchte ich nicht sagen – es ist zu brisant!«

Ernst Buch konnte einen Laut des Erstaunens nicht unterdrücken und fand sich in den Tiefen der russischen Seele immer weniger zurecht, obwohl er schon einige Jahre Dienst tat in diesem kryptischen Groß-Reich. Im Angesicht der soeben gehörten brutalen Problemlösung war er jedoch umso entschlossener, die Gesuchten selbst zu finden. Er musste, vor allem in seinem persönlichen Interesse, derartige Übergriffe auf deutsche Staatsbürger verhindern, denn das barg immer die Gefahr eines Rattenschwanzes von internen Untersuchungen. Und er wollte die Listen, schnell, bevor Dritte – besonders die überall im Untergrund wanzenden Amerikaner, die ständig nach neuem Erpressungspotential suchten – davon Wind bekamen, weil er fühlte, dass die Zeitbombe für ihn im Hintergrund immer lauter tickt.

Die Herren verabschiedeten sich und versprachen, in den nächsten Tagen eine direkte, diskrete und sichere Verbindung nach Berlin zu schalten – auch um ihre Vorgesetzten und andere Dienste nicht aufzuscheuchen.

TEIL IX: Finale Operation Lichtstrahl (Ljutsch)

Es verdrießt die Leute,
dass die Wahrheit so einfach ist!

J.W. v. Goethe

42 Prag – Berlin, Dr. Meißners Notizen

Auf Petr Zeman und sein Auto zu warten, war nicht ihre Stärke. Er verspätete sich. Sie saßen schon eine halbe Stunde in der kleinen, mit barocken Versatzstücken überladenen Lobby des Hotels, in der es an diesem Morgen auch barock-nervös zuging.

Der Hotel-Manager am Tresen pickerte wütend auf dem Keyboard und zeterte mit einem achselzuckend hampelnden Kerl, der offensichtlich der Haus-Techniker war – wie in einem Melodram.

Gäste standen unruhig an, weil es nicht vorwärtsging mit ihren Rechnungen und der Abreise.

Die Freunde hatten schon am Vorabend bezahlt, waren also nicht betroffen – und trotzdem übertrug sich die gereizte Stimmung irgendwie, denn Ilona hatte sich nicht gemeldet. Sie wussten immer noch nicht, auf welchem Wege sie am besten diskret und sicher reisen sollten. Nur das Ziel war klar – Berlin.

Die Meldung vom Vortag aus Budapest, die eine Interpol-Fahndung bestätigte, schwebte noch immer drohend über ihnen – auch deshalb fielen Oie die offenen grünen Grenzen im Schengen-Raum aus dem Gedächtnis in die nervös zuckende, verschwitzte Hand die das Spezialtelefon Ilonas umklammerte wie einen rettenden Haken in der Steilwand.

Er zog seinen Kalender aus der Brusttasche, fand den Namen der einen Notausgang zu bieten schien - wählte und

wartete.

Knistern, Rufen – Rufumleitung: »Meißner!«

»Ahoi Woldemar, hier ist Oie in Prag.«

»Ahoi, das ist aber schön, dich zu hören? Ich stehe gerade beim Bäcker – gleich bin ich dran!«

»Eigentlich, Woldemar, wollte ich dich etwas fragen, was ein bisschen länger dauert. Wir sind hier in Prag, reisen aber heute ab und kommen an deinem Gebirge vorbei.«

»Das ist schön, ich bin zu Hause. Schaut doch mal rein, es ist hier gerade schönes Wetter. Ich würde mich freuen. Aber lass uns in einer halben Stunde noch mal telefonieren, – dann bin ich wieder auf dem Hof.«

»Okay, mache wir!«, rief Oie schnell, der sah, dass Petr gerade hereinkam.

»Entschuldigt bitte, Kameraden, es ist kompliziert am Morgen mit dem Verkehr. Ich musste das Auto erst von einem anderen Stadtteil holen.«

Mit diesen Worten machte er eine Kehrtwende und lief so schnell zum Ausgang, dass die beiden seinen langen Schritten kaum zu folgen vermochten. Draußen war er schon an der nächsten Ecke, als die Männer ihn eingeholten.

»Was ist los, Petr – warum die Eile?«, schnaufte Oie asthmatisch.

»Ich spüre was, es riecht nach Attacke. Da hab ich einen sechsten Sinn, deshalb bin ich nicht vorgefahren und stehe am Kafka-Museum. Muss keiner sehen, wie ihr abgefahren seid.«

Hinter einer weiteren Ecke am Museum standen sie vor

einem uralten, aber gepflegt-glänzenden, stahlblauen Skoda, warfen ihr leichtes Gepäck unter die Front-Haube und starteten.

Als sie am Hotel vorbei fuhren, hielt vor dessen Eingang gerade ein Wagen der Polizei. Die Männer rutschten unwillkürlich in die Sitze – Petr gab aufheulend Gas.

Auf der Autobahn Richtung Norden griff Oie wieder zum Telefon und drückte die Wahl-Wiederholung, worauf er Woldemar Meißner in die Leitung bekam.

»Ja, jetzt ist es besser«, bestätigte der, »wie geht's? Wir wollten uns ja auch mal melden, wenn wir nach Berlin kommen, aber schaffen es nicht hin – so ist das. Ihr also jetzt hier – wann könnt ihr da sein? Klara ist aber bis zum Abend auf der Arbeit.«

»Uns geht's gut. Ist kein Problem Wolde, Katharina ist auch nicht dabei. Ich bin hier mit einem Freund unterwegs, in einer alten Sache. Wir sind jetzt auf dem Weg im Auto eines tschechischen Freundes auf der Autobahn Richtung Dresden, würden dann aber über Most zum Grenzübergang Cesky Jiretin kommen. Dahin, wo wir damals auf dem Grenzmarkt waren – könnten wir uns dort treffen?«

»Warum kommst du nicht direkt zu mir?«, wunderte sich Wolde.

»Das geht nicht, wir müssen uns erst mal dort treffen, dann kann ich es dir erklären. Außerdem muss unser tschechischer Freund sofort zurück nach Prag.«

»Schon gut, so können wir es auch machen, – der Markt ist ja nicht mal eine halbe Stunde von uns. Lasst uns

dreizehn Uhr ins Auge fassen, dann komme ich dorthin.«

»Danke, Woldemar, dreizehn Uhr, ich freue mich, dass wir uns mal sehen können. Alles andere später. Es gibt viel zu erzählen!«

Petr, der verstanden hatte, wohin es geht, winkte beruhigend ab: »Über drei Stunden noch, das schaffen wir gut.«

Ilonas Krypto-Telefon schnarrte. Samuel nahm ab. Am anderen Ende war offensichtlich seine alte Flamme, denn die Haltung straffte sich, wobei seine Gesichtszüge etwas mild-freudiges bekamen. Beim Säuseln wandte er sich ab, sodass Oie nur undeutlich wahrnehmen konnte, dass da Komplimente getauscht wurden. Als Samuel aufgelegt und Oie von Ilona gegrüßt hatte, fragte der ironisch, ob es Substanzielles gäbe – außer geraspeltem Süßholz?

Samuel schaute wie ein von seinen Studenten kritisierter Professor und sagte dann: »Verbindungen. – Oberst Horvath hatte wohl Verbindung zu Tuomas und erfahren, dass er keinen Draht mehr zu General Saizew bekommt – also keine Informationen mehr von der Quelle. Vorsicht. – Wir sollen äußerst vorsichtig sein, sagt er, denn der Sicherheitsdienst der Russen grollt mächtig wegen euch durchgeknallten Rentnern – man hört es bis rüber nach Finnland.

Die plötzliche Funkstille bei Saizew beunruhigt ihn, auch für unseren weiteren Weg – und natürlich die Rasterfahndung, von der er aus Deutschland hört. Wir haben mit unserem Ausflug in die Geschichte wohl eine Menge Leute in den Diensten aufgescheucht, wenn die so einen

Aufwand betreiben, meint Tuomas.

Heimat. – Aber was soll’s, da müssen wir durch, – Hauptsache es geht in Richtung Heimat.«

Kurz darauf rief Tomek bei Oie an und bestätigte die Informationen, die Samuel von Ilona übermittelt hatte: »Aber eine gute Nachricht ist auch dabei«, sagte der. »Die neue Adresse von Oberst Gros in Berlin ist Weißensee, Smetanastraße Hausnummer neun – allerdings ohne aktuellen Telefonanschluss, – den haben wir nicht. Immer weniger Leute haben Festnetz-Anschlüsse – auch in Ungarn.

Wie geht ihr rüber nach Deutschland?«

»Wir treffen nachher einen alten Studienfreund und Mannschaftskameraden aus dem Erzgebirge – der holt uns irgendwie über die grüne Grenze, denke ich.«

»Gute Fahrt – wir bleiben in Verbindung.«

Hinter Most wurde es bald ländlich einsam mit schmalen, sich schlängelnden steilen Mittelgebirgsstraßen, flankiert von vielen jungen Wäldern, hinauf zum Kamm des Erzgebirges.

Als sie in Cesky Jiretin einfuhren, das nur aus wenigen Häusern und einem großen Grenzmarkt bestand, war soviel touristischer Trubel, dass Petr Schwierigkeiten hatte, einen Platz für sein Auto zu finden.

Sie stiegen aus, waren eine viertel Stunde zu früh und schlenderten wie Einkaufstouristen über den Markt. Asiatischer Nippes, Textilien und Haushaltwaren, denen man oftmals das Leben auf der Resterampe ansah, prägte das Bild. Am Ende der Verkaufsgasse schauten auf der

deutschen Seite schon die ersten Häuser heraus – da kam ihnen auf halbem Wege Woldemar Meißner entgegen.

Oie und Meißner strahlten, umarmten sich und klopften die Schultern. Petr und Samuel wurden vorgestellt, ebenso Dr. Woldemar Meißner. Sie musterten sich und fanden, das muss begossen werden.

Gleich nebenan war ein Tresen mit Böhmischem Bier und die Männer fühlten, dass ihnen das jetzt fehlte. Vier Halbe wurden geordert – sie stellten sich an einen Fass-Tisch in der Nachbarschaft und prosteten sich zu.

»Wunderbar«, freute sich Samuel, und man wusste nicht, ob es mehr der Anblick der nahen Heimat oder der Geschmack des guten Bieres war, der ihn berührte.

»Hier stehe ich mit Klara öfter, wenn wir unseren Wochenend-Einkauf besorgen«, erzählte Woldemar. »Die einfachen Dinge bekommt man hier viel preiswerter. Auch ist so ein Markt-Trubel eine willkommene Abwechslung in der Einsamkeit des Gebirges. An diesen Grenzhandel hat man sich hier gewöhnt – das ist richtiges Leben. Der Markt ist Teil unserer regionalen Identität geworden, ob es uns gefällt oder nicht, denn es gibt nicht wenige, die ihn für falsch halten und dagegen polemisieren.

Leben ist immer richtig – um mal diesen blödsinnigen, aus dem Westen rüber geschwappten Nachwende-Spruch der Alt-Achtundsechziger zu konterkarieren, – von wegen, es gibt kein richtiges Leben im falschen. Oie, du weißt, was ich meine – auch in brüchigen Zeiten und Verhältnissen gibt es doch immer richtiges, ehrliches und pralles Leben. Doch was

treibt euch hierher, zu uns ins Gebirge?«

»Eben das – wir suchen Spuren davon, vom richtigen Leben damals in den entscheidenden Jahren, Monaten und Tagen vor der Wende. Was lief da wirklich – und was waren die Hintergründe?

Samuel und ich, wir sind in dieser Sache am Schluss einer langen Reise durch den Osten, haben Leute getroffen und Dinge erfahren, die nicht klar waren, seit über zwanzig Jahren. Davon können wir dir nachher erzählen, du wirst staunen!

Petr hat uns hergebracht – weiter geht aber nicht, denn wir sind auffällig geworden auf unserer Reise und werden gesucht. Wir müssen deshalb unkontrolliert nach Deutschland rüber – unsere Pässe können wir nicht vorzeigen!«

Woldemar schaute etwas verdutzt, begriff langsam, duckte die Augen unter den weißen, langborstigen Brauen und sagte dann lächelnd: »Wir machen das so Oie – ich besorge jetzt das, was ich eh in den nächsten Tagen kaufen wollte, Kartoffeln, Äpfel, Mineralwasser und Bier. Dann helft ihr mir schleppen, da über die Grenze.

Es kontrolliert keiner, wenn wir uns wie die Einheimischen aufführen. Vorne stehen nämlich zwei vom Zoll, die da sonst selten stehen. Ich nehme noch zwei Stangen Zigaretten, für meinen alten Nachbarn – die lasse ich aus meiner Tasche schauen und gehe auch ein paar Meter voraus. Dass die mich dann zur Kontrolle hochziehen, ist klar, weil sie vermuten, da ist noch mehr. Inzwischen

könnt ihr mit dem Einkauf vorbei – so funktioniert es.

Mein Auto steht da vorne, gegenüber dem Gasthof Grenzhof. Ein froschgrüner Geländewagen mit WM im Kennzeichen – da treffen wir uns.«

Sie verabschiedeten sich von Petr und versprachen, ihn auf dem Laufenden zu halten. Spätestens, wenn sie ihn nach Berlin einladen würden – in ein paar Wochen.

Der Einkauf war dann schnell erledigt. Oie versteckte sein Gesicht hinter einem Sack Kartoffeln auf der Schulter, Samuel trug zwei große Pakete Mineralwasser, eins davon auf der Schulter, und hielt Abstand zu Oie.

Voraus ging Woldemar mit einem großen Beutel Äpfel und zwei Stangen Zigaretten, die aus dem gut gefüllten Plastbeutel schauten.

Hinter der Grenze, die nur mit einem Pfahl markiert war, wurde Woldemar, wie vorhergesehen, herausgefischt, während dessen sich Oie und Nussbaum im Schwarm der kleinen Fische vorbei bewegten.

Sie gingen zum Auto am Gasthof.

Kurze Zeit später kam auch Woldemar und schlug Oie lachend auf die Schulter: „Das ich das noch erleben darf – wir wieder beim Versteckspiel mit der Ordnungsmacht.“

Oie grinste erleichtert über die schnelle Grenzpassage und erzählte Samuel, während sie ins Auto stiegen, von ihren Judo-Reisen im Ostblock, mit den Barkas-Kleinbussen, auf denen sie immer auch Tauschhandel betrieben – das

Versorgungsgefälle zwischen den Bruderländern als Studenten nutzend.

Ost-Jeans und gebrauchte Kleidung nach Polen, dafür Heizlüfter, Leder und Schaffelle nach Deutschland. Strumpfhosen nach Tschechien, Bulgarien und Rumänien – zurück mit Schallplatten von West-Bands, mit denen man die heimatlichen Platten-Tauschringe befeuern konnte. So ging das damals und immer auch am Zoll vorbei, erinnerten sie sich an lustig-skurrile Geschichten aus dieser Zeit.

Nach einer halben Stunde Auf und Ab durchs Gebirge, fuhren sie auf dem alten Drei-Seiten-Hof Woldemars vor. Er war in Hanglage gegründet, mit dem Gesicht zum Baum begrenzten Dorf-Anger und einem mächtigen Wiesenhügel im Rücken. Durch die Lage am Hang konnte ein Fuhrwerk von oben über eine keilförmige, waagrechte Rampe in die im Abstand rechtwinklig zum Haupthaus stehende Scheune einfahren. Drunten waren ehemalige Ställe. Ein weiteres Stall- und Garagengebäude stand auf der anderen Seite und komplettierte die Anlage.

Die über hundertfünfzig Jahre alten Häuser hatten steile, graue Schiefer-Dächer, um den im Winter oft meterhohen Schnee abzuweisen. In ihrem weiß gekalkten Putz und den silbergrauen Hölzern stand die wettergegerbte Haut der Gebäude im schönsten Kontrast zum sommerlich-wuchernden Grün des Obstgartens, der Blumen und Sträucher.

»Jetzt ist erst mal Mittag«, brummte Woldemar, ging mit ihnen in die Küche und warf den Herd an. »Klara hat So-da-

Suppe gekocht aus dem, was im Garten so-da-ist, da sollten wir uns jetzt ranmachen, sonst kann ich nicht klar denken. Dreißig Jahre im Betrieb – Mittag ist Mittag!«

Er holte drei Bier aus dem Kühlschrank und sie setzten sich an den Mittagstisch.

Die Gartensuppe mit Rindsklößchen war vorzüglich und schmeckte ländlich-pikant, wie es Samuel genüsslich formulierte. Zum Nachtisch gab es Vanille-Pudding, den Oie nicht anrührte. Woldemar pries ihn löffelnd mit der Bemerkung, der Pudding von Klara, mit Beeren, Obstgeist und Zimt sei berühmt – ein verlässlicher Stimmungs-Aufheller im harten Klima des Gebirges.

Oie winkte dankend ab und brummte: »Damit habe ich vor Jahren abgeschlossen, Woldemar. Bier ist jetzt mein Pudding, – den vertrage ich nur, wenn er mit Bier angerührt ist. Prost darauf.«

Die Männer lachten und stießen an.

Während des Essens gingen Oie und Woldemar die Haupt-Nachrichten aus ihrem gemeinsamen Freundeskreis der Judoka durch, landeten aber bald bei Meißners geknitterter Seelenlage – denn Woldemar, Anfang sechzig, war aus der Arbeitslosigkeit der letzten zehn Jahre in den Vorruhestand gefallen, weil es hier oben im Gebirge nichts gab, was er noch hätte tun können.

Er war von schlanker, mittelgroßer Gestalt, mit den für dieses Alter üblichen männlichen Überkurven. Sein Gesicht war schmal geschnitten und von einem weißen Igel mit Geheimratsecken bekrönt. Markante Lachfalten um die

neugierigen Augen zeigten, dass er vieles durchschaute von Komik und Tragik und Schwachsinn der Welt.

»Du musst wissen, Samuel, Woldemar hatte seine zwei letzten Studienjahre, als ich gerade anfing an der Hochschule. Er hat Elektrotechnik-Elektronik studiert, dann hat er promoviert und arbeitete in einem Institut des Zentrums für Mikroelektronik, Dresden.

Woldemar, erzähl das mal genau, was du da als Chef gemacht hast. Samuel ist Mathematiker und Kryptologe, – den wird das interessieren. Auf unserer Rundreise durch den Osten machen wir nämlich seit drei Wochen Interviews mit Fachleuten über die Zeit vor der Wende. Was da geschah, was sie bewegte, was sie taten unter dem Druck der Verhältnisse, – um ein Bild zu bekommen von der mentalen und faktischen Situation, bevor die Wende so richtig losging. Erinnerst du dich?«

»Dass ihr da Scherereien bekommen habt, kann ich mir jetzt vorstellen», nickte Woldemar. »Das ist brisant, schon allein deshalb, weil die offizielle Geschichtsschreibung uns Fachleute im Osten als zurückgebliebene, unfähige Trottel darstellt, oder Mitläufer oder Günstlinge, die dem Rattenfänger von Hameln – der Partei – einfach so hinterher gelaufen sind. Es ist schlimm, wenn man dieses ahnungslose Gequatsche hört und liest, wo einer vom anderen abschreibt, – statt die Leute zu fragen, die wirklich dabei waren und Verantwortung trugen. Das ergäbe ein viel differenzierteres Bild, als die absichtsvollen Verdächtigungen durch die Wende-Hälse im Schwarz-Weiß-Raster ihrer West-geborenen

Vorurteile.«

Er hatte sich etwas in Fahrt geredet und schaute dann überrascht, als Samuel ihm anbot: »Thema. – Das Thema, Oie. Woldemar steht, scheint es, zwar nicht direkt in unserem Thema der Europäischen Perestroika, aber da ist sicher Stoff für unsere geplante Anthologie der Stimmen zur Vorwendezeit. Ich vermute stark, da könnte was dabei sein.«

»Das sehe ich genauso, Samuel, wir müssen Woldemar aber fragen: Also, Woldemar, wir haben schon viel aufgezeichnet zum Thema und zeigen dir nachher auch was davon, wenn du möchtest. Wir würden deshalb gerne das Gespräch mit dir, deine Informationen aus der Zeit als Chef in der Mikroelektronik mitschneiden, – geht das?«

»Erst zeigen«, reckte sich Woldemar breit grinsend in seinem Großvater-Stuhl.

»Es ist eigentlich noch nicht aufbereitet. Wir könnten dir zur Einführung ein schönes Interview zeigen, das wir bei Hermannis, auf seinem Landsitz gemacht haben, da wo wir vor ein paar Jahren mit den Judokas zur Mitsommernacht waren.«

»Ja doch, zeigt her«, verlangte Woldemar, »kommt mit!«

Gemeinsam gingen sie ein Stockwerk höher ins riesige Wohnzimmer, das offensichtlich durch Zusammenlegung mehrerer Räume entstanden war und von mannsstarken Holzpfeilern des Tragwerkes gegliedert wurde. Der Raum wirkte damit sehr niedrig. Geduckt auch, quasi in Deckung – aus der eine neue Perspektive entstehen würde, so spürte es Oie.

Sie schoben Tomeks DVD in den Player und schauten auf das Gespräch mit Oberst Kiparsky in Lettland.

Woldemar Meißners Augen wurden mit der Zeit immer größer und verträumter. Er schüttelte des Öfteren ungläubig den Kopf und schaute dabei zu Oie. Als diese Sequenz durchgelaufen war, schnaufte er: »Erst mal schön, den Ort wiederzusehen. – Und inhaltlich ist das eine richtige Bombe, was da gesagt wird. Das stellt vieles auf den Kopf, was man aus der offiziellen Geschichtsschreibung kennt – ist aber so logisch, wenn man die Sowjets kannte. Die imperiale Macht, die im Osten immer tat, was sie wollte. Also auch einfach aussteigen, oder – noch zu Stalins Zeiten – jede Menge unbequemer Geister erschießen lassen.

Solch radikale, sprunghafte und konspirativ eingefädelte Verhaltensmuster haben wir auch in der Wissenschafts-Kooperation erlebt. Wenn was nicht passte – meist, weil die ihren überorganisierten Teil wegen inkompetenter Bonzen nicht rechtzeitig auf die Reihe bekamen – wurde das ganze Thema geerdet oder von oben, aus Moskau, noch einmal zu ihren Gunsten umgemodelt. Mit oftmals einschneidenden Folgen, denn wir mussten nicht selten von vorn beginnen.

Einfach beeindruckend, das vom Kreml-Flug jetzt zu sehen nach so viel Zeit, die vergangen ist. Habt ihr noch mehr davon?«

»Ja, aber da wird es grundsätzlicher. Wirtschaft, Finanzen, Abrüstung, Perestroika und die geheimdienstlichen Hintergründe der Revolutionen im Osten – das ist eigentlich noch nicht für die Öffentlichkeit

bestimmt.«

»Quatsch, Oie«, entgegnete Nussbaum. »Testlauf. – Das ist hier ein Testlauf, wie der ganz normale qualifizierte Bildungsbürger des Ostens darauf reagiert, das zu hören. – Ich bin jedenfalls gespannt.«

»Wo du recht hast, hast du recht, Samuel – lass es laufen!«

Nach einiger Zeit, unterbrochen von kleinen Bierpausen, hatten sie alles gesehen und Woldemar war sichtlich erschüttert – aber auch fühlbar motiviert.

»Bau deine Kamera auf«, forderte er von Samuel, »ich hol nur mein Notizbuch, wo ich damals, zu Hause, all das eingetragen habe, was sonst nirgendwo niedergeschrieben werden durfte. Meine privaten Notizen aus Absurdistan vor dem Zusammenbruch.«

Er stand auf, ging hinüber zum wandfüllenden Bücherregal und fand sehr schnell ein handtellergroßes schwarzledern eingebändeltes Büchlein, das er strahlend aufschlug, während er zurückkam.

Er setzte sich auf den von Samuel zurechtgerückten und mit einer Stehlampe ausgeleuchteten Platz an der Stirnseite vom großen Esstisch. Die Ellenbogen aufgestützt, das Büchlein nervös blätternd, holte er tief Luft: »Ich weiß noch, wie wir im Wendejahr Tag für Tag gebangt und gehofft haben. Wie geht es weiter in unserem Forschungsinstitut, welcher Schlag ins Kontor kommt als Nächstes – und vor

allem, wann kommt wieder eine Perspektive in unsere Arbeit rein?

Dass es nicht mehr so weitergehen konnte, fühlten wir als Verantwortliche schon lange, und es wurde uns auch faktisch von Tag zu Tag mehr bewusst. Auch unseren Mitarbeitern. Die schauten doch auf uns und wir hatten keine Antwort.

Ich war damals in meinem Bereich der Chef für über hundert hoch qualifizierte Entwickler in der Mikroelektronik – die waren voller ungeduldiger Fragen und zunehmend ratlos-frustriert.

Von den verantwortlichen Ebenen der Regierung, die unsere Auftraggeber waren, kamen keine Antworten, nur die üblichen offiziellen Anweisungen von schneller-höher-weiter, wie wir das bei der Planerfüllung ironisch nannten.

Ansonsten Ost-Nachrichten, die alle Probleme ignorierten. Privat – von der anderen Seite – West-Nachrichten, die mit ihren Berichten über die Fluchtbewegungen nur die Symptome skandalisierten. Dabei wurde uns von den West-Medien nichts gesagt, über den inneren Zustand der DDR, was wir nicht selbst wussten. Es war nicht mehr als eine Bestätigung. Vieles von der West-Propaganda, die immer mal versuchte, eine Ausreisewelle zu befeuern, verstanden wir als verwurzelte, hoch qualifizierte Fachleute aber auch nicht: Was war so schlimm an der DDR, das man unbedingt ausreisen musste?

Nichts, – es ist doch zutiefst menschlich, einem humanistischen Ideal zu folgen und dann auch bei der

Stange zu bleiben, auszuhalten, um der Familie und der Freunde willen – da wo das Schicksal einen hingestellt hat – und nicht gleich den Planeten zu wechseln.«

Woldemar Meißner schob missmutig die Augenbrauen vor, ließ den Blick aus dem Fenster über den Hof streifen, um sich dann lächelnd zurückzulehnen: »Da war dann, quasi als mentale Hornhaut, auch viel von diesem sächsischen spöttisch-verfrusteten Rummären unter den Verhältnissen bei meinen Leuten. So was wie: ›Ich habe gerade keine Zeit, denn ich muss Kaffee machen. Der Sächsische ist der Beste und den mache ich jetzt – und bleib mir bloß weg mit der Weltrevolution – das kommt dann, das hat Zeit!‹

Irgendwie lebten wir damals doch zwischen Hoffen, Bangen, Resignation und Lähmung. Die einen, wie ich, lebten mit Verstand, Hoffen und Bangen im Herzen – die anderen nur mit der Einkaufsliste ihrer unerfüllten Sehnsüchte im Kopf.

Die mit dem Herzen glaubten an das gerechtere System – und dass alles noch werden kann, weil sie der Kraft des Geistes, der humanistischen Idee und ihren Händen vertrauten.

Die mit dem Kauf-Kopf – abwägend und leidenschaftslos – wussten oder fühlten, je nach Bildungsniveau, dass derartiges Wirtschaften überhaupt nicht gut gehen konnte, und so ihre Sehnsüchte nie zu erfüllen wären.

Die augenscheinlichen Beweise lieferte das Westfernsehen ja täglich mit der Skandalisierung unserer sichtbaren politischen Verwerfungen, auch mit dem Kontrast

zwischen unserer Mangel-Versorgung und der schönen Warenwelt des Westens.

Das autoritär-bissige System – denn die DDR war nur scheinbar ein Land, sie war mehr ein Zustand, besser ein Zwischenzustand – dieses System hatte sich wie ein fetter vielarmiger Kraken über uns und alles gestülpt.

Trotzdem haben wir immer versucht das Beste daraus zu machen – für unser Unternehmen, für uns, und die uns nahestanden. Menschlich treu, einfach und unaufgeregt.

Es war doch ein beschützender Käfig, ein Biotop für die Mehrheit der Angepassten – denn es gibt auch ein Menschenrecht auf Anpassung, glaube ich.

Dieses Käfig-Biotop war aber auch einengend und bedrückend für Freigeister, Entwurzelte und Unangepasste, das gebe ich gerne zu.

Natürlich hatten unsere Leute die Schnauze voll, von ihren Chefs erzählt zu bekommen, wie wichtig ihre Leistung ist – nicht aber das Material, die Teile, Technologien und Mittel, diese Leistung auch zu erbringen. Auch hatten im täglichen Leben die Verkäuferinnen die Schnauze voll davon, nicht erklären zu können, warum es dies und das in der Grundversorgung wieder einmal nicht gab.

Dabei hat uns exzessiv geärgert, dass wir es selten selbst ändern konnten – in der bleiernen Zeit, die mit dem Kalten Krieg kulminierte und im Wendejahr den Anflug einer Totenstarre bekam.«

Mit einer schnellen Bewegung griff Woldemar zum Bierglas, zögerte einen Moment und trank dann mit

geschlossenen Augen sichtbar nachwirkende Bedrückung herunter.

»Wir führten in unserem Institut endlose, machtlose Diskussionen um die Notwendigkeit technologischer Investitionen, ohne die Hightech schlicht nicht denkbar ist. Aber es kamen immer nur Versprechungen von den zuständigen zentralen Planungsbehörden.

Wir haben alle gehofft damals, von Monat zu Monat, dass sich was löst, sich wirtschaftlich und politisch zum Guten wendet – aber dass es so auf die Schiene gesetzt wurde, wie ihr durch die so unterschiedlichen Aussagen jetzt belegt habt, dass es zu einem bestimmten Zeitpunkt diese Resultate, den großen Frieden und die Öffnung bringt, – wer hätte das gedacht? Das ist phänomenal – nur leider kam für uns alles zu spät.

Heute wissen wir: Jahre zuvor hätten wir noch eine Chance gehabt, den technologischen Anschluss zu halten. So kam das, was nach einer Konkurs-Verschleppung immer kommt: die Abwicklung und der Ausverkauf.

Noch heute verfolgen mich Albträume, und ich sehe skurrilerweise in mein Gehirn hinein, wie in unser dann ausgeräumtes Entwicklungszentrum. Möbel und Einrichtungen hat gerade der Trödler geholt, Papiere und Elektronik-Schrott liegen wüst auf dem Haufen. Dabei schaue ich in die traurigen Augen meiner starr verharrenden Mitarbeiter ringsum, die mich fragen: Warum? Diesen Albtraum habe ich öfter, auch wenn er langsam immer schemenhafter wird.«

Woldemar goss Bier ein, hob das Glas in die Runde, wie vor einer Tischrede und setzte nach: »Warum? – Wir waren alle einer grenzenlosen Utopie aufgesessen, von einer gerechten Gesellschaft mit Arbeit für alle – ohne Krieg, Unterdrückung, Zukunftsangst und Ausbeutung. Wir haben dafür persönliche Freiheiten eingetauscht und uns untergeordnet, solange wir Hoffnung hatten, dass sich auf fachlicher Ebene, vor allem in der Effizienz unserer Arbeit, etwas bewegen lässt.

Als das nicht mehr möglich war, weil wir mit dem hochoffiziellen Widerstand der Partei gegen die Perestroika fühlten, dass dieses paranoide, sicherheitszentrierte System die letzten Ressourcen frisst, begannen wir innerlich nach Alternativen zu suchen und entwickelten Ausweich-Strategien gegen den täglichen Schwachsinn.

Wir wollten so das Heft des Handelns selbst in die Hand nehmen, unser Unternehmen und die Gemeinschaft retten, indem wir es endlich produktiv und die Gesellschaft demokratisch machen. Wir wollten wenigstens darauf vorbereitet sein und hatten schon komplett durchgeplante Projekte von Fertigungs-Linien, um den Anschluss zur technologischen Spitze zu schaffen.«

»Wie ging das in so einem bedeutenden Forschungszentrum, mit sicher extremer Überwachung der Mitarbeiter?«, fragte Nussbaum.

Woldemar blätterte: »Hier hab ich es. Gleich zu Anfang eine Frustnotiz, die typisch war für diese Zeit: Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf, wurde uns im Parteilehrjahr –

mit erhobenem Zeigefinger – mit Blick auf den Kapitalismus immer erklärt. Zu seiner Entschuldigung muss man aber sagen, dass der Mensch dem Menschen auch oft ein Schaf ist – da haben Wölfe in jedem System leichtes Spiel.

Aber unsere hochintelligenten Spezialisten waren alles andere als Schafe, die rochen, dass es nicht mehr so weiter ging. Entgegen den offiziellen Verlautbarungen der Propaganda wurden wir, in Bezug auf unsere technologischen Ziele, objektiv immer ineffizienter – und dann auch täglich zynischer gegenüber diesem verkalkten System.

Wenn ich den Schwachsinn immer höre, von den Mitläufern«, erregte sich Woldemar. »Die gebildeten DDR-Bürger, die Fachleute und Leistungsträger waren keine Mitläufer – sie haben das derart unfähige Wirtschaften, im Angesicht der Fakten, nicht toleriert!«

Woldemar hob die Arme, um die Worte wie mit Händen zu wägen: »Lob der Deutschen Sprache – sie ist zu präzise und zu facettenreich, um solche oberflächliche Beschreibung durchgehen zu lassen. Toleranz nämlich, setzt fassbare, divergierende Inhalte voraus. Ohne relevante Inhalte auf der anderen Seite aber ist nur Ignoranz möglich. Parteichinesische Parolen von schneller-höher-weiter oder Durchhalteparolen ohne objektiven Hintergrund sind keine Inhalte – so was konnte man nur ignorieren.«

»Das beschreibt, auch aus meiner Erfahrung Woldemar, exakt die Wirklichkeit in der Endzeit, bei vielen Leistungsträgern in den fachlichen Eliten des Landes«, warf

Oie ein, »in diesem Zwiespalt zwischen Erfüllung der Aufgaben als Mensch, der Gemeinschaft verpflichtet, – und Widerstand gegen den wirklichkeitsfremden Schwachsinn des Partei-Apparates. Es war dabei immer eine Frage des Charakters, der Bildung und der Mentalität – vielleicht auch der bereits mental empfangenen Schläge - wie einer stand, sich artikulieren konnte und vorwagte.

So was kommt in Grundzügen schon aus dem Buddelkasten der Kindheit, sagen Verhaltensforscher – deshalb kann man es pauschal niemanden zum Vorwurf machen.«

»Ja so war es. Die Mehrheit unserer Fachleute tat ihre Arbeit so gut es unter den herrschenden Bedingungen ging, sie versuchten gute Menschen zu sein und ignorierten die Funktionärskaste, weil da seit Langem keine glaubwürdigen Inhalte mehr zu erkennen waren – nur Sprechblasen.

Wir wehrten uns spöttisch oder zynisch, wenn uns die Funktionäre zu nahe kamen. Es war die noch intakte bürgerliche Moral, die christlichen Wurzeln der Erziehung bei vielen, die es uns erlaubte und gebot, schon im Kleinen zu widerstehen. Auch als Atheist, wenn man sich an die postulierte, so genannte sozialistische Moral hielt, die ihre Wurzeln eben auch in der christlichen Kultur hat, kam man zu den gleichen Schlussfolgerungen: Lüge und Vertuschung, Unterdrückung und Fälschung sind keine menschlichen Verhaltensweisen, die man tolerieren darf.

Der Frieden musste trotzdem gewahrt bleiben, das wussten wir, auch wenn man uns damit, in den Maßstäben

der Pharisäer von heute, als Mitläufer denunziert.

Das ist einer der Gründe für die manchem Westler rätselhaft erscheinende Stabilität der DDR. Die Menschen waren Meister in der Defensive, wenn ihnen der Apparat mit seinen Zumutungen zu nahe kam – ob es nun Pflichtdemonstrationen, politischen Versammlungen oder aktionistische Sonder-Schichten zu vergurkten Plänen waren.

Unsere Mitarbeiter, wie die Mehrheit des Volkes denke ich, suchten sich, quirlig und wie die Moleküle des Wassers verbunden, den Weg des geringsten Widerstandes – aber niemals bergauf. – Das versuchten nur Narren!«

»War es Leiden bei euch als Bürger und Spezialisten, wie es heute so oft beschrieben wird, von den selbst ernannten Widerstands-Kämpfern gegen das System?«, fragte Oie. »Ich jedenfalls habe es im letzten Jahr in den Betrieben so empfunden: stilles Leiden, in einem stillen Land. Auch öffentliches Leben, in Verhalten und Worten, erschien mir zunehmend unter einer Dunstglocke des Unwirklichen, des Gekünstelten, des Verkrampften und des Beschränkten. Privates dagegen kam – als Ausgleich – dann oft laut, lustig und komödiantisch daher.«

»Das kann ich bestätigen. Leiden war es auch bei uns, vor allem fachlich. Ein Jahrzehnt zu sehen, was nötig und was möglich wäre, mit diesen hochkarätigen Fachleuten, und es nicht zu dürfen – das hat viele Mitarbeiter in die Resignation und einige in die Ausreise getrieben. Vor allem aus Mangel an fachlichem, internationalem Austausch – und an

Investitionen in die Arbeitsfähigkeit.

Wir sahen die Defizite und wir wussten, mit diesem Wirtschaftssystem der zentralistischen Planung und Mangel-Verwaltung wird es in der sich weltweit rasant entwickelnden Mikroelektronik nichts. Nur sagen und begründen durfte man es nicht, ohne Gefahr zu laufen, in die staatsfeindliche Ecke gestellt und abserviert zu werden – nicht selten bis auf die Grundmauern der persönlichen Existenz.

Auf der anderen Seite aber hatte niemand Existenzangst und jeder eine gesicherte Arbeit. Du bekamst pünktlich dein Gehalt, die kostenlose medizinische Grundversorgung und kulturelle Teilhabe für alle war gewährleistet. Für die Bildung der Jugend von klein auf wurde vergleichsweise viel getan – natürlich im Rahmen der bescheidenen Möglichkeiten. Wenn selbst die oberste Bonzen-Schicht lebte wie Fleischermeister in Gelsenkirchen, wird das deutlich. Diesen Vergleich, der da nach der Wende von West-Reportern im Angesicht der Funktionärs-Enklave Wandlitz getroffen wurde, fand ich komisch und treffend, denn auch das Niveau der offiziellen gesellschaftlichen Diskussion, das diese Leute zu verantworten hatten, entsprach, mit wenigen Ausnahmen, diesem Standard – ohne jetzt der ehrenwerten Zunft der Fleischermeister zu nahe treten zu wollen.

So war das: Und was der Staat nicht leistete, hat der Bürger selbst gerichtet.

Unser ganzes Land war doch eine Reparier- und Improvisier-Gesellschaft. Wir – als DDR-Insassen, wie ich es

spöttisch nannte – waren mit unserer ungenutzten Energie, mit unseren überschüssigen Fähigkeiten und Kapazitäten, mit unseren goldenen polytechnischen Händen Dienstleister für uns selbst – und im Tausch mit jedem, der etwas Besonderes zu bieten hatte.

Dazu habe ich meine Leute auch ermuntert, wenn es fachlich wieder mal nicht vorwärts ging, wir auf Beschlüsse, Material oder Bauteile warteten. Privat geht vor Katastrophe, war überall – lustig oder zynisch – das finale Argument.

Dienstleistung und Organisation beruht auf Kommunikation, dafür brauchte man ein Telefon, das im Osten kaum einer zu Hause hatte, auf der Arbeit aber jeder in Reichweite. Das war für den DDR-weiten schwunghaften Tauschhandel mit so genannter Bück-Ware, seltenen Konsumgütern, Ersatzteilen, Baumaterialien, selbst Produziertem, Freizeitartikeln, Theaterkarten oder Ferienunterkünften, wichtig. Bei den Sowjets, mit denen ich oft zu tun hatte, gab es dafür den Spruch: ›Die tun so, als ob sie uns bezahlen, – und wir tun so, als ob wir arbeiten.‹

Das konnte auf Dauer nicht gut gehen, gerade in einem Gesellschaftssystem, das von sich behauptete, den Fahrschein zum Sieg durch die höhere Produktivität in der Tasche zu haben, denn alle Fachleute durchschauten das tägliche Gedöns der staatstragenden Erfolgsmeldungen aus dem Propaganda-Apparat, die bei uns nur noch Kopfschütteln auslösten.

Die DDR war für mich deshalb auch das komischste Land

der Welt, mit der für alle sichtbaren, Himmel schreienden Diskrepanz zwischen Propaganda und Wirklichkeit.

Der tägliche politische Witz auf der Arbeit à la Radio Jerewan: ›…im Prinzip ja, aber …‹ war deshalb nirgendwo so vielfältig, ätzend und verbreitet wie im Osten. Das lag wohl besonders an diesem hanebüchenen Widerspruch zwischen visionärem Zukunftsbild und der täglichen Realität – man durfte nur nicht das Lachen verlernt haben.

Und wenn es einem doch mal im Halse stecken blieb, musste man Gelegenheit haben, es auszukotzen. Da halfen Familie, Freundschaften und Kollegen auf eine Weise, die es heute nicht mehr gibt. Eigentlich war es für uns auf der Arbeit oft wie das Erwachen aus einem schlechten Traum – und sofort wissen, was wichtig ist, was richtig und was falsch.«

»Wie seid ihr überhaupt fachlich vorwärtsgekommen unter diesen Bedingungen?«, witterte Oie Fakten im Puzzle vom Bild eines untergegangenen Systems.

»Die inovationshemmenden Mängel des Wirtschafts-Systems und der gleichzeitig wachsende Druck der Embargos, haben unseren fachlichen Einfallsreichtum beim Improvisieren enorm angestachelt. Wir haben täglich – bei der Entwicklung und Produktion mikroelektronischer Bauteile – aus Knete Bonbons gemacht.

Diesen, durch polytechnische Erziehung und Bildung bedingten, kognitiven Vorsprung haben wir eigentlich heute noch, jedenfalls die, die Arbeit auf ihrem speziellen Fachgebiet gefunden haben – dazu aber leider in großer

Zahl abwandern mussten.

Wir sprachen damals im Osten von Zug-machen, wenn wir durch gute pragmatische Beispiele in unserer Arbeit vorangingen. Dreißig Jahre später heißt das jetzt best practice. Dazu würde ich heute noch meinen Beitrag leisten, – aber dieses System lässt mich nicht.

Mit dem Hof meiner kranken Mutter am Hals war mir der Weg bald nach der Wende abgeschnitten – wie allen Fachleuten, denen die Betriebe und Institute geschlossen wurden, und die nicht mobil bis nach Bayern sein konnten. Uns bleibt jetzt nur, was viele tun: erzwungener Müßiggang als Spezialist. Alle, die so ins Aus katapultiert wurden, zehren heute nur noch von ihrem einstigen Leben, denn Freiheit ohne Geld, ist nicht mehr als eine eingebildete Freiheit.«

Dr. Woldemar Meißner schaute für einen Augenblick mit leerem Blick in sein ebenso leeres Bierglas. Oie griff die Flasche und schenkte nach.

»Mikroelektronik. – Was lief denn damals noch bei euch in der Entwicklung der Mikroelektronik, auf die ja viele Fachleute ihre Hoffnung auf eine Überwindung des technologischen Stillstandes setzten?«, warf Nussbaum wie aufmunternd ein.

Woldemar blätterte: »Da hab ich sogar Zahlen, die man gar nicht aufschreiben durfte.

Im Lande waren über 20’000 Wissenschaftler und Ingenieure, 300’000 Fachleute überhaupt, dafür eingesetzt, eine eigenständige Mikroelektronik-Industrie aufzubauen.

Unser Zeiss-Forschungszentrum Mikroelektronik in Dresden stand dabei im Mittelpunkt. Halbleiter-Fabriken gab es in Erfurt und Frankfurt an der Oder.

In jeder Maschine, in jedem Staubsauger, in jedem Küchengerät, die unsere Industrie für den Osten oder die Großhändler im Westen lieferte, waren ja mittlerweile elektronische Schaltkreise drin, die wir entwickelt hatten oder im Auftrag bauten. Wir konnten ein Jahrzehnt halbwegs mithalten in der technologischen Entwicklung und waren im Ostblock Spitze.

Das wurde, mit sich international beschleunigendem Entwicklungstempo, aber immer schwieriger, weil wir dann, in der technologischen Grundlagenforschung und besonders deren industrieller Umsetzung, hoffnungslos hinterher hinkten. Wir kannten ja das internationale Niveau aus den westlichen Fachzeitschriften im Institut, auch von den Messen und Ausschreibungen. Die CoCom-Embargos, so weiß ich heute, waren unser Haupt-Problem.«

»Wie äußerte sich das?«, stutzte Nussbaum. »Wir in unserem Mathematisch-Physikalischen Institut hatten immer die neuesten Computer aus dem Westen, aber die wurden schwarz importiert, über Embargo-Brecher – wissen wir jetzt. Deshalb gab es auch keinen Service, was wir aber schnell selbst drauf hatten.«

Woldemar Meißner blätterte wieder in seinem Büchlein und wurde dann lebhafter: »Als ich nach dem Studium anfing, gab es zum Beispiel noch Mittelspannungs-Implanter für die Produktion von Schaltkreisen in der

Massenfertigung. Diese Maschinen, so hörte man, waren gegen die CoCom-Embargolisten auf dunklen Kanälen importiert worden. Nach Exodus aber, dem verschärften Embargo-Programm Anfang der Achtziger Jahre, war es fast unmöglich neue Stepper und Maschinen zur Kristall-Herstellung zu beschaffen.

Wir hatten für die Produktion solcher Bauteile bis Mitte der Achtzigerjahre eine Kooperation mit Toshiba, die auch alle Bereiche unseres exportträchtigen Schwermaschinen-, Werkzeug- und Textilmaschinenbaues mit Steuerungen versorgten.«

»Kenne ich aus eigener Arbeit«, warf Oie ein. »Diese Maschinen waren in Technik und Design weltweit anerkannt und wurden zu guten Preisen verkauft. Mit den zentralen Entwicklungs- und Designbüros war ein Stand erreicht, der international wettbewerbsfähig war und einen bedeutenden Beitrag zur Achillesferse, dem Devisen-Haushalt, leistete – eben bis zum durch CoCom verhinderten technologischen Sprung in der Mikroelektronik bei den Steuerungen. Unsere zuverlässigen und schönen Maschinen konnten danach nur noch zu Dumping-Preisen verhökert werden, weiß ich. Im Westen wurden sie von den Großhändlern mit modernen Steuerungen nachgerüstet und natürlich teuer weiterverkauft. Uns blieben da nur die Krümel vom Kuchen, würde ich sagen.«

»Ja, so war das, Oie. Die Japaner halfen uns zwar anfangs noch beim Aufbau einer Fertigungsstraße für 64-K-Chips, die auf der Embargo-Liste standen. Das taten sie natürlich auch

aus Eigeninteresse, weil sie damit den Siemens-Steuerungen im Maschinenbau Paroli bieten wollten.

Sie warnten uns aber dann davor, ihre Fertigungsmasken zu benutzen, da sie von den Amerikanern aufgrund der CoCom-Listen wirtschaftlich bedroht wurden und ihren amerikanischen Markt verloren hätten, denn die Maske führt quasi zum Fingerabdruck des Chips und sie wären aufgeflogen.«

Woldemar Meißners Gesicht verfinsterte sich, als er anschloss: »Bei Nacht und Nebel wurden auf einer Müllhalde bei Erfurt – unter Aufsicht der Japaner – die Schablonen für 64-K- und 256-K-Chips mechanisch und chemisch zerstört. Wir bekamen auch das Geld für die Produktionslizenzen zurück, erzählten unsere Chefs. Es waren aber nur Kopien der Masken, die zerstört wurden. Die hatten wir vorsorglich angefertigt, aber auch das war unterm Strich immer noch äußerst fatal, denn unsere industriellen Abnehmer konnten danach nichts mehr bestücken, was in irgendeiner Weise in nach Westen gehende Finalprodukte eingebaut wurde. So hart waren die Bedingungen unter dem CoCom-Embargo.

Damit schmolzen unsere Devisenerlöse im Maschinen- und Anlagenbau, im Fahrzeugbau und der Feingerätetechnik sowie bei den massenhaft produzierten Haushaltsgeräten wie Schnee unter der Sonne.

Von da an musten wir in der Entwicklung und Produktion allein klar kommen, schafften im Jahr achtundachtzig mit unseren Fertigungszentren nur neunzigtausend 256-K-RAM-

Chips, und hatten zudem hohe Ausschussquoten bei der Produktion ohne die technologische Sekundanz der Japaner.

Zum Vergleich: Allein die Österreicher produzierten fünf Millionen Chips im Jahr und die Japaner selbst eine Million der neuesten Generation im Monat.

So war es – und das verdeutlicht den sich beschleunigenden Abstieg in allen zukunftweisenden Bereichen der Wirtschaft.

Wir konnten das, was gebraucht wurde zwar unter Laborbedingungen produzieren, aber nie in relevanter Stückzahl und zu vertretbaren Kosten, bis zum Schluss nicht, weil uns die entsprechende Technik für die Massenproduktion fehlte. Vor allem ein gordischer Knoten war unser Problem – der Hochspannungs-Ionenimplanter.«

»Was für ein Ding? – Nie gehört«, kam da von Nussbaum.

»Das sind abgekapselte Reinraum-Präzisionsmaschinen, mit denen Wafer aus Silizium bearbeitet werden. Wafer, das sind diese kreisrunden Silizium-Scheiben, auf denen hunderte integrierte Schaltkreise in vielen Schritten quasi aufgedruckt werden. Von diesen Maschinen und ihrer Technologie hing damals alles ab.

Hochspannungs-Ionenimplanter waren für die Massen-Produktion von 1-Megabit-Chips unverzichtbar. Der technologische Sprung mit dieser Schlüssel-Maschine war nötig, da die sich im Westen breit entfaltende CAD/CAM-Technologie zum Dreh- und Angelpunkt jedweder Produktivitätsentwicklung in allen Wirtschaftsbereichen wurde.

Zwar wurden, unter Bruch des Embargos, einige periphere Fertigungsanlagen und viele PCs für unsere Entwicklungsabteilung auf dunklen Wegen importiert – aber das war nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Wir traten aufgrund der Embargos auf der Stelle und kamen nicht in die Massenproduktion der neuen Schaltkreise, weil uns diese wichtigste Schlüssel-Maschine für die Chip-Produktion fehlte. Ohne die Chips der neuesten Generation aber verloren viele unserer Produkte und die unserer Kunden im Ostblock ihre Marktpositionen im Westen. Das war einer der Hauptgründe für den ständigen Rückgang der Devisenerlöse und die dann drohende Staatspleite in der West-Verschuldung.«

»Super-Chip. – Aber hatten unsere Medien damals nicht so einen Super-Chip als neueste Errungenschaft bejubelt?«

»Ja, Samuel. Der Honecker selbst zeigte Gorbatschow im Herbst achtundachtzig stolz einen angeblich selbst produzierten Ein-Megabit- Chip. Der kam aber auf geheimen Wegen von unseren japanischen Freunden, weil unsere eigene Serien-Produktion nie anlaufen konnte, denn dieser Hochspannungs-Ionenimplanter – eine zwei Tonnen schwere Maschine aus den USA – konnte nicht beschafft werden. Wir hatten alles für deren Einsatz vorbereitet, selbst die schwingungsfreien Fundamente für die Präzisionsmaschine waren schon gegossen – aber nichts kam.

Bis zur Wende gab es dann mehrere abenteuerliche Versuche über Drittländer und Scheinfirmen – alle ohne Erfolg.

Das ging so weit, dass ein mit Sand beladener Container anstelle der Maschine geliefert wurde.«

»Narretei. – Das klingt wirklich nach Narretei – Sand im Container? In einem System, das glaubte, alles unter Kontrolle zu haben? Wie ging das, das klingt ja unerhört«, schüttelte Nussbaum ungläubig sein Haupt.

»Das war wirklich kurios, denn als unsere Leute den Container entluden, der wirklich als Ladung hochreinen Silizium-Sandes deklariert war, und nach den ersten Reihen weißer Sand-Säcke keine Maschine zum Vorschein kam, hatte der zuständige Begleiter der Außenhandelsfirma einen Nervenzusammenbruch, und wir mussten unseren Betriebsarzt rufen.

Sogleich kam Hektik auf und schlecht gelaunte Typen von der Stasi reisten aus Berlin zur Spurensicherung an, die alle Chefs so befragten, als hätten sie die Maschine gerade durch Zauberei unter ihrem weißen Labor-Kittel verschwinden lassen. Absurderweise wurden auch noch Fingerabdrücke aller genommen, die in irgendeiner Weise in die Nähe des Containers geraten waren. Vom Ergebnis der Untersuchung haben wir nie etwas gehört.

Ganz am Schluss – Monate später – dachten wir allerdings, es klappt doch noch. Eine ebenfalls schon bezahlte Maschine kam über dunkle Wege an, und wir bauten sie unter größter Geheimhaltung auf, denn offensichtlich wussten die auf der anderen Seite, worum wir uns so intensiv bemühten. Und jetzt kommt’s, – die Bombe mit Zeitzünderund die Ironie der Geschichte«, schnaubte Dr.

Meißner, nahm einen Schluck Bier und grinste fatalistisch, »denn dieser technologische Goldstaub, diese Hightech-Maschine, zerstörte sich selbst bei Inbetriebnahme, zur Zeit der Wende und mit dem Untergang der DDR.

Die war nämlich von irgendwelchen westlichen Geheimdiensten dafür präpariert. Das war die einzig mögliche Erklärung und dann auch das Ergebnis der Untersuchung durch unsere Spezialisten. Es war eine Hardware-Manipulation in der Steuerung. So was erkennst du erst, wenn es passiert ist – und nur an den Folgen.«

Woldemar registrierte mit gequältem Lächeln ihre erstaunten Blicke und fuhr fort: »Oder unser geplantes Festplattenwerk in Thüringen: Die technologische Kopie eines amerikanischen Werkes, das als Zwillingsfabrik bestellt zum Kern eines Silicon Valley Österreichs werden sollte, damit die DDR den abgezweigten Zwilling in Thüringen, im Geheimen, errichten konnten. – Alles in der Aufbauphase durch CoCom blockiert und dann mit der Wende gestoppt.

So hart waren die Bandagen in Sachen Exodus. Dabei waren wir die Speerspitze der Mikroelektronik im Ostblock, denn in den anderen Ländern sah es aufgrund der Embargos noch trostloser aus.«

Die Männer schwiegen Bier trinkend zu diesen ernüchternden Fakten eines technologisch ausgegrenzten und abgehängten Landes, ließen das Mitgeschnittene noch einmal durchlaufen und fanden es erhellend.

Als Woldemar sich erhob und das Büchlein mit Schwung

zuklappte, merkten sie, dass für ihn jetzt genug geredet war.

»Nun ist es Zeit, mal was Handfestes zu machen«, sagte er, die Hände reibend, mit breitem Grinsen. »Ich will draußen noch Holz spalten, mit der Maschine für den Winter. Ein Haufen geschnittener Kloben, die sind heute am Morgen gebracht worden. Da könnt ihr mir helfen bis Klara nach Hause kommt.«

Oie und Samuel – dankbar-beeindruckt von der überzeugenden Beschreibung einer technologischen Implosion und ihren unzweifelhaften Ursachen – waren mit der Ausbeute der letzten Stunde zufrieden und stimmten erfreut zu, sahen sie doch die Chance, sich nach dieser bedrückend-ernüchternden Bilanz den Kopf frei arbeiten.

Gemeinsam gingen sie auf den Platz vor der Scheune, wo eine große Ladung Holzkloben aufgeschüttet lag. Ein breiter Kegel von unterarmlangen und beindicken Kloben, die in der Sonne nach frischem Schnitt dufteten.

Woldemar schob ein Garagentor auf. Dahinter stand auf einem Anhänger die hydraulische Holzspaltmaschine, die sie am Kegel abluden. Er zog einen Strom-Anschluss und ordnete an: »Ich stapele die Holzscheite und ihr beide spaltet. Hat das schon mal einer von euch gemacht?«

Oie meldete sich: »So ein Ding kenne ich – ist nicht weiter kompliziert. Samuel du schleppst mir die Kloben her und ich spalte. Nachher können wir wechseln, wenn das für deine Musikerhände zumutbar ist – dann zeig ich dir, wie es geht.«

Mit hochfrequentem Surren beim Druckaufbau, beim Knurren der Hydraulik und dem krachenden Spalten wurde der erste Kloben der Länge nach aufgespaltet. Oie warf die Holzscheite zu Woldemar, der sie strahlenförmig zu einem Kreis von etwa zwei Metern Durchmesser auslegte. Schicht für Schicht, sodass über die Zeit ein zylindrischer Stapel entstehen sollte.

Das Holzspalten hatte für Oie etwas Archaisches. Die krachend aufspringenden Holzscheite fühlten sich gut an und es roch fantastisch. Bei jedem Aufbruch wurde ein feiner Nebel von feucht-süßen Holz-Gerüchen verstäubt, der sich mit dem Schweiß wie ein Film auf die Haut legte und aus der Tiefe des Unterbewussten Kindheitserinnerungen einschweben ließ.

Dass für ihn schon damals Schöne lag zwischen der Rinde und den großen, gerissenen Spaltflächen, das auf vielfältige Weise in Erscheinung trat. Grün bemooste Rinde an frischen Spaltflächen, oder feuchte, rindenlose Außenhaut von einer Oberfläche feinster Glätte – wie aus dem Ei gepellt – abrupt grenzend an zerfaserte Rissflächen. Eine Sinnlichkeit in Holz, als wollte der Ur-Stoff der Natur selbst noch in seiner zerstörenden Verwertung durch Schönheit verblüffen.

Zugleich hatte das rhythmische Auf und Ab der spaltenden Maschine etwas Brutal-Effektives und erinnerte Oie an die Mühen seiner Vorfahren auf dem Hof, die er als Kind mit schweren Hämmern und Spaltkeilen bei der gleichen Sache gesehen hatte. Damals selbstverständliche und notwendige Verrichtungen, auch immer in der Sorge um

die Zukunft – den warmen Ofen im nächsten Winter.

Etwas emotional Wichtiges, Natürliches, so fand er, war ihrer Existenz abhandengekommen – so gasversorgt, arbeitsteilig und fremdbestimmt, wie sie jetzt lebten.

So war es eine Freude zu sehen, wie der große Kegel der Kloben langsam verschwand und daneben der fein geschichtete, runde Holzstapel Gestalt annahm, auf dessen Krone sich Woldemar langsam gegen den Himmel arbeitete.

So zogen sie es schnaufend und scherzend durch, obwohl es für Männer ihres Jahrganges sichtlich mühselig war, über Stunden – nur unterbrochen vom Wechsel der Tätigkeit zwischen Oie und Nussbaum, bei gelegentlichen Mineralwasser-Stürzen und Pinkelpausen am Misthaufen. Jeder genoss auf seine Weise diese einfache Arbeit, ohne Müdigkeit zu zeigen vor den anderen.

Nach einigen Stunden, als ihnen der mit Schweiß vermischte Holznebel einen klebrig-aromatischen Schmierfilm auf Gesicht und Arme gelegt hatte, wie das Werk die Müdigkeit in die Knochen, fuhr Woldemars Frau Klara auf den Hof.

Sie stieg aus, lächelte erstaunt, grüßte, kam herüber und rückte die Leiter für Wolde zurecht.

Er stieg von seinem Turm herab und beide kamen zur Maschine.

Wolde stellte Nussbaum vor und Klara strahlte bei Oies Begrüßung: »Schön, euch zu sehen – das ist Hilfe zur rechten Zeit, danke! Wolde mit seinen kaputten Bandscheiben hätte dafür lange gebraucht und nun ist es

schon fertig – schöner Stapel.

Wolde sagt, ihr bleibt heute Abend hier. Das freut mich, denn es kommen selten Gäste soweit rauf zu uns – und von so weit her. Ihr seid sicher hungrig? Da werde ich jetzt Abendbrot machen,– und ihr solltet auch mal in den Spiegel schauen«, sagte sie noch lachend.

Die Männer räumten die Maschine weg, warfen einige verknorkelt-unspaltbare Rest-Kloben auf die Seite, harkten die Arbeitsstelle und wuschen ihre verschwitzten Gesichter unter dem Wasserhahn an der grün bemoosten Sandstein-Viehtränke auf dem Hof.

Ins Haus eingetreten fanden sie, dass es gut sei, die warme Abendstimmung draußen zu genießen, denn vor der Küche war eine Garten-Terrasse inmitten großwüchsiger Blumenstauden.

Über den Bäumen der Dorfstraße verschwand gerade die Sonne, Vögel zwitscherten und Hummeln schwirrten zwischen den Pflanzen, verfolgt von drolligen Katzenkindern, die Fangen übten.

»Das Leben und eine Katze, das gibt eine unglaubliche Summe, – ich schwör es«, zitierte Oie, zur Freude Klaras, Franz Kafka.

»Lasst es euch schmecken, ihr habt es euch verdient!«, lobte sie die Holz-Brigade. »So ein schöner Stapel – die Leute werden denken, es kommt ein harter Winter, wenn wir jetzt schon so sichtbar vorsorgen.«

Die Männer lachten: »Wie bei den Indianern«, und Oie erzählte den Witz mit dem Trapper und dem Indianer in der

Wildnis, die sich durch ihr Gebaren beim Holzhacken gegenseitig vermitteln, dass es ein besonders harter Winter wird – den alle aber schon irgendwie kannten – noch einmal.

Dann, in der heiter aufgeräumten Stimmung nach dem Essen, fragte Oie Klara interessiert nach ihrem Befinden in der Schule, denn er wusste aus früheren Begegnungen, dass sie sich gerne mal was von der Seele redete und in Bildungsfragen sehr kompetent war.

Klara merkte auf und lächelte ironisch: »Unsere Kommunale Berufsschule übt sich wieder mal in Aktionismus. Neue Modelle einer pädagogischen Hochschule werden erprobt. – So ist das immer, wenn Landespolitik versucht, sich über die letzte Spielwiese, die Bildungspolitik, zu profilieren – im Verein mit lebensfernen Akademikern, die ohne Geduld nur an den Symptomen kurieren. Es fehlt meines Erachtens immer noch ein schlüssiges Gesamtkonzept für Chancengleichheit und zeitgemäße Bildungsqualität von klein auf.

Das hatten wir damals im Osten schon – denn angemessene, beständige Betreuung in der Bildung und stabiler Kurs in der Erziehung gehören zusammen.

Aber heute, – allein schon die akademisch hochgekochte Frage, ob die Schule neben dem Bildungs- auch einen Erziehungsauftrag habe, ist so absurd, wie aus der menschlichen Kultur gefallen.

Die Ergebnisse dieser latenten pädagogischen

Schizophrenie sehen wir täglich. Nunmehr baden wir bei uns aus, was nach der Wende aus dem Westen an verquaster Pädagogik reingeschwappt ist – an nicht Wollen und nicht Können.

Mittlerweile beherrschen viele Hauptschulabgänger gerade noch die Grund-Rechenarten, und das in einer Region, die mal als die Ideen-Schmiede und Feinmechaniker-Werkstatt Deutschlands galt.«

»Problem. – Wo liegt das Problem, denkst du?«

»An den langen Winterabenden, hier im Gebirge, habe ich ausgiebig nachlesen können, was da falsch gelaufen ist in der Pädagogik. Dieses ungeduldige, verquaste von profilneurotischen Politikern und akademischer Lobby getriebene Hü und Hot in der Bildungspolitik ist die Wurzel des Übels.

Die Haupt-Ursache für die aktuellen und sich verschärfenden Defizite, der Lehrlinge aller Sparten aber, ist ein egozentrisch-hedonistisches Menschenbild, das bestimmte Pädagogen-Gurus in der Achtundsechziger Verweigerungstradition um ihrer eigenen Bequemlichkeit willen pflegten.

Ich sage bei dieser Frage immer, das Sich-Selbst Überlassen der Kinder und Hoffen, dass es schon gut geht, führt von Bildungsstufe zu Bildungsstufe zu kulminierenden Problemen. Wenn die Vorschul-Betreuung fehlt, wenn bildungsferne Schichten ihren Kindern nicht helfen können, wenn Freizeit-Angebote wenig mit Bildung und Kultur zu tun haben, muss man sich nicht wundern, dass das Niveau

beständig sinkt und immer mehr Jugendliche, wie gerade wir bemerken, nicht reif für eine Ausbildung sind.«

»Ist das wirklich so gravierend?«, zweifelte Oie.

»Ja das ist es, besonders wenn den benachteiligten Kindern keine praktikablen Angebote und echte Hilfen unterbreitet werden, sie zu nichts verpflichtet werden können. Diese Kinder starten dann mit Defiziten, die sich von Schuljahr zu Schuljahr potenzieren, bis ins Berufsleben. Das verschärft sich zudem von Jahrgang zu Jahrgang.

Neuestes Konzept der professoralen, beamteten Pädagogik ist die Hoffnung, dass die Besseren die Schlechteren mit und nach vorne ziehen«, lächelte Klara ironisch. »Aber kennt ihr eine Kolonne, die schneller fährt als ihr langsamster Teil? Darin wird die nächste Stufe des Niederganges der Bildungsqualität liegen, denke ich. Deshalb verbiegt man schon jetzt die Maßstäbe, um den Verlust an Leistungsfähigkeit nicht bilanzieren zu müssen, – wie damals im Osten, als die Ziffern der Planerfüllung fantasievoll getürkt wurden.

Ich beobachte das schon seit Jahren und glaube, die halbe pädagogische Wissenschaft ist mittlerweile mit der Abtarnung ihres Versagens durch laufende Veränderung der einst ehernen Maßstäbe solider Allgemeinbildung und guter praxisorientierter Bildung, wie wir sie im Osten noch hatten, beschäftigt.«

»Aber was ist die Wurzel des Übels, was ist anders als früher und was kann man dagegen tun?«, hakte Oie nach.

»Grundübel ist das destruktive, wuchernde,

interessengesteuerte Anti- in der westlichen und westdeutschen Nachkriegspädagogik. Antiautoritär und antitraditionell um jeden Preis. Hauptsache Anti-, – da muss man sich nicht messen lassen an bewährten Maßstäben, da muss man wenig leisten und immer weniger selbst beweisen.

Reklamieren aber Fachleute aus Wirtschaft und Wissenschaft, die täglich auf praxisorientierte Bildungsqualität angewiesen sind, diesen Niedergang, heißt es, wie damals in der DDR, wenn im Winter die Kohlen zur Neige gingen und die Schüler in Mänteln im Unterricht saßen: ›Denkt an den Weltfrieden, die lichte Zukunft und den Fortschritt Genossen.‹

Heute heißt es, denkt an unsere freiheitlichste aller Gesellschaften, die herrliche soziale Marktwirtschaft und die Klima-Katastrophe.

Die tiefere Ursache aber, Oie, ist eine besonders hinterhältige Form des Teile und Herrsche: Nämlich die absichtsvolle Auflösung der Gemeinschaft unter der Herrschaft des Geldes in einer Multikulti-Wohlfühlgesellschaft für Egoisten. Der Gemeinschaftssinn, das Verantwortungsgefühl für das Ganze, das sich bestenfalls noch zum Schützenfest zeigt, ist unter diesen Bedingungen überall vom Aussterben bedroht.

Früher haben die Leute hier in der Region gearbeitet. Man kannte sich, die Kinder gingen zusammen in die Krippe, in den Kindergarten und zur Schule. Maßstäbe für sinnvoll-nützliche und kulturelle Bildungsqualitäten im Lande bauten auf die Erfahrung von Generationen. Die Gesellschaft, die

Erzieher und Verantwortlichen sahen, wenn Defizite auftauchten und reagierten mit individueller Förderung darauf. Erziehung zu Respekt, Disziplin und Ordnung gehörten immer dazu. Dadurch entstand auch ein Bewusstsein vom Wert in der Gemeinschaft, eine Erziehung für die Gemeinschaft durch die Gemeinschaft, unabhängig von der Herkunft.

Alle hatten dann Sicherheit und Würde durch Arbeit – das war entscheidend. Man konnte davon leben, so wie jeder andere auch. Das war bei uns im Dorf damals eine gerechtere Gesellschaft, als sie es heute ist – auf bescheidenem Niveau allerdings, muss man natürlich rückblickend sagen. Aber was nützt aller Wohlstand, wenn die Schwachen verkommen und die Seelen vertrocknen?«

Klara hatte sich so in Rage geredet, dass ihr Wolde, der Kräutergeist aus der Küche geholt hatte, besorgt ein Glas einschenkte: »Nun trink erst mal und reg dich nicht auf - das hat damals geholfen, und das hilft heute genauso.«

Nachdem allen eingeschenkt war und sie angestoßen hatten, kippte Klara den Kurzen wie ein Holzfällerweib – und blies das Feuer des Geistes in ein zynisches Auflachen: »Heute höre ich immer nur Freiheit, Freiheit, Freiheit. Was aber ist Freiheit ohne Sorge, ohne Sicherheit der Existenz und Teilhabe in der Gemeinschaft?

Niemand will die DDR zurück, diesen penetranten Vormundschaftsstaat, wenn man ihm und seinen Bonzen zu nahe kam. Viele fragen sich aber, angesichts der Trauer in den verblühenden Landschaften bei uns hier im Gebirge, ob

es nicht doch einen dritten Weg gibt, außerhalb dieses Systems, das man uns, wie damals, als einzig, ehern und alternativlos verkaufen will.«

»Trauer – Trauer, wo siehst du die?«, peilte Nussbaum übers geleerte Glas.

»Bei den Abgehängten sehe ich die, den nicht Mobilen – wie meinem Wolde – und den Älteren, mit den Erfahrungen eines langen Arbeitslebens.

Was ich meine: Trauer ist doch nichts anderes als heimatlos gewordene Liebe, eben auch Liebe zur Arbeit und Liebe zu nützlicher, anerkannter, vollwertiger Erwerbstätigkeit in der Gemeinschaft – und das ohne Angst, als selbstverständliches Grundrecht jedes Menschen.«

»Angst, in dieser freiheitlichsten aller Gesellschaften, bei euch hier im Gebirge?«

»Ja, Oie, spar dir deine Ironie, denn das Schlimmste, was man einem Lebewesen antun kann, ist doch, es in Existenz-Angst zu versetzen. Da stellt es die Vermehrung ein, da wird es bissig, da verfällt es körperlich, da wird es Opfer von Neurosen. Täte man das einem Tier an, würde man zu Recht wegen Tierquälerei angeklagt und verurteilt. Aber in diesem System – mit Menschen – ist das täglich überall auf der Welt möglich.

Ist das nicht furchtbar?

Bei arbeitslosen Intellektuellen, dem akademischen Prekariat, Jugendlichen und Billig-Löhnern sehe ich eine wachsende Zukunftsangst – die es zu Ost-Zeiten niemals gab. Heißt nicht Freiheit, keine Angst mehr haben zu

müssen, vor nichts und niemand? – wie Konstantin Wecker singt. Nicht um seine Kinder, seine Freunde, die Arbeit und das Auskommen in halbwegs gerechten Verhältnissen?

Das mit der Angst war anders in der DDR – nicht so inhuman und existenziell: Es gab zwar immer auch Angst, in politische Fettnäpfe zu treten, was Unpassendes, Sakrosanktes zu sagen und daraus Nachteile zu erleiden – aber es gab keine Angst, kulturell abgehängt zu werden, die Arbeit zu verlieren und seine Miete nicht zahlen zu können. Auch die Angst bestohlen und ausgeraubt zu werden war eine andere. – Wer wenig hat, hat wenig Angst. Und wo Straftaten konsequent geahndet werden, gibt es auch weniger Angst vor dem Wiederholungstäter.

Hoffnung war unter diesen Verhältnissen anders, – und Sehnsucht war anders als jetzt.

Wir sahen in unserer Jugend kaum ängstliche Gesichter, denn wir waren jung, wir waren geliebt und hatten eine solide Perspektive – auch wenn es oft nicht die Wunschperspektive war, die unsere hochfliegenden Träume ersehnten.

Wir fühlten uns frei, weil Freiheit ja innen beginnt – und den Neid nicht kennt.

Aber mit den Bildern des Fernsehens und der bunten Prospekte der anderen Seite kam bei einigen schon damals der Neid – und die Angst, so etwas persönlich nicht zu erreichen, dahin niemals reisen zu können, sein Leben mit Nichtigkeiten zu vertun.

Deshalb waren Menschen, die Westmedien nicht kannten

oder ignorierten, freier und von einer anderen Art Duldsamkeit – schauten anders auf das Erreichte und weniger auf das noch nicht Erreichte oder vermeintlich niemals zu Erreichende.

Es gab keine Angst vor Drogendealern vor den Schulen der Kinder, keine Angst vor Waffen in den Händen von Kriminellen – und keine Angst vor respektlos hereindrängenden, fremden Kulturen.«

»Es stimmt Klara, das war damals eine angstfreiere Gesellschaft«, bestätigte Oie, »wenn man den Vergleich zum nun herrschenden System zieht, in dem nur die Macht des Geldes regiert und nur der Betuchte halbwegs angstfrei sein kann, weil Sicherheit in jeder Hinsicht heute eine Ware ist.

Damals war das eine angstfreiere Gesellschaft, bis auf ein paar Promille, die in Konfrontation mit der Staatsmacht lebten – leben mussten, leben wollten, – ähnlich der APO im Westen.

Angst ist aber nur existent in der Verbindung mit der Hoffnung, keine Angst mehr haben zu müssen – insofern immer auch ein Antrieb für Entwicklung, Befreiung und Solidarität, damals wie heute.«

»Prost darauf, ihr Experten!«, fuhr der Hausherr lachend dazwischen und goss ein. »Ich liebe Dich, Klara – und den Kräutergeist«

»Ihr hört, Wolde hat schon resigniert und macht sich lustig«, setzte Klara nach. »Was ich noch sagen wollte, weil es mir schon lange auf der Seele liegt: Mit diesem angeblich so perfekten marktwirtschaftlichen Kapitalismus in der

geldgesteuerten Demokratie ist das ähnlich wie damals mit dem System der DDR. Er schafft ständig mehr Probleme, als er löst, und sägt letztendlich an den Wurzeln der Gemeinschaft – wie eben durch Versagen in Bildung und Erziehung.«

»Alternative. – Wie könnte denn in dem Bereich eine Alternative aussehen?«, lockte Nussbaum wie ratlos.

Woldemar mischte sich unwirsch und laut werdend ein, wobei er aufstand, eine Petroleumlaterne griff und sie entzündete: »Chancengleichheit und Gerechtigkeit sind doch keine Selbstläufer, dafür muss man kämpfen, wenn es sein muss bis zur Revolution, gegen die, die das Naheliegende zu verhindern suchen. Die gierigen Spekulanten und ihre politischen Helfer, die nur noch ihre Privilegien und ihre parasitäre Lebensweise erhalten wollen. Wie damals die Funktionärs-Clique im Osten und deren Günstlinge. Die Zukunft, die Chancen der kommenden Generationen waren denen egal, obwohl sie das ständig im Munde führten – und heute ist es wieder so. Nach mir die Sintflut ist der geheime Leitsatz in den hippen Geier-Nestern der Macht, wo schon der Beamten-Sozialismus Einzug gehalten hat.«

»Beamten-Sozialismus?«

»Ja, Oie, da haben wir Verwandtschaft in Dresden, in diesem Herrschaftsapparat, der für sich die abgetarnten Vorzüge einer üppigen Versorgung von der Wiege bis zur Bahre schon realisiert hat, die Folgen aber dem Volk und künftigen Generationen über hilft. Die schauen wie damals nur auf System-Sicherung bedacht, zu, wie der

arbeitsteiligen Gesellschaft die Arbeit wegspekuliert wird.«

»Arbeit wegspekuliert?«, zweifelte Klara.

»Das ist systembedingt, wie damals auch, damit habe ich mich beschäftigt und so war das doch auch aus den Beiträgen der Russen in eurem Film zu hören: Also, – wenn alles der Profit-Maximierung untergeordnet ist, muss der vom Händler unter Druck stehende Produzent dahingehen, wo die Produktionskosten am geringsten sind. Da, wo sich die menschliche Arbeitskraft am effektivsten ausbeuten lässt, entsteht der entscheidende Quartalsgewinn.

Es gibt ja kaum etwas, was nicht außerhalb Europas billiger hergestellt werden kann. Daraus entsteht zwangsläufig eine permanente Dominanz der Händler, die mit ihren spekulativen Algorithmen nichts weiter tun, als die Standort-Kosten gegeneinander auszuspielen – und die von ihren Geldgebern an den Profitraten gemessen werden.

Das Ganze läuft unter der Fuchtel der Finanzmarkt-Mafia, die letztendlich über Wohl und Wehe ganzer Regionen entscheidet, absichtsvoll devotes Wohlverhalten belohnt und offenen Widerstand abstraft – das ist schon heute bei fast allen großen Investitionsentscheidungen zu beobachten.«

»Und wo führt das hin?«

»Meine Liebe, – da auch die Geldhändler in einer globalisierten Weltwirtschaft und im Kampf der Hyänen nur der Gewinn-Maximierung verpflichtet sind, wird den teuren Regionen, mit hohen Sozialstandards, schleichend aber gesetzmäßig die Arbeit abhandenkommen.

Zuerst an den Rändern und in den technologisch

unterentwickelten Regionen – dann in den Zentren, die in einem letzten Aufbäumen des Systems mit Transfer-Zahlungen alles abzufedern versuchen. Dann aber, wenn alles zu spät ist, wenn die Arbeit verschwunden und die technologische Kern-Kompetenz bedroht ist, gibt es die Revolution der Jungen – die auch die Alten mitreißen wird, weil auch deren stillschweigend abgeducktes Hoffen auf Besitzstandswahrung obsolet geworden ist.

Das Wegspekulieren der Arbeit, der Perspektiven und Hoffnungen auf eine menschenwürdige Existenz, ist das Grundproblem – alles andere folgt daraus. Aber die aktuelle Politik reagiert kaum darauf, denn sie ist nur noch demokratisches Mäntelchen im gierigen Verwertungsrausch der Herren des Geldes dieser Welt.

Die Politik ist nur noch Handlanger, um mit diversen pervertierten Freihandelsabkommen dieses System der Herrschaft der Geld-Händler auf ewig juristisch einklagbar zu zementieren.«

Nussbaum, vom logischen Zusammenhang beeindruckt, suchte einen Ansatz der Hoffnung: »Ja, Ähnliches haben wir ja schon in Russland gehört – worauf kommt es jetzt an, was denkst du?«

»Wir müssen einen Sturm der Empörung entfachen, – wie ihn dieser Stephane Hessel in seinem Büchlein Empört Euch! fordert. Friedlich und kraftvoll, ausgehend vom perspektivlosen Teil der Jugend, vor allem der akademischen Jugend Europas, die dieses Spiel als erste durchschaut und die Folgen schon heute spürt – das ist meine Überzeugung.

Eine friedliche Revolution gegen die Herrschaft des Geldes, das auf Schuld und Zins beruht, das ist die Aufgabe der nächsten Jahre, bevores zu spät ist und dieses perverse System gewalttätig kollabiert, wie es ja euer Konstantin Petrow für die Amerikaner so logisch und überzeugend prophezeit.

Die Europäer sollten schlauer sein und vor allem ihre noch vorhandene Realwirtschaft schützen, denn nur dann haben sie eine reelle Chance, dem heraufziehenden Chaos zu entgehen und ein weltweites Vorbild für den friedlichen Wandel zu einer gerechteren Gesellschaft der Produzenten zu sein, – Prost darauf!«

»Typisch Wolde«, entgegnete Klara abwiegelnd-lächelnd, »gleich den ganzen Kontinent verändern, aber es geht auch im Kleinen, damit muss man anfangen: mit der Familie. Wenn jeder sein Familienleben harmonisch und produktiv gestaltet, sich mit anderen zusammentut, die das gleiche wollen, dann ist auch die Gesellschaft eine bessere. Und da, wo die Mittel nicht gegeben sind, intellektuell und sachlich, da muss man helfen!«

»Aber wie konkret?«, zweifelte Oie.

»Ganz einfach: Indem man, wie früher, die Kindererziehung und Bildung auch zu einer Sache der Gemeinschaft macht, mit Freizeitund Bildungsangeboten am Wohnort, betreut und organisiert von den gebildeten Menschen, die hier arbeitslos rumsitzen. Bildung wohl verstanden auch als Herzensbildung. Mitbürger, die dann auch bezahlt werden – dafür, dass sie sich kümmern, wenn

die Eltern in der Arbeit zu belastet sind oder der Bildungshorizont des Elternhauses nicht ausreicht.«

»Konzept. – Das ist aber ein völlig anderes Konzept«, zweifelte Samuel. »Dem steht doch die persönliche Freiheit entgegen, sich zu vernachlässigen und zu ruinieren – oder im Interesse der Profite einzelner ruinieren zu lassen. Die Gesellschaft kommt schon für die Folgen auf, inklusive der dann notwendigen Reparatur-Beamten mit Pensionsberechtigung. Die ganze professorale Pädagogik würde aufjaulen, von wegen nicht qualifiziert dafür, in der Gemeinschaft zu erziehen – wie es aber seit Menschengedenken überall auf der Welt geschieht!«

»Akademischer Blödsinn!«, zürnte Wolde. »Das geht natürlich nicht gegen dich, Samuel, sondern gegen die akademisch-hedonistischen Problemverwalter. Wenn ein anständiger, einfacher, gebildeter Mensch aus der Gemeinschaft an der Basis – da wo das Leben läuft – Zeit hat, und sich vielleicht auch um eigene Kinder erfolgreich kümmert, ist das völlig ausreichend und eine gesellschaftlich wichtige Arbeit, die auch gut bezahlt werden sollte – da fängt es an.«

»Das Thema hatten wir schon in Sankt Petersburg«, warf Oie ein. »Auch die Russen sorgen sich vor einem System, das Profit aus der Vereinzelung und dem Ausspielen der Menschen gegeneinander zieht. Und es ist niemand da, der diesen Zusammenhang von Gemeinschaft – von Freiheit und Sicherheit des Einzelnen, von Geben und Nehmen, von Verantwortung und Solidarität - vom Kopf auf die Füße

stellt.«

»Das ist planvolle Absicht, meine ich«, wurde Woldemar, vom Kräutergeist befeuert, unwirsch: »Viele hoch qualifizierte Fachleute wie ich sitzen rum, nicht mobil genug oder in der falschen Gegend. Es fehlen Konzepte und Mittel, um daraus eine Chance für die Gemeinschaft und vor allem die Jugend zu machen. Stattdessen kriegst du Stütze auf unterstem Niveau, die deine grundgesetzlich garantierte Freiheit auf die Freiheit einer Schabe im Brotkasten reduziert.

Der Mensch – jeder – will Anerkennung in der Gemeinschaft durch nützliche Arbeit, so war es seit Menschengedenken und auch im Osten. Jeder hat die Pflicht dazu, im Rahmen seiner Möglichkeiten. Wenn wir das beherzigten, würden viele Dinge, die aus Geldmangel unerledigt bleiben oder aktuell aus dem Ruder laufen, zum Wohle aller geraten.

Ich denke da nicht nur an Hilfe zur Erziehung und Bildung, sondern auch an die würdige Betreuung der Alten oder auch die Integration von Zuwanderern in die Kultur bestehender Gemeinschaften.«

Den ganzen Abend redeten sie noch von dem, was sie erlebt hatten und sie bewegte in den Jahren nach der Wende, in der es für sie keine materielle Not gab und keine ideologische Bedrängnis – aber eine beängstigende Verflachung im Diskurs über die Zukunft des gemeinsam

Möglichen für eine gerechtere, bessere Welt und künftige Generationen.

Im Auf und Ab der Erinnerung an ihre Jugend, in denen der Stolz auf die eigene Entwicklung mitschwang – mit dem im Alter gewachsenen Anspruch auf Wahrhaftigkeit und ihre menschlich unbeirrbare Haltung, ärgerten sie die absichtsvoll verordneten, neuen blinden Flecken in der jüngeren Geschichte.

Klara stand auf und ging mit der Bemerkung ins Haus, da hätte sie was.

Die Männer gossen Bier nach, prosteten sich zu – so als ob alles gesagt sei - und erwarteten nichts von Belang.

Zurück am Tisch drehte Klara das warme Licht der Petroleumlampe hoch, beugte sich etwas vor und verkündete: »Wolde hat mir da letztes Jahr zum Geburtstag ein schönes Gedicht gemacht. Das hat so was von dem Thema – das trifft es, glaube ich.«

Woldemar winkte ab, aber Klara begann im flackernden Licht vorzutragen.

»Es heißt Blinde Flecken und geht so:

Waren wir nicht lebendig, waren wir nicht froh,
in diesem neuen Land der Herausforderungen,
des friedfertigen Anpackens und der aufrichtigen
Freundschaften.
Waren wir nicht schön, – waren wir nicht glücklich?

Jetzt haben sie den Skalp unserer Geschichte in ihre
Museen gehängt, sie in gläsernen Schubladen versenkt,
und allem Zeichen von Unrecht eingebrannt.
Wo aber haben sie unsere Lebendigkeit entsorgt,
unseren Großmut, unsere Treue und unseren frechen Blick,
wo unseren Gesang und unsere Herzenswärme?

Jetzt hängen sie Schwächen, wie Fahnen,
zum Fenster hinaus, haben Schubladen für Versagen,
Feigheit und Verrat.
Wo aber hört man das Hohelied unserer Kraft und
unserer Liebe,
wo das unserer Unverdrossenheit und ewigen Ideale?

Waren wir nicht lebendig, – waren wir nicht schön?«

Nussbaum lächelte träumerisch und klatschte langsam in die Hände, – Oie aber legte seinen Arm auf Woldes Schulter und zog ihn sanft herüber: »Sehr wahr, und wirklich schön hört sich das an, Wolde, – Kompliment!«

An Klara gewandt, bat er noch einmal zu lesen, um noch genauer zu hören.

Sie willigte leise lächelnd ein und las.

Als sie endigte, blickte Oie sie beeindruckt an, – und wand sich zu Woldemar: »Da hat dich, durch die systembedingte Zwangsmuße, doch noch die Muse geküsst, wenn ich das so sagen darf, Wolde.

Deine lustigen Schüttelreime kenne ich ja noch von früher – das jetzt ist wirklich sehr wichtig, – schön es zu hören.

»Kopie. – Kannst du mir eine Kopie geben? – Das hört sich so schön und wahr an, dass ich es meiner Frau mitbringen möchte – von unserer Reise. Cornelia liebt Gedichte«

Am nächsten Morgen fuhr Woldemar die Freunde nach Berlin. Ironisch hatte er sich als Rentner einen Tag Urlaub erbeten von Klara – für diesen Freundschaftsdienst.

Über Altenberg fuhren sie auf die Autobahn nach Dresden und von da aus weiter in die Hauptstadt. Unterwegs hatten Oie und Nussbaum ihre weiteren Pläne für diesen Tag diskutiert, worauf Woldemar sich anbot, sie auch in Berlin noch ein Stück zu fahren.

Nachmittags wollten sie einen Kontakt mit dem auf der Liste verzeichneten und von Ossipow hervorgehobenen Oberst a. D. Gros versuchen.

In Weißensee, in der Smetanastraße, vor dem Haus, in dem er wohnen sollte, wartete Woldemar im Auto.

Als Oie an der Wohnungstür klingelte, öffnete ein junger Mann, der sich als Untermieter zu erkennen gab. Herbert Gros war nicht zu Hause, aber – so wusste er – um die Zeit auf dem Gelände des Technikmuseum, wo er an der

Rekonstruktion alter Flug-Maschinen arbeitete. Im Verein Otto Lilienthal – Historische Luftfahrt Berlin.

Woldemar fuhr sie noch einmal quer durch die Stadt.

Vor dem Museum verabschiedete sie sich, denn er wolle die letzten Stunden eines Gebirglers in der Hauptstadt nutzen, um Geschenke für Klara einzukaufen, die demnächst Geburtstag habe.

In ihrer, jetzt auch für Woldemar, ungewöhnlich interessanten Wende-Geschichte, versprachen sie in Verbindung zu bleiben. Er wollte in der Zwischenzeit aus dem Kreis der ehemaligen IT-Fachleute weitere Informationen über die tödlich torpedierte und implodierte Hightech-Szene der DDR gewinnen. Historische Glaubwürdigkeit und Bildhaftigkeit einer Anthologie der Vorwende würden davon profitieren – da waren sie sich einig.

Auf dem weitläufigen Außengelände des Museums-Parks fragten sie sich durch und stießen zwischen alten Gleisen an einer mächtigen Drehscheibe auf einen Lockschuppen aus rotem Backstein.

In dem machten sich Männer an einem aufgebockten Sternmotor zu schaffen. Rundherum wurden Teile montiert, Veröltes gereinigt und blankes Metall poliert. Ein Teppich lärmenden Arbeitens lag über allem.

Als sie nun Augenblicke staunend vor dem mannshohen Flug-Aggregat standen, kam aus dem Dunkel des Schuppens

ein Herr im blauen Monteurs-Overall heran.

»Oberst Gärtner oder Gros. – Das ist er«, flüsterte Samuel. »Ich glaube ihn zu erkennen von damals, aber er hat sich mächtig verändert – zwanzig Kilo fehlen.«

»Guten Tag, wir suchen Herbert Gros – den Gärtner«, rief Samuel, dann doch wie zweifelnd in den Lärm.

»Herbert Gros steht vor ihnen – aber einen Gärtner kenne ich nicht, obwohl ich auch einen Garten besitze. Guten Tag, meine Herren – worum geht es?«, dröhnte er zurück.

Gros, ein Mann an die siebzig, wie sie aus den Listen wussten, wirkte jünger – vor allem durch seine außergewöhnlich ausgreifenden Bewegungen und die Mimik. Schon in der Annäherung war ihnen sein sportlich-trainierter Gang aufgefallen. Irgendwie aber ruckartig, wie er stoppte, ihnen die Hand gab oder den Kopf wendete, um zu schauen – wie in Kompensation einer Behinderung durch disziplinierte Bewegungsmuster.

Graues, kurzes Haar, übergroße Ohren, hellgraue Augen im dynamisch-faltigen Gesicht, in dem eine breite Nase über einem starkem Kinn stand. Er war offensichtlich ein Häuptling in der Truppe am Motor.

»Grüßen.« – Gut, dass wir Sie so schnell gefunden haben«, freute sich Samuel. »Wir sollen Sie schön grüßen von Nikolai Nikolajewitsch Ossipow!«

»Das gefällt mir. Wo haben Sie den denn gesehen – und kommen Sie nur deshalb?«

»Wir haben ihn gerade besucht, in Nishnij-Nowgorod, wo er jetzt lebt. Er hat uns über die alten Zeiten erzählt – vor

der Wende. Wir sprachen auch über den verstorbenen Igor Iwanowitsch Antonow, von dem wir eine Liste haben, auf der ihr Name steht.«

Bei den letzten Worten versteifte sich Gros sichtbar und kneisterte mit den Augen.

Samuel bemerkte das und wurde korrekt: »Vorstellen. – Wenn wir uns vorstellen dürfen, – das ist Albrecht van Oie, ein Freund Igor Antonows aus Berlin – und ich bin Samuel Nussbaum, der ehemalige Kryptologe Rechner beim Militärgeheimdienst, Hauptmann a. D. – erinnern Sie sich?«

»Also, erst mal meine Herren: Uns ist das a. D. verboten! Es heißt offiziell so, wie es klingt – GifS – Gedient in fremden Streitkräften, sonst landen Sie vor dem Kadi!«

Nussbaum winkte wissend ab, und die Männer lächelten über diese Nachwehen Absurdistans, was das Misstrauen fühlbar lockerte.

»Ja«, erinnerte sich Herbert Gros an Nussbaum gewandt, »wenn ich Sie höre – der Hauptmann Rechner, wir sind uns über Igor Antonow begegnet, ich entsinne mich. Es ist schon eine große Überraschung, nach über zwanzig Jahren, noch was aus der Ecke zu hören, wo schon vieles im Grauschleier des Vergessens verschwindet, besonders wenn man über siebzig ist und noch täglich mit den Folgen eines Schlaganfalles kämpft.«

»Wo können wir über damals reden und wann? Wir haben viele Geschichten und Fragen von unserer Reise durch den Osten mitgebracht«, lockte Oie.

»Ja, nachher geht das. Ich habe hier noch etwa eine

Stunde organisatorische Aufgaben, damit die Kameraden in den nächsten Tagen arbeiten können, denn wir sind ein Verein von Ehrenamtlichen, da muss alles effektiv laufen.

Also – in einer Stunde bin ich frei. Dann sollten wir uns drüben in der Kneipe am Foyer treffen und sehen, was sich machen lässt. Am besten Sie gehen so lange ins Museum. Die Luftfahrtabteilung hat neue Exponate, da können Sie ein Stück Luftfahrt-Geschichte bewundern. Dort hängt übrigens auch die frisch restaurierte Cessna von Rust – Sie erinnern sich? Der Kreml-Flieger!«

Die Freunde waren über diese Nachricht verblüfft, schauten sich ungläubig an und fühlten in diesem Augenblick, dass sich auf ihrer langen Reise bildhaft ein alles verbindender Kreis schloss.

»Einverstanden, das machen wir und sicher können Sie uns nachher auch ein bisschen mehr erzählen von diesem Flugzeug für den Kreml-Flug?«

Gros nickte irritiert, denn Nussbaum konnte bei Oies Worten ein kurzes, infantiles Lachen in die Hand nicht unterdrücken.

In einer halben Stunde hatten sie sich die Exponate in der Luftfahrt-Ausstellung angesehen, in der ein Original Rosinenbomber, schwebend vor der gläsernen Fassade, die imposanteste Figur abgab. Im Kontext der vielen kleinen Flugmaschinen im Innern der Sammlung, war er ein Riese – aber technisch nur ein Nachhall des Metall-Leichtbaues

deutscher Flugzeugtechnik in der ersten Hälfte des Zwanzigsten Jahrhunderts, wusste Oie.

Die in der Halle wie schwebend hängende Cessna vom Kreml-Flieger hatten sie dabei mehrfach in verschiedenen Radien, wie einen Magnetpol umkreist, denn die erschien nun – nach ihrer Reise zu den Zeitzeugen der Geschichte – in besonderer Aura. Wie ein Petschaft, dass alles Erlebte kein Traum war.

»Läufer. – An Harmlosigkeit nicht zu übertreffen, diese kleine Kiste da oben«, sinnierte Nussbaum, den Kopf im Nacken. »Man sieht ihr überhaupt nicht an, dass sie eine Schachfigur war, irgendwie der fliegende Läufer, mit dem die geheimen, simultanen Schachpartien der Europäischen-Perestroika eröffnet wurden.«

Wieder unten im Foyer gingen sie in die unmittelbar anschließende Kneipe, die in ihrem dunklen Holz, den Relikten der historischen Verkehrstechnik und dem spärlichen Licht des tiefen Gebäudes bilderbuchartig in ihre diskrete Verabredung passte.

Als sie sich setzen wollten, mit Blick auf die Tür zum Besucher-Foyer, hörten sie hinter sich: »Hallo, meine Herren, hier bin ich«, und erkannten im Dämmerlicht Herbert Gros, der schon an einem Tisch in der schummrigsten Ecke saß, nun die Tischkerze anzündete und im leeren Lokal nach Bier rief.

»Es hat mir keine Ruhe gelassen, da ging alles schneller, was ich noch erledigen musste. Hier bin ich. Und nun erzählen Sie mal – was macht Nikolai, wie geht es ihm?

Weshalb waren Sie dort?«

Nussbaum berichtete dem sichtlich staunenden Herrn Gros von Oberst Ossipow und seinem jetzigen Klosterleben, kam dann aber bald auf den verstorbenen Igor Antonow und den Grund ihrer Reise, um dann an Oie zu übergeben.

Der schilderte den Beginn des Ganzen und schob – vertrauend auf die bisherigen Erfahrungen als Türöffner – den Brief Igor Antonows über den Tisch.

Herbert Gros überflog ihn, während der Kellner das Bier brachte, was der Oberst nicht zur Kenntnis nahm.

Spannung lag fühlbar im Raum, im Angesicht der letzten Zeilen eines alten Freundes – so beschrieb ihn Gros, als er dann aufschaute.

Oie hob das Glas: »Auf Igor Antonow!« – »Und unsere glückliche Heimkehr vom wirklich letzten Feldzug in Russland«, echote Samuel leise.

Als sie getrunken hatten, erzählte Oie weiter und dann auch scherzhaft, wie oft sie auf ihrer Reise gezweifelt hätten, den Ausgang aus diesem riesigen Land zu finden.

Samuel schwärmte von den erhellenden Begegnungen mit Kusnezows, Petrow, Ossipow und den Offizieren der Abwehr. Dabei fummelte er an seiner Kamera und zeigte auf dem Mini-Bildschirm einige Sequenzen aus dem Interview mit Ossipow, der in seiner Mönchskutte so gar nicht ins Thema passen wollte.

Herbert Gros war sichtlich beeindruckt: »Ich erkenne ihn kaum wieder in seiner Verkleidung und mit diesem schönen Vollbart. Erstaunlich, was er Ihnen so alles erzählt hat – aus

dem Auge des Wirbel-Sturmes.

Geheime Kommandosachen sind ja auf ewig tabu – aber er erzählt so frei von der Leber weg und liefert auch die Begründung, die ich stark finde und sehr idealistisch. Das braucht diese Welt – gegen jede Art machtbesoffener Finsterlinge ist nur Licht und Transparenz hilfreich.«

Oie berichtete dann von Ossipows menschlicher Katastrophe nach dem Putsch gegen Gorbatschow und wie er sich da rausgearbeitet hatte. Auch von Konstantin Petrows Haltung, die mit der Auflösung der Sowjetunion auch seine Verpflichtungen beendete.

Herbert Gros, Oberst a. D. setzte da an: »Wenn ich höre, wie viel Material Sie zusammen haben aus Russland und den anderen Ländern, so würde ich mir das gern mal in Ruhe ansehen und dann entscheiden, ob ich was dazu beitragen kann und mit ihnen darüber reden will. Wie wäre es auf meiner Garten-Burg, am nördlichen Rande von Berlin, bei Lanke? Da habe ich ein Grundstück am Hang, deshalb nenne ich es meine Burg. Da sind wir ungestört.«

»Können wir das gleich machen«, forderte Nussbaum, »ich will irgendwann mal nach Hause. Wir sind schon drei Wochen unterwegs und hatten keinen Kontakt zu unseren Ehefrauen – vielleicht haben sie schon eine Vermissten-Meldung aufgegeben.«

»Kein Problem, mit meinem selbstbestimmten Feierabend als Rentner. Wir können gleich raus fahren!«

Sie gingen zum Auto von Gros und fuhren durch das steinig-überhitzte, im beginnenden Berufsverkehr auch noch nach zwanzig Jahren gen Norden verstaute Berlin – so als sollten die Anwohner für alle Zeiten dafür büßen, dass auf eben diesen Protokoll-Strecken einst Partei-Fürsten täglich ihre freie Fahrt gegen jedermann durchsetzen konnten.

42 Operation Lichtstrahl öffnet die Mauer

Die optische Abkühlung durchs Grün am Stadtrand ließ aufatmen, gleichwohl der zähflüssige Verkehr, den sie bis zum Autobahnring schweigend, in Gedanken versunken, über sich ergehen ließen, Geduld forderte, denn draußen vor der Metropole war wieder Hoffnung, das fühlten sie.

Wieder zeichnete sich auf ihrer Reise ein neues Ufer des geheimnisvollen, vor kurzem entdeckten geschichtlichen Kontinentes ab, an das sie anlanden würden.

Waren es die guten Erfahrungen, die Offenheit und Herzlichkeit, die ihnen auf ihrer Reise zu den neuen Ufern und durch die Zeit begegnet waren, oder war es die mentale Erschöpfung, die sich von Tag zu Tag mehr über ihr Handeln stülpte, die sie mittlerweile jede Vorsicht vergessen ließ?

Die einzige Referenz war wieder einmal Igor Antonows Liste und sein offensichtliches Gespür für aufrechte Menschen.

Die Autobahn-Abfahrt Lanke herunter, durch ein Stück Hochwald gefahren, tauchten schnell die ersten Häuser auf. Gleich am Ortseingang entlang von Feldern, fuhren sie auf einen Wald zu. Am Südhang hinunter zum See, hinter Büschen und Bäumen, zeigte sich das Dach vom Wochenendhaus – die Garten-Burg von Oberst Gros.

Sie fuhren abwärts, durch ein umständlich gesichertes Tor, zu einem ebenso sorgsam abgesicherten zeitbemoosten, braun-grauen Blockhaus mit flachem Satteldach – den Giebel nach Süden gerichtet. Mit dem zwischen die vertikalen Reihen der Blockbohlenköpfe bis unter die Fenster gestapeltem Brennholz wirkte es wie verbarrikadiert. Nur nach Süden gab es eine große, gerastert-verglaste Flügeltür.

Die zelebrierten, bedächtigen Schließrituale des Obersten bestärkten den Eindruck eines Mannes, dem die Sicherheit über alles ging, – und das erschien Oie auf einmal auch wie eine Hürde.

Drinnen im Blockhaus, mit einem großen Wohnraum und offener Küche, dominierte der Charme einer Jagd-Hütte – garniert mit vielen Trophäen.

»Ich sammele sowas«, bemerkte der Oberst, als er ihre interessierten Blicke sah. »Meist von Trödelmärkten. Die Offiziers-Jagd als solche hat mich nicht sonderlich interessiert – mehr diese schönen, handwerklich aufbereiteten Trophäen. Darunter sind wahre Kunstwerke aus zwei Jahrhunderten.«

Sie legten ihr Gepäck ab und gingen dann hinaus, über

den kleinen, gedeckten Vorplatz der Hütte, in den Garten am Hang.

Sorgfältig gepflegte Blumenrabatten zwischen den geometrisch beschnittenen, kniehohen Hecken bildeten eine Insel der Gartengestaltung, der man die immense Arbeit in der Märkischen Streusand-Büchse ansah.

»Das macht meine Frau zu jeder Jahreszeit«, schwärmte der Oberst mit sichtlichem Stolz. »Aber sie ist zurzeit bei ihrer schwerkranken Mutter in Thüringen und ich muss nur aufpassen, dass nichts vertrocknet bei diesem Sandboden.« Dabei drehte er den Hahn der Bewässerung auf.

»Wie wollen wir es halten mit dem Material, das Sie so beschrieben haben, vorhin in Berlin. Die alten Geschichten, den vergossenen Wein, der nur wieder neue Traurigkeit mit sich bringt. Trotzdem, wenn Sie schon mal hier sind, kann ich es mal komplett sehen?«

»Ja, natürlich!«, freute sich Oie, »wir können es gleich zeigen, damit Sie sehen, was die Beweggründe aller waren, jetzt nach über zwanzig Jahren darüber zu reden.«

»Am besten wir gehen ins Haus. Da ist es schattig und es gibt Steckdosen. Ich hole schon mal Getränke aus dem Eis-Keller. Was ist Ihnen lieber, Bier oder Wein?«

»Lieber Bier«, schnaubte Oie erfreut. »Nach so langer Abwesenheit ist nur noch heimisches Bier dran – der Geschmack von Heimat!«

Der Oberst ging um die Hütte, die Männer suchten einen Anschluss für das Netzteil und bereiteten das Gerät vor. Sie konnten nur das Rohmaterial zeigen, denn auf der Kamera

lief keine DVD.

Der Oberst kam zurück und schenkte ein.

Genüsslich tranken sie die bittere Kühle des heimischen Gerstensaftes in der Gewissheit, nun angekommen zu sein, – wenigstens in der Heimat. Denn ob und wie sie in Sachen Antonow-Denkmal je ankommen würden, war nach wie vor ungewiss.

Oberst Gros wischte sich Bierschaum vom Mund, musterte die beiden leicht abgerissenen alten Männer noch mal ungläubig und forderte: »Na, nun mal los, ich bin gespannt!«

Samuel hatte die Sequenz gewählt, in der Nikolai Ossipow die strategischen Überlegungen und Planspiele für die Europäische-Perestroika zusammenfasste, aber auch die länderspezifischen Teile der Licht Operationen beim Namen nannte.

Als die durch war, griff der Oberst zum Telefon: »Das ist so brisant, da sag ich nachher was dazu, das ist klar. Ich denke, bevor wir uns alles Material anschauen, sollten wir noch jemand hinzu bitten, der die politische Seite unter Beobachtung hatte, wenn Sie damit einverstanden sind? Zu der Zeit war er mein Verbindungsmann ins Politbüro. Dr. Alexander Schmied, der steht auch auf der Liste und war damals Aspirant an der Akademie für Gesellschafts-Wissenschaften in Berlin – ansonsten zu meiner Verfügung, für besondere Aufgaben.«

»Den kenne ich«, freute sich Oie über den Vorschlag. »Ich hatte ihn schon in Igors Listen gesehen, aber nicht so ernst

genommen, denn Igor hatte ihn nicht unterstrichen. Alexander Schmied hat über Arbeitskultur promoviert und mich mehrfach dazu interviewt, damals, bei den gestalterischen Projekten auf dem Lande. Er war auch Mitglied unserer Arbeitsgruppe Theorie des Design, die nach dem letzten Kongress des Künstlerverbandes alle gestaltenden Querdenker integrierte. Da ist es für mich sehr interessant, welche Rolle er damals noch spielte – und was aus ihm geworden ist.«

»Gut, ich rufe ihn jetzt an – am Nachmittag sitzt er meist noch in seinem Büro in Bernau und bearbeitet seine Auto-Zeitschriften. Er ist Freier Redakteur für regionale Werbeblätter der Autohäuser und Hersteller. Das ist weit unter seinem Niveau – aber der Mensch muss ja leben.«

Gros funkte und als er Kontakt bekam, rief er: »Hej, Alexander, ich hoffe, es geht dir gut? – Ja? Gleich wird es dir noch viel besser gehen, denn bei mir auf der Burg sind zwei Herren, von denen du einen kennst. Albrecht van Oie – und sie haben interessantes Material zu den Hintergründen der Wende im Ostblock dabei. Ich denke, das ist auch für dich interessant. Komm doch vorbei, wenn du irgend kannst – es wird, glaube ich, ein schöner Abend bei dem Wetter, – ist ja auch nicht weit.«

Aus dem Hintergrund mischte sich Samuel ein: »Player. – Gibt es einen DVD-Player im Hause? Dann können wir uns die fertige Version in viel besserer Qualität ansehen.«

»Hast du mitgehört, Doktor? – Ich habe so ein Ding nicht, kannst du deinen aus dem Büro mitbringen?«

Der Oberst legte mit zustimmendem Nicken auf: »Er kommt gleich – es sind nur fünfzehn Kilometer – und er bringt Steaks mit, zum Grillen.«

Als Alexander Schmied am Grundstück vorfuhr, hatten sich die Freunde und Gros schon besser bekannt gemacht.

Heiter begrüßten sie den neuen Gast. Oie und Alexander schlugen sich dabei herzlich auf die Schultern, waren sie doch voller Freude nach so vielen Jahren.

Sie duzten sich, was den Oberst zu der aufmunternden Bemerkung veranlasste: »Meine Herren, da ich quasi der Standort-Älteste bin, glaube ich, dass wir uns alle duzen sollten, bei der gemeinsamen Geschichte, die uns offensichtlich verbindet.«

Sie stimmten zu und nannten ihre Vornamen.

Doktor Alexander Schmied, ein hagerer, graumelierter, kurzlockiger Herr mit schmalem Kopf, tief und eng stehenden grüngrauen Augen, hatte sich für Oie sichtbar verändert. Da waren nicht nur die Jahre ins Gesicht geprägt, sondern auch ein Anflug von Resignation über das Ende seiner Karriere als Wissenschaftler – und auch wohl das Scheitern seiner humanistischen Ideale, als deren Verfechter ihn Oie damals eindrucksvoll weltläufig und gebildet erlebt hatte.

Seine jetzt fühlbar labile Existenz als Redakteur regionaler Werbeblätter erschien Oie wie die Bestätigung nachhallender Kassandrarufe der Kultur-Pessimisten, die er

damals schon vielstimmig vernahm, aber nicht glauben konnte – und auch nicht zu Ende denken. Diese mit dem Mauerfall am Horizont aufscheinende nagende Entwertung ehrenwerter Lebensleistung fast aller Fachleute des Ostens, die noch freudig, arglos und mit den Hufen scharrend den lang ersehnten Frieden und die demokratische Öffnung in die Welt beklatscht hatten, die in Wahrheit für nicht wenige eine Bevormundung, Okkupation oder alles betäubende, entwürdigende Alimentation werden sollte.

Nun aber wurde dies eingebrannt Resignative überspielt von sichtbarer Vorfreude auf einen entspannten Abend in Gesellschaft interessanter Typen, deren aufscheinende Verbindungen in die Geschichte wie ein Kraftfeld zu wirken begannen.

Alexander Schmied hatte den DVD-Player mitgebracht und Samuel steckte die Verbindungen zum Bildschirm.

Der sichtlich nervöse Oberst schlug vor, erst mal das ganze Material anschauen: »Was bisher zu sehen war, kann ich nur als äußerst brisant einschätzen, Alexander!«

»Chronologisch. – Bei der DVD ist jetzt alles chronologisch«, ruckelte Nussbaum einen letzten Wackelkontakt am Kabel heraus. »Wenn es Fragen gibt, können wir das jederzeit anhalten.«

Nacheinander liefen die aufgenommenen Szenen in Lettland, Finnland, Russland, Polen und Ungarn. Danach zeigte Samuel noch die frisch aufgezeichneten Sequenzen

aus Prag und beim IT-Meißner im Gebirge.

Ein beeindrucktes Schweigen folgte, das Oberst Gros mit einem schnellen Taktwirbel seiner Finger auf dem Tisch brach: »Ja, – so war das wohl, verblüffend klar und für mich bisher nur in meiner Rolle zu überblicken. Und es ist toll, das mal zusammengefasst zu sehen – Igors Plan.

Igor Antonow war in dieser Zeit auch bei uns der Spiritus Rector, der Yeti, den niemand im Apparat der Bonzen, Stalinisten und Sicherheitsdienste zu fassen bekam – das haben unsere Kameraden schon gut auf den Punkt gebracht.

Der letzte aber, der Meißner, war ja offensichtlich nicht dabei, hat jedoch so Wichtiges gesagt zu der drohenden technologischen Implosion, dass ich es an eurer Stelle unbedingt hineinnehmen würde, in die strategische Konstellation eines konspirativen, gleichzeitig freiwilligen und erzwungenen Rückzuges – wie man es heute sehen muss. So habe ich das ja auch gegen Ende des real-sozialistischen Systems erlebt, – es als Folge aller verschleppten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Reformen verstanden.

In der Perestroika war unsere Abwehr deshalb idealistisch die Abwehr des Zusammenbruchs, des Chaos, der totalen Niederlage – aber für einen künftigen Neustart in eine demokratische gerechte Gesellschaft, denn das hofften wir damals alle. Das zieht sich sehr klar, wie ein roter Faden durch die Beiträge, die ihr aufgezeichnet habt.

Auf den Doktor Meißner will ich mich nachher beziehen, wenn ich etwas dazu sagen werde, was uns in der

praktischen Arbeit – im Überlebenskampf der Wirtschaft und beim dafür notwendigen Rückzug aus der militärischen Konfrontation – am meisten zu schaffen machte. Der Laden musste ja unter allen Umständen weiter laufen, wenn die Perestroika überhaupt eine Chance haben sollte. Das Weiterlaufen des zivilen Lebens – beim geordneten Rückzug – war eben auch eine Frage der militärischen Sicherheit, wenn man es in Konsequenz betrachtet.

Ein unkontrollierter Kollaps durch das Chaos am Ende einer Schuldenkrise hätte – bei immer noch vorhandener Konfrontation der Blöcke – nur den Kriegstreibern, den Brachial-Stalinisten und den Spekulanten des Westens in die Hände gespielt.«

»Aber wie machen wir es praktisch?«, warf Alexander ein. »Ich schlage vor, dass wir morgen früh den tschechischen Teil, den Meißner und das, was wir heute noch zu sagen haben, hier schneiden. Mein Sohn ist als Designer im Medienbereich tätig. Ihn werde ich, wenn ihr einverstanden seid, bitten, morgen zu kommen und es auf seinem Laptop zu schneiden. Er arbeitet freiberuflich und kann es sicher einrichten, wenn ihn sein Vater darum bittet.

Dann wird er auch mal sehen, was sein Alter Herr so unternommen hat, in einer Zeit, von der es heißt, es waren alle Parteigänger oder Mitläufer oder Denunzianten, oder auch nur hirnlose Schafe – außer natürlich ein paar vom selbst ernannten Widerstands-Adel der Pfaffen und der Leute im Dunstkreis der Botschaft der Bundesrepublik, die persönlich nichts wirklich riskierten.«

»Mit meiner militärischen Vergangenheit in einem untergegangenen System habe ich gegenüber meinen Enkeln die gleichen Probleme«, setzte der Oberst nach: »So richtig können sie nicht glauben, dass wir uns als überzeugte Sozialisten – aber auch eingeklemmt zwischen den Siegermächten und als deren deutsche Geiseln im Machtpoker – ehrlich und anständig bemüht haben, den Frieden in der Mitte Europas zu erhalten und ein besseres Deutschland aufzubauen. Sie sehen mich zwar als integren Familienvater, aber alles andere kann ich ihnen, gegen die offizielle, täglich präsente Propaganda vom Unrechtssystem, schwer erklären.

Und merkwürdigerweise wird das umso schlimmer, je weiter diese Zeit entschwindet und das Gedenken derer, die ihre Jahre in der DDR als verlorene Jahre ansehen, ritualisierte Formen annimmt.

Mein zehnjähriger Enkel Friedrich zum Beispiel wurde jüngst im Stil einer fanatischen Pionier-Leiterin von seiner Lehrerin zurechtgewiesen, als er beim Pflichtbesuch der Stasi-Gedenkstätte Hohenschönhausen zu sagen wagte, dass sich sein Opa als Offizier um den Frieden bemüht habe, und dass es in jedem Lande Gefängnisse gäbe, wo Leute, die gegen geltende Gesetze verstoßen, eingesperrt werden.

Selbst seine Freunde, die meinem Enkel beisprangen und Meinungsfreiheit reklamierten, wurden so zurechtgewiesen, wie ich es im vereinigten demokratischen Deutschland – mit verfassungsgarantierter Freiheit der Gedanken und des Wortes – überwunden glaubte.«

»Nähern wir uns nicht schon wieder paranoid verquasten Verhältnissen Herbert? Auch damals musste man die richtigen Worte parat haben und aussprechen, die falschen aber um jeden Preis meiden, wenn man keinen Ärger wollte. – Ist diese zu beobachtende Entwicklung nicht bedrückend?«

»Ja, leider Alexander, und wird an der Stelle noch verrückter. Mein Enkel erzählte auch von Gruselgeschichten, die anlässlich dieser Lehrstunde als bildhafte Beispiele zitiert wurden: dass junge Leute in der DDR nicht Hand in Hand gehen und singen durften, dass weiße Lastwagen durch die Stadt fuhren, die willkürlich Leute einfingen und dass die bösen Kommunisten mit Panzern über Menschen gefahren sind.

So ein denunziatorischer Schwachsinn ist eigentlich unglaublich. Und als ich mich persönlich an die Lehrerin wandte – eine an sich kluge Frau und im Osten sozialisiert – merkte ich, dass, wie damals, die Lüge ihre Waffe der Verteidigung war, weil ihr die Angst vor beruflichen Nachteilen, sollte sie von dieser Propaganda-Volte abweichen, wie brennend in den Augen stand.«

Die Männer schauten ungläubig zum Oberst – so als sei Absurdistan wieder erstanden.

»Sind es denn nicht immer die gleichen Mantra-artigen Propaganda-Schablonen der Gesinnungsfundamentalisten, Herbert?«, pflichtete ihm Alexander bei. »Das kennen wir doch vom vergangenen System. Nur wird es heute mit geballter Medienmacht ständig weiter perfektioniert – aber es steckt der gleiche perfide Geist dahinter.

Zuhälter des Empörungs- und Betroffenheitsgewerbes organisieren über die Beherrschung der Medien ein Zeitzeugen-Business mit Geschichts-Schablonen, Sprachverbiegungen und Tabuworten, die Beißreflexe auslösen sollen – für den Opferkult und dessen Ritualisierung im Betroffenheits-Kalender.

In einem permanenten Mahnmal-Fasching dieses Betroffenheitsgewerbes wird, jede Woche neu, der Balg einer längst toten, schuldigen, deutschen Sau aufgeblasen und als Popanz durchs Dorf getragen. Das geschieht absichtsvoll, um in den Köpfen die Deutungshoheit über die Geschichte zu erlangen – damit man sich anschließend, im Namen der neuen Ordnung, die eigene schleichende Unterwanderung der Menschenrechte und Verfassungs-Maßstäbe erlauben kann.

Diese Form der selektiven Wahrnehmung und Benutzung der Menschenrechte als Steinbruch durch die Machthaber der herrschenden Minderheiten kennen wir doch aus dem Osten: – Der Antifa-Proletkult bediente sich der gleichen Methode.«

»Betroffenheitsgewerbe habe ich schon oft von Oie gehört. Woher kommt das, was denkst du, Alexander?«, konnte sich Nussbaum einen ironischen Unterton nicht verkneifen.

»Eine deutsche Krankheit, nach Ernst Bloch die ‚Lust am Prügelknaben’ als gesellschaftliche Paranoia, beobachte ich da. Verursacht von einem sich krebsartig ausbreitenden Empörungs-Gewerbe beschäftigungsloser GoAs, die quasi

täglich einen intellektuellen Stammtisch zelebrieren – dessen Schuld-Kapriolen dann natürlich gern von den Medien verwurstet werden.«

»GoAs?«, lachte Samuel ahnungsvoll auf und schaute fragend in die Runde.

»Kennst du das nicht? – Geisteswissenschaftler ohne Abschluss sind das, auf der Suche nach einträglichen Projekten beim Kadaver-Stöbern, mit der Aussicht auf öffentlich durchfinanzierte Posten, wenn es gelingt, neue Gedenktage mit rituellem Status in den deutschen Betroffenheits-Kalender zu schleusen. Oft sind es auch selbst ernannte, parasitäre Vertreter an sich legitimer Opferverbände. Verbände von Bürgern, die ganz persönlich betroffen waren, aber für sich wenig Aufhebens davon machen wollten – vor allem um nicht ewig von der Vergangenheit beherrscht zu werden.

Eine verschwindende Minderheit von GoAs, die alle Register der medialen Beweihräucherung kennt, sich selbst erhöht und davon lebt, dem öffentlichen Diskurs ihre Themen aufzudrücken, schwingt sich an deren Stelle auf, um die anderen mit Mediengetöse im Schuldkult vor sich herzutreiben.

Die Anderen, die große Mehrheit in Deutschland – dieses jetzt friedfertige, fleißige Volk in der Mitte Europas, dem diese Art von ritueller, lärmender Vergangenheitsbewältigung fremd ist, weil die Bürger was Anständiges gelernt haben, nach vorne schauen und produktiv zusammenarbeiten wollen, sich Sorgen um ihre

Zukunft und die der Gesellschaft machen – werden täglich genervt und genötigt, bis an die Kotzgrenze.

In Deutschland sind diese schweigenden Anderen die a priori Verdächtigen und Schuldigen, die dieses Gewerbe als potenzielle Schuld-Sklaven im Visier hat, aus denen täglich Profit geschlagen werden kann. Diese Verdächtigen werden mit penetrantem medialem Getöse und dem öffentlichen Druck politischer Korrektheit genötigt, jeden neu aufgestellten Gessler-Hut im wuchernden Betroffenheitskalender zu grüßen, wie einst in der DDR. – Eigentlich fehlen nur noch die Pflicht-Demonstrationen.

Mittlerweile werden schon Verbrechen durchgeknallter Psychopathen oder Krimineller – wenn nur das Opfer in die Betroffenheits-Schablone passt – an Jahrestagen zu gesellschaftlichen Problemenhoch gejazzt und für die rituellen Hochämter des Gewerbes missbraucht, – mit ätzenden Folgen für die Psyche unschuldiger Bürger, die das Gute suchen und das Schöne.«

»Mutig dein Rundumschlag auf die Gessler-Hüte, Alexander – ich respektiere und teile diese Sicht«, zeigte sich Oie beeindruckt, »aber da ist noch was. Das rückwärts gewandte, selektive Ritualisieren setzt quasi einen Schlussstrich, der nicht erlaubt weiter zu fragen, wie es wirklich war, und vor allem, was dem vorausging – was also historische Aufarbeitung durch tiefer gehende Forschung von Fachleuten verhindert.

Stattdessen wird mit schablonenhaften Entlarvungsritualen des georteten Bösen ein knöchern-

einseitiges Geschichtsbild, wie eine Monstranz, jedem vermeintlichen Teufel entgegen gehalten, um ein differenziertes Denken über die Ursachen, aber auch über die Schlussfolgerungen daraus, über das Morgen, über die Zukunft in geistiger Freiheit zu behindern. Eben wie damals in der DDR mit ihrem Rad schlagenden, pseudokommunistischen Proletkult-Zirkus.

Mittlerweile gibt es wohl keine größere Diskrepanz zwischen öffentlicher und veröffentlichter Meinung über die jüngere Geschichte als die in Deutschland – gefühlt besonders im Osten.«

»Ja, Oie. Zum Beispiel die horrende Zahl politischer Gefangener, die dem Osten vorgehalten wird«, wurde Alexander laut, »alles beweihräucherte Opfer des Systems, weil sie verurteilt wurden und eingesessen haben. Darunter sind jedoch viele, die unter jedem Rechtssystem verurteilt worden wären.

Eine Körperverletzung in einer privaten Schlägerei mit einem Parteifunktionär war schnell eine politische Straftat. Ebenso jeder kleine Diebstahl von Betriebseigentum, das ja als Volkseigentum galt.

Die Grenzfälle der missliebigen, politisch-inkorrekten Meinungsäußerung, die, wenn sie die Besatzung, die herrschende Partei oder ihr Geschichts-Mantra betrafen, schnell vor Gericht landen konnten, waren eher selten. Staatsfeindliche Hetze hieß das allerdings damals – vor allem zur Abschreckung von Nachahmern.«

»Minderheit. – Ist es nicht immer so, wenn eine

Minderheit versucht eine Mehrheit zu beherrschen, Alexander?«, gab Nussbaum zu bedenken.

»Ja, erst war es die Herrschaft der Faschisten, dann die der roten Funktionäre, jetzt ist es die Herrschaft der Finanz-Mafia, ihrer Großmeister und Paladine, gepaart mit absoluter Medienmacht.

Diese Medienmacht bedient sich aktuell oftmals der gleichen Instrumente wie zu Zeiten der roten Propaganda. Einer Denunziation und Unterstellung folgt eine Moralkeule nebst Vorverurteilung, wenn das Geäußerte nicht in die Tabu umstellte Scheinwelt der Machthaber passt. – Fehlt nur noch der Gulag für Missliebige. Die Vernichtung der akademischen Existenz ist ja, bei anstößig-divergierenden Meinungen und der Verweigerung des öffentlichen Abschwörens, schon wieder Teil der subtilen Folterwerkzeuge. Deshalb hörst du wirklich kritische Beiträge zur gesellschaftlichen Situation und zu Geschichtstabus neuerdings nur noch von Akademikern, die die Pensionsgrenze überschritten haben.«

»Die Sache. – Das trifft es, das habe ich verstanden. Aber nun lasst uns mal – bei allem berechtigtem Groll – zu unserer eigentlichen Sache kommen«, forderte Nussbaum. »Ich baue draußen meine Kamera auf und ihr macht erst mal die Steaks, – damit wir nicht ungerecht werden und was Bissiges sagen, nur weil wir hungrig sind.«

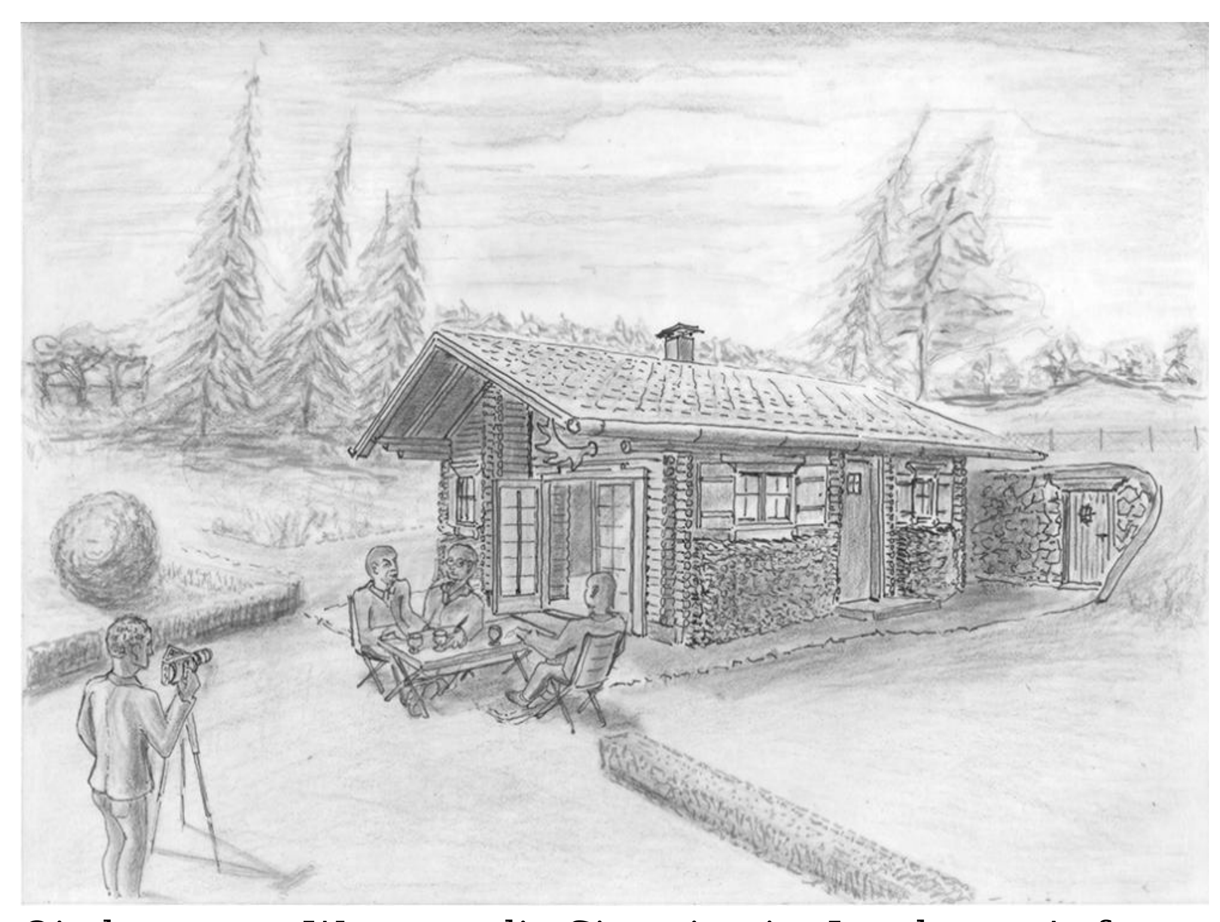
»Recht so«, stimmte der Oberst lächelnd zu. »Wir machen das so: Ich hole Salat aus dem Garten, Oie macht Feuer und Alexander kümmert sich um die Feinheiten beim Grillen,

weil er das, als Theoretiker und Teilnehmer der letzten Grill-Meisterschaften, auch am besten kann.«

Die Männer taten zügig ihr Werk und aßen dann exotisch gewürzte Lammsteaks, von denen der Doktor behauptete: »So schmeckt Marokko.«

Sie glaubten es mit Wohlbehagen, ebenso wie sie glaubten, dass das Bier ihrer Heimat etwas habe, was ihnen besonders gut tut. So gesättigt und zufrieden gingen sie vor der Kamera ans Werk.

Verabredet war, dass Dr. Alexander Schmied und Oberst a.D. Herbert Gros, mit dem Hintergrund der Aussagen vom Video-Material, einzelne historische Ereignisse auf Stichworte von Nussbaum und Oie kommentieren.



Oie begann: »Was war die Situation im Lande am Anfang – und vielleicht auch, wie habt ihr Igor Antonow kennengelernt?«

»Da fang ich gleich mal an«, ergriff Alexander das Wort. »Denn vieles, was wir hier hören werden, hat mit unserer mentalen Verfassung als Deutsche zu tun, mit den Folgen der verheerenden Kriege und des Besatzungsregimes auf beiden Seiten. Dieser stählerne Herz-Reifen unserer Nachkriegs-Existenz wird häufig ausgeblendet – damit versteht man aber alles nur halb.

Deutschland war seit dem Kriege nie souverän. Das hat nachhaltig Spuren hinterlassen, die übrigens bis in die nächsten Generationen fortwirken werden – da bin ich mir sicher.

Mit Heinrich Heine, der schon die kulturellen Folgen des Dreißigjährigen Krieges, der Napoleonischen Fremdherrschaft und der Kleinstaaterei poetisch auf den Punkt brachte: Keine Nation ist innerlich so zerrissen, wie die Deutsche. Wie kann jemand lieben, der sich selbst nicht mag? Bescheidenheit und Selbstbewusstsein, wie Offenheit und Wahrheit, sind die Eigenschaften, die sowohl einen Menschen, als auch ein Volk groß machen.

An all dem fehlte es den verängstigt-devoten deutschen Nachkriegsregierungen unter den vier Besatzungsregimes zwangsläufig, besonders der politischen Führungsschicht der DDR – von wenigen Ausnahmen abgesehen. Insbesondere das Verhältnis zur ungeschminkten Wahrheit, zur Realität, war fundamental gebrochen.

Ein Beispiel für die Kunst der Verdrängung in der politischen Kaste mit besatzungsrechtlich eingeschränkter Macht: Parteichef Honecker erzählte nach dem Ende der DDR in einem Interview im Moskauer Exil, er hätte schon Anfang der Achtzigerjahre Informationen gehabt, dass im Dunstkreis von Gorbatschow die Aufhebung der deutschen Zweistaatlichkeit diskutiert werde und man habe ihn dann im Mai siebenundachtzig persönlich aufgefordert, dahingehend kooperative Schritte zu unternehmen. – Das hätte ihn eigentlich alarmieren müssen.

Er und seine Paladine haben das aber steif ignoriert, denn es sprengte ihre verkalkten, klassenkämpferischen kommunistischen Denkschablonen – und ihren bis ins Mark verinnerlichten Handlungsrahmen im Kalten Krieg natürlich

auch.

Vor allem aber war die politische Klasse der DDR von ihren zumeist getürkten planwirtschaftlichen Erfolgsmeldungen hypnotisiert, die aber mit der Realität immer weniger zu tun hatten. Selektive Wahrnehmung und Verdrängung der Fakten waren Existenzbedingung für diese Art von Herrschaft und hatte pathologische Züge, wie bei allen Ostblock-Führern, die durch die Moskauer Schule gegangen waren. So haben wir es auch bei Konstantin Petrow gehört – das war unsere Ausgangslage.«

Alexander Schmied spülte sich mit Bier die fühlbar nachwirkende Bedrückung herunter und erinnerte sich an den anderen Teil der Frage:

»Zur Person: Igor Iwanowitsch Antonow lernte ich zu Beginn der Perestroika auf einer Fachtagung zu soziokulturellen Entwicklungen und Perspektiven in Moskau kennen.

Er interessierte sich damals sehr für die Verhältnisse und Stimmungen in der DDR, besonders auch an unserer GeWi-Akademie, als quasi intellektuellem Zentrum registrierter und geplanter gesellschaftlicher Prozesse. Diese Akademie war ja ein Aushängeschild von Wissenschaftlichkeit für die Funktionäre in ihrer marxistischen Theorie- Gläubigkeit.

Themen, Arbeitsweisen und Ergebnisse wurden von den Partei-Oberen aber nur akzeptiert, wenn sie in die programmatische und vorherrschende Selbsttäuschungen passten. Ansonsten war es für die dort tätigen Wissenschaftler wie eine Spielwiese der politischen und

soziokulturellen Betrachtungen – ein pseudo-sozialistisches Geistes-Biotop quasi.«

»Was habt ihr da konkret gemacht«, hakte Nussbaum nach, »wie muss man sich das vorstellen – rein wissenschaftlich?«

»Ich war zu der Zeit Aspirant an dieser Akademie, mit Forschungen auf einem Gebiet der Arbeitskultur – Unternehmenskultur würde man es heute nennen. Das heißt, ich befasste mich mit ihren Auswirkungen auf das Qualitäts-Bewusstsein und die Identität der Werktätigen, der Arbeiterklasse – in den Augen der Ideologen, des Volkes schlechthin.

Dabei gab es enge Verbindungen zum Künstlerverband der DDR, da dort unter dem Schirm und der Finanzierung der so genannten Baugebundenen Kunst gestalterische Projekte entwickelt wurden, die in mein Forschungsvorhaben passten.

So zum Beispiel bei Oie zur Stadtmöblierung, zur Arbeitsumweltgestaltung und zur Arbeitskultur in landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften.

Auch beispielhafte Gestaltungsprojekte für ein Mitropa-Bahnhofs-Restaurant und zur Gestaltung von Jugendklubs in Wohngebieten waren dabei, an die ich mich gerne erinnere.

Durch meine vielfältigen Verbindungen zum Künstlerverband war ich als Gast Teilnehmer am Verbandskongress im Jahr achtundachtzig in Berlin und verfolgte die Diskussionen zum Sputnik-Verbot, die, zum Ärger der Funktionäre, spontan ausbrach – gleich zu Anfang

des Kongresses.

Der zivile, intern anschwellende, oft auch publikumswirksame kleine Ungehorsam begann ja schon viel früher und gewichtiger, als bei den Gruppen von Bürgerrechtlern, nämlich bei den einflussreichen Fachleuten, den Leistungsträgern vieler Wissenschaftsbereiche – besonders dann sichtbar in der Kulturszene.

Man erinnere sich: Bildende Kunst, Dichtung, Theater, Film und Rockmusik öffneten mit poetisch-provokativen Stücken, Bildern und Texten täglich Ventile, aus denen jeder freche Hauch der Wahrheit, jedes widerborstige Wort als Vorahnung künftiger Umbrüche aufgesogen wurde.

Die fantasielose, stumpfsinnige Zensur war dabei meist im Nachtrab. Sie durchschaute das Feuerwerk von Anspielungen, Allegorien und poetischen Bildern nur selten ganz.«

»Maßstab für uns damals war ein Spruch von Karl Kraus«, warf Oie belustigt ein. »Der sagte mal so was wie, wenn die Zensur einen Satz so versteht, wie er gemeint ist, gehört er verboten. Dieses intellektuell Präzise, analytisch Subversive, aber auch Spielerische war die Hohe Schule in allen Künsten.

Es gab aber auch eine um sich greifende Melancholie, weil unter den realen Verhältnissen und dem Gedöns der Funktionäre die Utopie einer neuen und gerechteren Gesellschaft ruiniert wurde. Die Künste haben zuallererst das Scheitern dieser Utopie thematisiert und werden jetzt

von der Kaste der Gaukler pauschal als in die anmaßende Diktatur verstrickt – als systemnahe Profiteure denunziert.«

»Gaukler?«, warf der Oberst ein.

»Na, die Vergangenheitsbewältiger und ihre Paladine in der Behörde, die nach diesem Ober-Pharisäer benannt war. Nomen est omen – der Name ist ein Zeichen. Diese Leute nenne ich so, weil sie das rechtschaffene Leben der Bürger im Osten verzerrt darstellen und absichtsvoll denunzieren. Alle Leistungsträger, besonders die Künstler, die, wie in jeder Gesellschaft, natürlich in der Öffentlichkeit standen, sind bei denen grundsätzlich verstrickt gewesen in das Unrechtssystem.

Aus der gleichen Froschperspektive auf die Verhältnisse könnte man heute das spanische Volk und den Maler Goya als in die Inquisition verstrickt und den Schriftsteller Tolstoi als Teil des zaristischen Unterdrückungssystems denunzieren – entschuldige den Einwurf, Alexander.«

»Keine Ursache: Das stimmt doch, so war es – du beschreibst die damalige und aktuelle Paranoia treffend. Der kleine berufsständische, öffentlich sichtbare Widerstand begann wirklich zuallererst bei den Schriftstellern, Theaterleuten und den Künstlern des Künstler-Verbandes.

Speziell mit streitbaren Werken auf der XII. Kunstausstellung im Jahr siebenundachtzig und dem Verbandskongress im Herbst des darauf folgenden Jahres.

Ein Höhepunkt war eben diese Protestnote des Kongresses gegen das Sputnik-Verbot in der DDR, dass das einzige deutschsprachige Monatsjournal der Perestroika im

Ausland betraf, weil es die Bonzen schon lange regelmäßig in Wut versetzte. So etwas gab es zuvor noch nie in der Geschichte der DDR, dass ein einflussreicher und bedeutender Berufsverband mit breiter internationaler Ausstrahlung auf seinem zentralen Kongress – noch dazu im Saal der Volkskammer – auf diese Weise gegen die offizielle Politik Stellung bezog.

Für den Fall der Veröffentlichung dieses Protestes in den West-Medien drohte das zuständige Politbüro-Mitglied Kurt Hager – und ließ das Kongressgebäude, den Palast der Republik, hermetisch von West-Journalisten abriegeln – mit einer Auflösung des Künstler-Verbandes.

Ein nie da gewesener Affront.«

»Da kann ich als Beteiligter dieser Ereignisse ergänzen«, warf Oie ein, »den Gefallen wollte ihm niemand tun und so unterblieb die Veröffentlichung – fand aber Eingang in die Protokolle. Der Protest der durch die verfahrenen Verhältnisse sensibilisierten Künstlerschaft setzte sich später fort, bei der Weigerung der Kollegen aller Leitungsebenen, die Malerin Bohley – eine Aktivistin des Neuen Forums – wegen ihrer politischen Umtriebigkeit aus dem Verband auszuschließen, was einem Berufsverbot als Freiberufler gleichgekommen wäre und sie zu asozialem Freiwild gestempelt hätte.

Sie bekam stattdessen – auch auf Drängen der Kirche – vom Kulturministerium ein Dauervisum und verschwand freiwillig-unfreiwillig für einige Zeit zu Studien Richtung Westen – vor allem um sie aus dem Schussfeld der

Staatssicherheit zu nehmen und ihre persönliche Situation nicht weiter eskalieren zu lassen.«

Alexander nickte bestätigend, zog dann aber eine Verbindung der damaligen Vorgänge zum aktuellen politischen Theater – wie er es formulierte: »Bezeichnend für die Bonzen und das System in seiner Endzeit war, für alle sichtbar, die ständige mediale Flucht ins Ausland, in die angeblich so erfolgreiche sozialistische Weltbewegung und den schrecklichen, parasitären Kapitalismus.

Eigentlich wie heute, nur mit umgekehrten Vorzeichen: Die schöne Warenwelt unserer Existenz im freiheitlichsten aller Systeme, garniert mit täglichem medialem Gruseln über das Chaos in der Welt und gesellschaftliche Randerscheinungen – damit wir merken, wie schön wir es doch haben und nicht über generelle, systembedingte Fehlentwicklungen und wirkliche Alternativen nachdenken.

Dazu kommt heute im Neusprech der politischen Szene wieder das Wort alternativlos. Die Tabuisierung der bedrückenden Verhältnisse, einschließlich der anschwellenden Fluchtbewegung gen Westen, war damals die adäquate Taktik der Herrschenden nach innen. Es ging propagandistisch, weil ins Bewusstsein der Nachkriegsgenerationen so eingebrannt wie nur irgendwas, immer um den Weltfrieden – gegen den bösen kriegstreibenden imperialistischen Feind, die NATO.

Ebenso waren der rituelle Aufenthalt in proletarischen Sphären der deutschen Geschichte, der tägliche Prolet-Kult in allen Medien, die Beweihräucherung der roten Opfer des

Faschismus – zu denen sich zuallererst die führenden Genossen selbst zählten – Kern-Strategie des Medien-Monopols der Partei.

Das wurde dann alles zur Legitimation von psychischer und physischer Gewalt gegen Andersdenkende nach innen, beim kleinsten Anzeichen von offenem Widerstand – um Opposition von vornherein mundtot zu machen.

Die Willkür wurde – mit Honoré de Balzac – zum Wahnwitz der Macht.

Es war der finale Höhepunkt in der schleichenden Wandlung von einem erklärt antifaschistischen und demokratischen Neubeginn zum Repressionsstaat mit nervtötendem politischem Varieté der Parteifunktionäre und Propaganda-Beauftragten, im Stil von Hofschranzen, die ihre Politik und sich selbst unverzichtbar großartig fanden. Wie Autisten an der Autobahn, die Fahrzeuge vorbeiwinken, weil sie glauben, die Autos fahren nur, weil sie da stehen und winken.

Die Fachleute auf allen Ebenen, weiß ich aus vielen Begegnungen, erkannten und ignorierten dieses surrealistische Theater der Bonzen – das Volk in seiner großen Mehrheit tat seine Arbeit, informierte sich parallel in den Westmedien und ging auf Abstand.«

»Da war aber auch die gefälschte Kommunal-Wahl, Alexander. Die, glaube ich, brachte das Fass zum Überlaufen«, schloss der Oberst an.

»Ja, ein weiterer Höhepunkt dieses Widerstandes gegen einen blinden, selbstherrlichen Apparat war diese Wahl – im

Mai des Wendejahres, als die regierende Einheits-Partei, aus politischem Kalkül, auch für die Kunsthochschule Berlin – an der damals mein Sohn Robert studierte – mit ihren nur fünfhundert Studenten ein eigenes Wahllokal eingerichtet hatte.

Sie taten das in ahnungsvoller Voraussicht, dass dort ein gewohntes Neunundneunzig-Prozent-Ergebnis für die so genannten Kandidaten der Nationalen Front nicht zu erzielen war.

Dass es nicht mal fünfzig Prozent waren, dass die auszählenden Studenten dieses Ergebnis bestätigten, dass dennoch auf den Übersichtslisten dieser Wahlkreis am nächsten Tag, in allen Zeitungen, mit über siebenundachtzig Prozent Zustimmung verrechnet war, – das brachte das Fass zum Überlaufen. Die Studenten machten es publik und es ging wie ein Lauffeuer durch Berlin.

Es war nun der letzte Beweis und endlich die Bestätigung dessen, was viele Bürger schon länger vermutet hatten. Offener, unverhohlener Wahl-Betrug riss diesem Regime die Maske vom Gesicht und wurde zu einem moralischen Imperativ mit langem Nachhall. Der Kessel DDR brodelte von da an bis zum Herbst, bis zum Zusammenbruch der Partei-Herrschaft.

Die Frustration großer Teile der Bevölkerung im letzten Sommer des Systems hatte ihren Ursprung vor allem in dieser moralischen Krise, neben den vielen täglich erlebten, erduldeten wirtschaftlichen Ursachen und heraufziehenden Versorgungsengpässen. Das war vergleichbar – und so sehe

ich es aus euren Aufzeichnungen von den Hintergründen der Perestroika – mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern.

Nur hatten wir Deutschen auf der anderen Seite die Bundesrepublik, mit gleichen kulturellen Wurzeln – prosperierend, wirtschaftlich erfolgreich und angesehen in der Welt.

Es war den Menschen deshalb nicht zu verdenken, dass sie von dort – quasi von außen – Hilfe erhofften. Das steigerte sich dann mit jedem Tag, den die politischen Machthaber ungenutzt verstreichen ließen. Da war eine massiv anschwellende Fluchtbewegung derer, die die Geduld verloren, nur eine Frage der Zeit – und es passte ideal in unser Kalkül zur Beendigung des Kalten Krieges und zur Überwindung des Eisernen Vorhanges, eben zur Europäischen Perestroika.«

Die Männer tranken nach diesem beeindruckenden Auftakt und schwiegen, bis Oie nachsetzte: »Und wie hat es für dich angefangen, Herbert – die Zusammenarbeit mit Igor Antonow und der Abwehr?«

»Zum Verständnis meiner Rolle damals nur soviel: Ich war bis zum Machtantritt Gorbatschows in Moskau Mitarbeiter des Militär-Geheimdienstes, dem auch unser Mann im Hauptquartier der NATO zuarbeitete, der unter dem Decknamen Topas alles liefern konnte, was wir wissen wollten. Über dessen Rolle bei der Verhinderung des dritten Weltkrieges und der atomaren Verwüstung Deutschlands hat Nikolai Ossipow euch ja schon Eindeutiges berichten

können. Dadurch weiß ich übrigens, dass Kanzler Kohl im Winter des Jahres neunundachtzig, als Gast eine NATO-Stabsübung in einem Eifel-Bunker, diese verstört und fluchtartig verließ, weil er mitbekam, dass alle militärischen Szenarien für einen Ost-West-Konflikt in der Mitte Europas mit einem gestuften atomaren Untergang Deutschlands rechneten, – und die Generalstäbe alle weiteren strategisch-taktischen Planungen darauf abstellten.«

»Gestuft? – Wie kann man sich das vorstellen – nur Militärpotenziale oder alles?«

»Alles, Samuel, wirklich alles – mit dem Erstschlag fünfundsiebzig Prozent, der Rest mit dem Zweitschlag der jeweiligen Seite. So sahen es übrigens auch nüchterne Szenarien auf Seiten des Warschauer Paktes.«

Der Oberst schaute einen Augenblick wie mit dem Schrecken von damals ins Nichts und fuhr dann fort: »Ich war bis zur Gründung der Abwehr im Militär-Geheimdienst vorrangig mit der Aufklärung westlicher Waffensysteme und der Beschaffung von CoCom-Embargotechnik beschäftigt. Ein letztes technisches Thema von mir war der Nachbau der Infrarot-Zielsuch-Einrichtung der amerikanischenStinger-Raketen.

Diese Raketen hatten unsere Leute auf einem NATO-Luftwaffen- Stützpunkt in West-Deutschland geklaut, weil sie den Sowjets in Afghanistan so zu schaffen machten und wir verstehen wollten, wie die im Detail funktionieren.

Der Nachbau der Elektronik lief dann bei Zeiss in Jena, und da hatten wir die besten Spezialisten dran. Wir waren ja

quasi die Feinmechaniker und Optiker für den ganzen Ostblock, besonders für die Rüstungsindustrie – und haben dann auch die Kehrseite als erste zu spüren bekommen, denn mit Gorbatschows Abrüstungsprogramm brachen unsere Aufträge in diesem Bereich um die Hälfte ein.

Obwohl es eine Reduzierung der Rüstungslasten nach sich zog, mussten die wirtschaftlichen Folgen erst mal nur unser Land ausbaden. Einfach auf Zivil-Produktion umstellen ging ja nicht, denn nach Exodus, den verschärften CoCom-Embargos, war es fast unmöglich Spitzen-Know-how für die Produktion zu beschaffen – also Maschinen und Technologien für die Export-Industrie im zivilen Bereich.

Die DDR wendete bis dahin Unsummen für die geheime Beschaffung von Embargo-Technologie auf. Zum Beispiel bei vierzehn Milliarden Ost-Mark Investitionen für das Mikroelektronik-Programm, über eine Milliarde Mark Devisen – bei immer größeren Embargo-Hürden und immer geringerem Effekt.

Professor Kusnezow, Konstantin Petrow, Nikolai Ossipow und besonders auch euer Doktor Meißner haben auf die zentrale Bedeutung dieses Problems für die wirtschaftliche Entwicklung des ganzen Ostens hingewiesen.

Dazu kam: Die DDR hatte im Jahr der Wende über fünfzig Milliarden D-Mark Schulden im Westen und konnte aus den ständig geringeren Devisen-Einnahmen die Zinszahlungen, die zuletzt das Sechsfache dieser Erlöse ausmachten, nicht mehr aufbringen. Gleichzeitig war – nur um das Bild abzurunden – das System mit zweihundert Milliarden DDR-

Mark bei der eigenen Staatsbank verschuldet, bei Spareinlagen seiner Bürger von nur sechs Milliarden.

Das waren die harten wirtschaftlichen Fakten und die waren vor allem ein Ergebnis der stringenten technologischen Embargopolitik des Westens mit den CoCom-Listen in den Achtzigerjahren.

Gute Fachleute hatten wir genügend – nur keine zeitgemäßen Technologien mehr, um auf dem Weltmarkt mitzuhalten. Deshalb gab es für mich bald andere Aufgaben, denn es war aussichtslos, auf diese Weise weiter zu machen.«

»Fazit. – Dieses ernüchternde Fazit wurde ja schon mehrfach gezogen, – bei allen, die wir fragen konnten«, bestätigte Nussbaum.

»Ja, die einzige Alternative war die Europäische Perestroika. Das begriff ich sehr schnell, als mich Igor Antonow dafür warb und ins Vertrauen zog. Mit Igor war ich seit dem Studium an der Militär-Akademie in Moskau, Ende der Siebzigerjahre, befreundet. Beim Kreml-Flug und bei allen folgenden Operationen wurde ich dann als Verbindungsoffizier zum sowjetischen Militär-Geheimdienst eingesetzt.

Offiziell zwischen den Militär-Geheimdiensten des Ostblocks – inoffiziell und verdeckt für diese Operationen der Europäischen Perestroika im Rahmen der Abwehr.

Mein Dienst-Mantel war die operative Sicherstellung beim Informationsdienst und auch die Verbindung zur Satelliten-Aufklärung, hier in der Nähe, wodurch ich sehr

flexibel und mobil eingesetzt werden konnte.

Damals – so erinnere ich mich jetzt – habe ich auch die Marschbefehle für den Hauptmann Rechner unterzeichnet«, blickte er lächelnd zu Samuel, »als er zu Lehrgängen abkommandiert wurde, um unsere sichere Kommunikation kryptotechnisch aufzubauen.

Diese Kommandierungen waren der einfachste und unauffällige Weg, Spezialisten für unsere Sache zu gewinnen und einzusetzen. Unter den humanistisch erzogenen, technisch gebildeten Offizieren mit wirtschaftlichem Einblick und Ohr an der Masse gab es einige, die sich für die Ideen der Perestroika aufgeschlossen zeigten. Dadurch und aufgrund des rasanten politischen Niederganges besaß die Abwehr innerhalb von zwei Jahren in den wichtigsten Führungsstrukturen der Volksarmee verdeckte Seismografen – als Mitarbeiter und Einflussagenten.«

»Lage. – Wie war das Umfeld für euch im Militär-Geheimdienst, – und wie die Lage in den Streitkräften, von der ich als Spezialist und Kryptologe in Berlin wenig mitbekam?«, gab Samuel hinter der Kamera ein neues Stichwort.

»Zur mentalen Lage bei den oberen Dienstgraden der Armee und auch in unserem Dienst muss man grundsätzlich wissen: Bis Mitte der Achtzigerjahre hatten über dreitausend Offiziere der NVA – vom Major aufwärts – ein Zusatzstudium an sowjetischen Militär-Akademien absolviert. Fast fünfhundert besuchten dort die Generalstabsakademie.

Sie waren ideologisch gefestigt, wie man damals sagte –

also frei von Zweifeln, was das System, die führende Rolle der Partei aber auch das absolute Primat der sowjetischen Genossen bei politischen und militärischen Entscheidungen angeht.

Viele von ihnen waren aus einfachen Verhältnissen aufgestiegen – sie verdankten der Partei und dem System alles. Zu einer Wende von oben oder zu einem Putsch hätte sich das Offiziers-Korps, als letztinstanzliche Ordnungsmacht, grundsätzlich erst nach einem Parteitagsbeschluss entschieden.

Deshalb, das muss man zugeben, hatten wir anfangs entsprechende Schwierigkeiten, Offiziere für die Abwehr im Militär-Geheimdienst zu rekrutieren. Das persönliche Misstrauen und die Verunsicherung waren groß – und wuchsen mit den verfahrenen Verhältnissen im Lande ständig weiter.

Wer von den Offizieren und hochprozentigen Genossen konnte freiwillig an der Abwicklung des herrschenden Systems der Partei arbeiten, wenn er nicht an den menschlichen Sinn der Perestroika glaubte und gleichzeitig die wirtschaftliche Unabwendbarkeit nüchtern-logisch zu bilanzieren wusste?

Das konnten nur wenige – in Breite eigentlich nur die Fachleute aus Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur, weil sie die Lebensunfähigkeit eines derart ineffizienten, sich selbst täuschenden Systems in ihrem Verantwortungsbereich täglich sahen. Auf die konzentrierte sich die Abwehr und gewann dort bis zur Wende Hunderte von Einflussagenten,

von denen ihr einige auf Igor Antonows Liste seht.

Aber auch unsere Gegner, die Altstalinisten – die gläubigen Genossen in Endkampfstimmung aus Partei und Staatssicherheit – bliesen zu der Zeit zum Sammeln und hatten eine Datei, namens SOUD, die alle Personen auflistete, die im Ernstfall, und bis zur letzten Kugel, zur Partei stehen würden. Diese Genossen kannten wir und waren so vorbereitet, wer durch den Militär-Geheimdienst aus dem Verkehr zu ziehen ist, wenn die Entwicklung final aus dem Ruder laufen sollte.

Nebenbei gesagt und auch schon in eurem Film mehrfach angesprochen: Seit die Abwehr im Ostblock die Fäden zog, versuchten uns der KGB und die Staatssicherheit durch ihre Verwaltung Zweitausend – die Spionageabwehr – ironischerweise im Rahmen einer Operation Freunde aufzuklären, mit mäßigem Erfolg, wie wir heute wissen. Sie rochen, dass da was läuft im Militär-Geheimdienst, hatten aber kein Bild, denn irgendwie sprengte es den Rahmen ihrer Fantasie, glaube ich.

Aber – und das machte uns sicher – im Ernstfall hatten unsere Leute beim sowjetischen Militär-Geheimdienst in Moskau eine Reißleine: die absolute Kommando-Hoheit.«

»Rivalität. – Das hat Nikolai Ossipow schon sehr klar dargelegt«, fiel Samuel ein. »Diese Rivalität zwischen Staatssicherheit und Militär-Geheimdienst, die ihre Wurzel in der Ohnmacht der Herrscher der politischen Polizei gegenüber dieser faktisch nicht angreifbaren Macht des Militärischen hatte, gab es auch bei uns. Das merkte ich

besonders am nervös-paranoiden Ton im decodierten Nachrichtenverkehr der Stasi, als die Lage zur Wende eskalierte.«

»Ja, das geht schon auf die Anfänge der DDR zurück. Da wurde unser Dienst, besonders der alte Verteidigungs-Minister General Hoffmann – eine Widerstandsikone und überlebender Spanienkämpfer – von denen umfangreich observiert. Belastungsmaterial wurde gegen den barocken Militärfürsten angehäuft – und dann wieder fallen gelassen, weil ein Eingriff in die militärische Sicherheit, wie die Russen es sahen, nicht geduldet wurde. Unser Militär-Geheimdienst war für die Staatssicherheit absolut unantastbar.

Das wirkte nach bis in die Wende und zur Deutschen Einheit, vor der wir uns vollständig selbst auflösen und alle wichtigen Unterlagen vernichten konnten. Es war aber eine von den Sowjets so gesetzte Bedingung und wesentlicher Teil der Verträge zur Deutschen Einheit, da ansonsten auch ein Teil ihrer sensibelsten militärischen Geheimnisse abgeflossenwäre. Das nur am Rande zu den wahren Kräfteverhältnissen im Hintergrund, die kein gewöhnlicher Genosse, und schon gar kein Bürger durchschauen konnte.

Wir im Militär-Geheimdienst, in der Abwehr, wollten eine gewaltlose Entwicklung zu einer Europäischen Perestroika, hatten alle Anzeichen von innerer Eskalation im Auge und förderten, wo wir konnten, konspirativ das Tempo der Veränderungen!«

»Kreml-Flug. – Welchen Anteil hattet ihr am Anfang bei

den Operationen zum Kreml-Flug, mit denen ja offensichtlich alles begann?«, lockte Nussbaum.

»Einen großen Anteil, denke ich mal – schon weil für unsere Leute im Einsatz keine kulturellen Barrieren zu überwinden waren. So genannte Spezial-Kampfkräfte unserer Militäraufklärung agierten seit Langem in großer Zahl in der Bundesrepublik – zur Beobachtung von Ziel-Objekten, zum Aufbau von Verbindungsnetzen und zum Anlegen von Depots.

Jeder Provinzflughafen, jeder Sportflugplatz hatte einen dort präsenten Schläfer mit ständigem Einblick in die Flieger-Szene und den Flugbetrieb, der auf Anforderung Informationen lieferte oder in Aktion trat. Da brauchten wir nur einige zu wecken. Das kam uns in der konspirativen Vorbereitung der Kreml-Flüge sehr zugute. Jede der vorbereiteten Operationen hat im Zusammenspiel mit Igor Antonows Truppe organisatorisch davon profitiert.«

»Konkret. – Wie ging das konkret für den Kreml-Flug?«

»Die Informationen, die wir von unseren Agenten zum Flieger Rust bekamen, klangen gut. Es hieß, da ist ein ambitionierter, junger Pilot, dem ein Friedensflug nach Moskau zuzutrauen ist – ein introvertierter, jugendlicher Fantast, unerschrocken, diskret und mit Potenzial. Das nutzten wir dann zum konspirativen Spiel über drei Bande in der Vorbereitung und Absicherung – wie es ja schon Oberst Ossipow in eurem Film berichtete.

Nach einigem jugendlichen Unverstand und auch Bedenken hatte unser Betreuer Ihn soweit. Er schrieb nach

dem ernüchternden Treffen zwischen Gorbatschow und Reagan auf Island einen langen Plan für Völkerverständigung und nukleare Abrüstung – seine Vision von einer Welt des Friedens Lagonia, denn er wollte damit eine Brücke schlagen zwischen West und Ost, der Entwicklung zum Frieden auf die Sprünge helfen, so hörten wir.

Als er dann über Island nach Helsinki abgeflogen war, hat die Abwehr übernommen und dafür gesorgt, dass bis Moskau nichts dazwischen kam.

Wir in Deutschland haben dann nur noch bei der medialen Abschirmung des Kreml-Fliegers nachgeholfen. Das wurde durch unsere Leute organisiert, als die Weltpresse versuchte, sich darauf zu stürzen. Meine Moskauer Partner haben das schon während seiner Haft klar gemacht und ein deutscher Fotograf hat dafür gesorgt, dass die Exklusivrechte bei der Zeitschrift Stern landen.

Das war überaus wichtig, denn niemand wollte eine überbordende Berichterstattung und schon gar keine Medienhatz – wir und die Sowjets wollten nur kultivierten, kontrollierbaren Boulevard in dieser Sache, bei dem es keine Chancen zum Nachhaken gab. Darum kümmern sich die alten Freunde bis heute, wie man hört.«

Alexander, der sein Erstaunen über diese Details bekundete, schenkte aufmunternd Bier ein, – und Oie setzte nach. »Was waren aber eure Aufgaben in diesem entscheidenden Jahr der Wende?«

Herbert Gros schien auf die Frage gewartet zu haben,

denn er wurde sichtlich bewegter und wollte sich erheben, sodass Nussbaum hektisch auf die Kamera wies, um ihn nicht aus dem Bild zu verlieren.

Der Oberst begriff und setzte sich zurück ins Bild.

»Finales Operationsjahr für die Beseitigung des Eisernen Vorhangs, die Europäische Perestroika und die Beendigung des Kalten-Krieges war planmäßig dieses Jahr der Wende. Der politische Umbau in Ungarn wurde durch den Machtwechsel an deren Parteispitze beschleunigt – aber es waren immer noch viele der alten Kader in Militär und Sicherheitsdiensten in Amt und Würden.

Deshalb mussten Teile der ungarischen Schlaglicht Operation besonders sensibel eingefädelt werden. Dazu habe ich im Juli Igor Antonow zur Inspektion der Grenzanlagen in Ungarn begleitet. Oberst Ossipow kam aus Moskau dazu.

Ihr staunt, denn es klingt heute sicher wie ein Witz, aber die mentale Disposition eines DDR-Bürgers mit Flucht-Ambitionen war durch mich in diese Runde einzubringen. Keine einfache Aufgabe für einen gelernten Staatsbürger und Offizier, noch dazu in Uniform.

Das merkte ich aber erst vor Ort, denn irgendwie hielten die Russen uns Deutsche immer noch für absonderliche Tiere. Einst verbissener Gegner – jetzt, als Freunde und Waffenbrüder bodenständig, fleißig und nüchtern abwägend bis in die politische Hasenfüßigkeit – traute man unserem Stamm wenig Spontanes zu. Schon gar nicht in so wichtigen, medial wirksamen Massen von Flüchtlingen – und genau zum geplanten Zeitpunkt auf diesem Volksfest in Ungarn

Dazu kam: Nichts durfte aufgrund der Bedingungen vor Ort schief gehen.

Dafür suchten wir mit den ungarischen Offizieren der Abwehr nach dem optimalen Grenzabschnitt und dem idealen Platz für das von Nikolai Ossipow und Oberst Horvath geplante Paneuropäische Picknick, an dem erstmals offiziell die Grenze zu einer Österreichisch-Ungarischen Begegnung geöffnet werden sollte – in Wahrheit aber für DDR-Flüchtlinge.

Es ging dabei – damit die Aktion ein überzeugender Erfolg wird – auch um die möglichst wirksame Streuung von Tausenden Flugblättern unter DDR-Touristen in ganz Ungarn. Mental eingeschüchtert und als gebrannte Kinder der Geschichte eben hasenfüßig, hatte doch jeder der potenziellen Flüchtlinge von Versuchen gehört, die an Mauer und Stacheldraht gescheitert waren – und anschließend im Gefängnis endeten. Deshalb mussten wir dem Zufall goldene Brücken bauen, wie die Ungarn sagen.

Eben gerade bei unseren disziplinierten Deutschen bestand Unsicherheit, ob sie diese eindeutige Chance des Picknicks begreifen und ergreifen, die wir ihnen boten und deren Ergebnisse wir so dringend brauchten, um die Entwicklung weiter zu beschleunigen.

Die etwa siebenhundert Flüchtlinge an diesem Tag waren dann der weltweit beachtete Auftakt zum Fall des Eisernen Vorhangs und ein voller Erfolg. Das Signal an Tausende von Ausreisewilligen, die sich in der Folgezeit um die Botschaften in Budapest, Prag und Warschau stauten – und

die sich für die Funktionäre der betroffenen Länder planmäßig zu einem unerträglichen Politikum auswuchsen.

Das Ganze kochte aber besonders hoch, weil regelmäßig nach Westen verkaufte Häftlinge und ausreisende Staatsbürger zu dem Zeitpunkt schon Teil der Devisen–Rechnung des Partei-Apparates waren. Alle, die versuchten, das Land illegal zu verlassen – und schon ein Ausreiseantrag galt quasi als nicht legal – wurden ja vom System als Rechtsbrecher betrachtet.

Etwa hunderttausend D-Mark wurden zu dem Zeitpunkt üblicherweise für einen aus der Staatsbürgerschaft oder Haft entlassenen, qualifizierten Sträfling gezahlt – als Abgeltung der Ausbildungskosten, wie es verbrämt hieß.

Diese erste wilde und massenweise Ausreise über Ungarn im August war deshalb für die DDR-Oberen eine schmetternde Niederlage – und sollte sich um keinen Preis wiederholen.

Das war dann Ende September der damals rätselhafte aber wirkliche Hintergrund für das sture, zeitfressende Beharren auf der Forderung, alle Botschaftsflüchtlinge in Prag und Warschau müssten per Eisenbahn-Transit über die DDR ausreisen.

Man hoffte damit – vor allem über die Aufnahme der Personalien, die dann in den Zügen nur im hektischen Einsammeln der Ausweise bestand – noch nachträglich eine Verhandlungsmasse zu generieren, die bei den unausweichlich anstehenden Verhandlungen Schalck-Golodkowskis über weitere West-Kredite in die Waagschale

geworfen werden sollten.«

»Ja, ich hörte damals im Partei-Apparat, es ginge um Milliarden«, warf Alexander ein, »unglaublich, aber nach den eingeführten Spielregeln im deutsch-deutschen Fingerhakeln und den Zehntausenden Flüchtlingen realistische Größenordnungen.

Deshalb sollte ja, nach den Vorstellungen einiger Ober-Genossen, der Devisen-Beschaffer Schalck-Golodkowski neuer Ministerpräsident werden – denn davon versprach man sich die schnellsten Erfolge auf dem Weg aus der Schulden-Falle, eben auch mit dem Hintergrund des geplanten nachträglichen Flüchtlingsverkaufes als dringend notwendiges Startkapital für den Machtwechsel und die neue Riege der Funktionäre.

Dieser Großmeister des Embargo-Slaloms im Kalten Krieg, der die DDR-Wirtschaft einige Male vor der latent drohenden Zahlungsunfähigkeit gerettet hatte, war ansonsten am Ende mit seinem Latein, denn das System hatte über eine Generation von der wirtschaftlichen Substanz gelebt.

Einige der regierenden Partei-Fürsten fürchteten aber das auf Effizienz getrimmte Denken dieses Mannes – und damit drohende Konsequenzen für die eigenen Machtpositionen in diesem ideologisch verkalkten Apparat, der kein Problem mehr lösen konnte.

Deshalb wurde er von der Spitze der bedrohten, neue etablierten Parteiführung denunziert, bloßgestellt und in den Augen der Bevölkerung so diskreditiert, das er Anfang

Dezember – als Sündenbock mit Haftbefehl gesucht – die Flucht nach Westen antrat.«

Der Oberst bestätigte: »So war es, Alexander! Und dass er bis zum Schluss beste Kontakte mit den Leuten von Franz-Josef Strauß hatte, vereinfachte die Sache für ihn persönlich.

Den innenpolitischen Aufruhr in der DDR, beim Transit der Flüchtlingszüge, den wir im Militär-Geheimdienst vorhergesehen hatten, nahmen die SED-Bonzen damals zähneknirschend in Kauf. Sie merkten dabei überhaupt nicht, dass sie uns und der strategisch geplanten Entwicklung einen großen Gefallen taten.

Die massenweise Ausreise über Ungarn, Warschau und Prag bis in den Herbst, brachte folgerichtig das sklerotische Honecker-Regime ins Wanken. Besonders der Spruch, dass man den Ausgereisten keine Träne nachweine – obwohl viele Fachkräfte mit ihren Kindern darunter waren, die man im Lande dringend brauchte – diskreditierte es vollends bei den Bürgern und auch den eigenen Partei-Genossen.

Verzögert noch durch die Jubelfeierlichkeiten zum vierzigsten Jahrestag der DDR und begleitet von Bürgerprotesten in allen Teilen unseres Landes, kam es dann, Mitte Oktober, zum erwarteten Machtwechsel an der Spitze der Einheits-Partei mit dem neuen Parteichef Egon Krenz.

Auch bei diesem Machtwechsel standen wir im Militär-Geheimdienst auf der Bremse, denn die Honecker-Fraktion – also alle Paladine an den Fleischtöpfen der Macht – trug sich mit Vorbereitungen für einen Palast-Putsch gegen ihre

Absetzung. Einen Putsch, wie ihn Honecker achtzehn Jahre zuvor schon erfolgreich gegen die herrschende Ulbricht-Gruppe inszenieren konnte. Ich habe das damals als junger Offizier erlebt. Das ging bis zu Blockaden und Prügeleien in der Parteizentrale – bis Ulbrichts Leute aus ihren Büros geworfen und quasi unter Hausarrest gestellt wurden.

Wir, im Militär-Geheimdienst, haben die Sicherheits-Abteilung der Parteizentrale vor der Widerholung diesen Szenarien gewarnt.«

»Wir, meint jetzt?«, setzte Oie nach.

»Den Militär-Geheimdienst als Organisation, denn die Aufgabe bestand in der heißen Phase immer darin, alle entscheidenden Leute im Apparat zu orten, die mit einer gewaltsamen Lösung der inneren Probleme liebäugelten. Das waren mittlerweile, aufgeschreckt durch die Groß-Demonstrationen im ganzen Lande, nicht wenige in Partei und Sicherheitsapparat, denn der Möchtegern-Reformer Krenz und seine Leute saßen bereits bei Machtantritt zwischen allen Stühlen.

Den Alt-Stalinisten ging alles schon längst zu weit, den Reform-Sozialisten nicht weit genug und die Normalbürger – insbesondere die Fachleute, von denen alles in der Wirtschaft abhing – fürchteten die einen und misstrauten den anderen.

Besonders nachdem der beauftragte Wirtschaftsexperte Schürer auf einer ZK-Tagung Ende Oktober den so lange offiziell bestrittenen und verheimlichten katastrophalen ökonomischen Niedergang bilanzieren musste, sah die Kaste

der Ober-Genossen ihre Felle davon schwimmen.

Eine Expertengruppe, in der auch Leute der Abwehr arbeiteten, hatte erstmals ein ungeschminktes Bild der aktuellen wirtschaftlichen Entwicklung in allen Schwerpunkt-Bereichen erarbeitet, das dann absichtsvoll einem Katastrophen-Szenario glich, vor allem um die noch immer systemgläubigen Gerontokraten zu erschüttern.

Zudem war – als Quintessenz – der weitere Absturz durch die sich potenzierenden Wirkungen der CoCom-Embargos in der technologischen Entwicklung und im alles entscheidenden Außenhandel absehbar.

Diese Prognose war Teil des von Schürer vorgetragenen Offenbarungseides, vor allem in der West-Verschuldung. Berechnet und faktisch unabwendbar – das sahen alle, die es sehen wollten. Letzte Rettung erhofften sich aber die blinden, altgläubigen Genossen trotzdem und wie immer aus der Sowjetunion.

Wie schon in euren Aufzeichnungen erwähnt: Am ersten November war Krenz in Moskau, um sich, in Unkenntnis und wohl auch Verdrängung der wirklichen Interessenlage des Großen Bruders, als neuer, besserer Vasall zu präsentieren und gleichzeitig Hilfe in seiner prekären Verschuldungssituation zu erbitten. Horrende Zahlungen für Westkredite waren demnächst fällig – und die Devisenkasse der DDR war fast leer.

Nachdem er in dieser Frage keine Zusagen bekam, wurde er davor gewarnt, sich an einer gewaltsamen Lösung zu beteiligen – die Sowjet-Armee würde in keinem Fall

eingreifen, um ihnen zu helfen.

Mitreisende Hardliner unter den DDR-Genossen hofften dabei wohl bis zur Abreise der Delegation auf andere Informationen aus KGB- und Militärführung, denn deren offene Zweifel am deutschen Kurs Gorbatschows waren bis nach Berlin gedrungen.«

»Massen. – Auf der Seite des Apparates war erst mal Klarheit«, unterbrach Nussbaum. »Aber wie war von euch die Einbindung der Massen, der Bürger, in diesen friedlichen Wandel geplant?«

»Gute Frage: An der Spitze der vorrevolutionären Phase, der letzten Monate vor der Maueröffnung, in der DDR war nicht das Volk die Mehrheit. Revolutionen werden immer von Minderheiten vorangetrieben. Sie richten sich sowohl gegen die Macht der Regierenden als auch gegen das Schweigen der zögernden Mehrheit, die noch zu überzeugen ist. Diese vorrevolutionäre Minderheit muss man besonders fördern – vor allem, indem man verhindert, dass sie scheitert.

Wie sagte der Comte de Mirabeau am Vorabend der Französischen Revolution: ›Den Wagen der Revolution kann man nicht aufhalten, – man muss draufspringen, um ihn zu lenken.‹

Wir haben die Bremsen des Wagens gelöst und wir haben den Antrieb unterstützt, bis er Fahrt aufgenommen hatte – dann sind wir draufgesprungen und haben aufgepasst, dass niemand, dem wir absichtsvoll die Zügel in die Hand gedrückt hatten, die Richtung verlor und auf versteckte

Mienen unserer Gegner lief.

In diesem Fall – mit der Gunst der Stunde – hatten die Bürgerrechtler rund um das Neue Forum die Zügel in die Hand bekommen.

Allerdings war das eine sehr heterogene Truppe. Eine Opposition mit kleinstem gemeinsamem Nenner, denn die wussten vor allem, was sie nicht mehr wollten: den vormundschaftlichen Staat, mit all seinen wirtschaftlichen, geistigen und persönlichen Beschränkungen. Das war die mehrheitsfähige Grundhaltung, die ihnen einen wachsenden Zulauf aus allen Schichten der Bevölkerung bescherte – wenn auch die Intellektuellen überwogen.

Bei den Zielprojektionen allerdings gab es jede Menge unausgegorener Differenzen, je nachdem wer als geistiger Vater, Beschützer oder finanzieller Förderer des Westens im Hintergrund stand. Mutige Idealisten aus der Bevölkerung, kirchliche Gruppen, Parteien wie die Grünen und die SPD – oder aber von den West-Diensten beeinflusste politische Stiftungen. Sie alle agierten in den unsichtbaren Freiräumen, die die präventive Intervention der Abwehr des Militär-Geheimdienstes gegen jede Gewaltlösung geschaffen hatte.

Das Ziel aller neuen Bürgervereinigungen war ein Ende der unsäglichen Diktatur der noch allmächtigen Partei, vor allem die Beendigung der wirtschaftlichen Misere und eine basisdemokratische Erneuerung durch freie Wahlen. Revolutionär, aber in humanistischem Geist – denn alles sollte unbedingt friedlich geschehen.

Die Westmedien, die fast überall in der DDR empfangen werden konnten, erfüllten in diesem Prozess des Wandels quasi Oppositionsaufgaben und waren – bei aller Interessengesteuerter Propaganda – beschleunigender Katalysator, ohne den wir natürlich nicht so schnell vorangekommen wären.

Nebenbei gesagt: Die Öffnung der Mauer und die Wiedervereinigung – mit dem Osten als Freistaat in einer Deutschen Union – hielten damals noch viele, mit denen unsere Einflussagenten offen sprachen, für keine reale Perspektive – eher für Zukunftsmusik. Aber allein die Diskussion darüber machte Hoffnung, die sie wiederum an andere weitergaben. Das war dann ein wichtiger Beitrag zur mentalen Wende in der Bevölkerung, vor allem bei den Fachleuten auf allen Ebenen, die wir auf diese Weise erreichten.

Es gab aber auch diejenigen in den Eliten, die hoffnungsvoll-furchtsam sondierten, die später so bezeichnete Merkel-Revolution – man wartete schlau ab was kommt, und engagierte sich dann. Dieses Analytisch-Abwartende ist aber unter den Bedingungen jeder Diktatur und jeden Repressions-Regimes gerade bei Wissenschaftlern, die nur eines wollen, ungestört Forschen, der menschlich verständliche Normalfall, muss man zugeben.

Einige der dann im Verlauf des Wende-Jahres auf dem Plan erschienenen Organisationen der Ost-SPD, des Neuen Forums und des Demokratischen Aufbruchs, wollten die

DDR als Staat für erneute, pseudo-sozialistische Experimente erhalten, indem sie sich lautstark an die Spitze setzen. Da gab es doch diese berühmte Kundgebung auf dem Leipziger Karl-Marx-Platz, mit einem Redner, der rief: ›Liebe Freunde, lasst uns nun das Experiment des wahren menschlichen Sozialismus wagen!‹ Worauf ihm der Lacher des Abends aus der Menge entgegen tönte: ›Nehmt aber diesmal Ratten!‹

Das machte den Frust einzelner deutlich – und den Flurschaden, den die seit vierzig Jahren durch die Besatzungsmacht und deren Einheitspartei verhinderten gesellschaftlichen Reformen nach sich zogen.«

»Ja, so muss man das leider konstatieren«, warf Alexander Schmied sichtlich zerknirscht ein: »Durch die stalinistischen Verbrechen und das amoralische Gebaren der ideologisch verkalkten Funktionäre, wurde die humanistische Idee einer demokratischen gerechten Gesellschaft, mit ihr der Begriff des Sozialismus, bis auf die Knochen diskreditiert. Und das zum zweiten Mal in der Geschichte, denn schon der so genannte National-Sozialismus, der zum Faschismus entartet war, also niemals ein Sozialismus sein konnte, hatte ihn katastrophal beschädigt.

Auch deshalb lässt der Begriff sich heute so leicht denunzieren und lösen von den humanistischen Inhalten – dabei ist die politische Idee des Sozialismus die menschlichste seit Jesus ‚Bergpredigt'!«

An das einvernehmliche, bestätigende Schweigen der

Runde knüpfte der Oberst an: »Zu den möglichen Perspektiven der weiteren Entwicklung, bei all den divergierenden Ansätzen in den Bürger-Gruppen damals, noch eins: Die wenigen, von der CIA angeworbenen Agenten der Vor-Wende, die auch in den Oppositionsgruppen arbeiteten, waren Doppelagenten der Stasi oder des KGB, – und, wie die Rosenholz-Dateien belegen, war der BRD-Apparat an den entscheidenden Stellen von östlichen Diensten unterwandert bis ins letzte Glied. KGB, Staatssicherheit und auch wir verspotteten die West-Dienste deshalb als unsere Filialen.

Weshalb sage ich das? Eine Einbeziehung der von der BRD-Botschaft beschützten Dissidenten und Protagonisten der Vor-Wende in unsere Operation Lichtstrahl hätte zwangsläufig zur Enttarnung bei KGB und Stasi geführt, und damit unweigerlich zu einem vorgezogenen Putsch in der Sowjetunion und den anderen Ostblock-Staaten, – gegen Komanda-Gorbatschow und alle Sympathisanten der Europäischen Perestroika.

Diese führenden Dissidenten waren ja, auch in ihrer westmedialen Präsenz, von der Stasi nur als Überdruckventil geduldet, besonders, weil sie durch deren Observation regelmäßig weitere, aktive regimekritische Kräfte aufdecken konnte. Die konnte man dann nach Belieben verhaften, verurteilen und einsperren – um sie nach Westen zu verkaufen. So war natürlich, als schon geschilderter Nebeneffekt, auch dort für Devisen-Nachschub gesorgt.

Diese Köderfunktion war immer der entscheidende

Nutzen für die Stalinisten, deshalb wurde all unseren Einflussagenten von der Abwehr nahe gelegt, in ihren Aktionen Abstand zu den Bürgerrechtlern zu halten.

Verschärft galt das Abstandsgebot, als die Dinge in Fluss kamen: im Sommer und Herbst des Wende-Jahres. Natürlich waren unsere Leute nahe dran – aber eben nicht aktiv. Das Abstandsgebot betraf auch die kirchlichen Gruppen, die von der Staatssicherheit fast vollständig und flächendeckend unterwandert waren.

Dieser Stasi-Einfluss erklärt auch in vielen Fällen die unbestrittene Bremserfunktion der Kirchen-Gruppen in der Vor-Wende, die sich – Ironie der Geschichte – zum Ärger der Machthaber dann nicht einfach umschalten ließen, als der Apparat in der heißen Phase auf Provokation und Konfrontation setzen wollte, um Gründe für eine Gewaltlösung zu bekommen.«

»Bremserfunktion der Kirche?«, warf Oie zweifelnd ein und Alexander lachte sogleich ironisch auf: »Ja Bremserfunktion, denn der Protestantismus in Deutschland speiste sich immer aus einem loyalen Bewährungspathos und dem Gehorsam gegenüber weltlicher Macht. Dass er seine Existenz den regierenden Fürsten verdankt, die sich gegen Rom stellten, hat sich quasi genetisch eingebrannt. Seitdem kriechen seine hochgestellten Protagonisten auf der Schleimspur der Macht und vor ihren landesherrlichen politischen Ersatz-Päpsten.

Sie haben Zumutungen und Exzesse der jeweiligen Machthaber in der Geschichte allzu oft besänftigend

begleitet. Kirche im Sozialismus war da nicht nur erklärtes Gesellschaftsmodell, sondern auch Valium für die Verhältnisse – gegen die man nicht aufbegehren wollte.«

»Kleiner Einspruch!«, kam von Oie. »Kirchliche Friedensarbeit, wie das medial so wirksame Umschmieden eines Schwertes zur Pflugschar Anfang der Achtzigerjahre in Wittenberg, das eine ganze Friedensbewegung neu prägte, war in dieser Europäischen Perestroika, so sehe ich es jetzt, von fundamentalem, Frieden stiftendem Nachhall. Das war aus heutiger Sicht wichtiger als etwa das verbissen-eitle Gedöns gewendeter Salon-Kommunisten, wie dem des Liedermachers Biermann in seinem persönlichen Krieg mit einer hochnäsigen, ignoranten Funktionärskaste, der er selbst entstammte.«

»Das sehe ich differenzierter, Oie, wenn ich mich an seinen ersten Auftritt im West-Fernsehen erinnere«, blickte Alexander mit leuchtenden Augen in die Runde. »Das war schon sehr präzise, sehr poetisch und sehr ätzend, wie er über die Bonzen und ihre ideologischen Plattitüden herzog, die Differenz zwischen hehrem Anspruch und desillusionierter, ergrauter Wirklichkeit durchschlagend und versweise vermaß. Das war aber auch sein persönlicher Befreiungsschlag, denke ich, denn die Partei hatte ihn zuvor mit einem langjährigen Auftrittsverbot mundtot zu machen versucht.«

»Sicher, Alexander, auch für mich hatte dieser Auftritt etwas indirekt Befreiendes – in seiner nie gehörten poetischen Frechheit, mit der er sich aber schon bewusst, so

glaube ich, gen Westen absetzte. Wenngleich es damals einige als einen wohl kalkulierten persönlichen Opfergang für die Meinungsfreiheit in der DDR hielten, war es für mich wie eine Kapitulation und sicher auch eine Entscheidung für die medialen, gut gefüllten Fleisch-Töpfe des Westens, die ihn aber folgerichtig zu einer Fußnote der Geschichte schrumpfen ließen.«

»Auf die breite christliche Friedensbewegung als lose Organisation, setzten wir aber von Anfang an, Oie«, bestätigte der Oberst, »denn nur so ist ein gewaltfreier Wandel mental zu sichern. Dieser Friedensbewegung, und das war für die Entwicklung entscheidend, schlossen sich bis zur Wende immer mehr Bürger an, weil es die menschlichste Antwort auf die für alle fühlbare Kriegsgefahr, die permanente, nukleare Bedrohung an der Nahtstelle der Systeme in Deutschland war.«

»Entscheidung. – Und was tatet ihr dann konkret, Oberst, in diesen entscheidenden Monaten, wenn alles noch so diffus und unklar war?«, forderte Nussbaum hinter der Kamera weitere Hintergründe.

»Getreu unserer Strategie war uns aufgetragen, die friedliche Entwicklung in die Bürger-Gesellschaft konspirativ zu beschleunigen, und gleichzeitig eine militärische Konfrontation mit den sprungbereiten Sicherheitskräften unter allen Umständen zu verhindern.Das lag ja im Sommer in der Luft – nur die Krankheit Honeckers und die Vorbereitungen zum vierzigsten Jahrestag der DDR ließen die Stalinisten noch zögern, eine härtere innenpolitische

Gangart nach chinesischem Muster einzuschlagen.

Dann, nach den Jubelfeiern, gab es den Parteiputsch der Fürsten gegen den greisen König – als letzten, hektischen Versuch der Genossen, ins Rad der Geschichte zu greifen.

Das neu gewählte DDR-Politbüro musste die Lage entspannen und wollte, im Angesicht der Flüchtlingswellen, der Massen-Demonstrationen in vielen Städten und des bodenlosen Autoritätsverfalls der Führung, vor allem mit einer bescheidenen Reisefreiheit Druck herausnehmen und ihre Reformfähigkeit unter Beweis stellen.

Gleichzeitig sollte mit dem Eintritt in eine neue Politik über eine erhöhte Kreditbereitschaft der Bundesrepublik die akute Devisen-Klemme überbrückt werden. Die Ober-Genossen um Parteichef Krenz waren sich sicher – so sollte es gehen.

Was ihnen wahrscheinlich nicht bewusst war, ist, dass jeder Fortschritt, den eine Revolution tut, sie gesetzmäßig unausweichlicher macht und sie beschleunigt.

Die erste Vorlage eines Reisegesetzes in der Öffentlichkeit wurde aufgrund ihres restriktiven, obrigkeitsstaatlichen Charakters von den Bürgern in der Luft zerrissen. Kein Rechtsanspruch auf Reisen, Gummi-Paragrafen als Ausschluss-Gründe und eine nicht geregelte Finanzierung waren die Haupt-Anstoßpunkte.

Wir wussten, das führt zu nichts, sahen aber im Hintergrund – mit dieser vorsichtigen Entwicklung zu einer Öffnung – die Stalinisten sprungbereit und in der Vorbereitung von finalen, einschneidenden

Gegenmaßnahmen nach chinesischem Muster.

Hartgesottene, skrupellose Parteifunktionäre in ihrem Allmachtswahn glaubten noch im Jahr zuvor, mit den Kampfgruppen der Arbeiterklasse, die in jedem Großbetrieb leicht Bataillonsstärke erreichten und so landesweit schwer bewaffnet auf über zweihunderttausend Mann kamen, die innere Lage jederzeit im Griff zu haben. Etwa die Hälfte der Kämpfer und alle Kommandeure waren ja Parteigenossen.

Als dann aber in diesen Einheiten Bürgerkriegs-Szenarien geübt werden mussten, ahnten viele Kämpfer, wohin der Hase läuft und traten einfach aus der Kampfgruppe aus – oftmals gleich verbunden mit einem Parteiaustritt. Die Mitgliedschaft in beiden Organisationen war ja freiwillig – wenn sie auch seit Gründung der DDR bei vielen Fachleuten zu einer zwingenden Bedingung für den beruflichen Aufstieg missbraucht worden war.

Diese massierten Austritte aus den Kampfgruppen, die immer größere Kreise zogen und nicht aufzuhalten waren, versetzten die Parteibonzen auf allen Ebenen in Schrecken. Ersatz musste her, denn die Zuspitzung der Lage im Ostblock – besonders in Polen und Ungarn – sorgte bei unseren Gegnern für einen permanenten Alarmzustand.

Der Militär-Geheimdienste, speziell unsere Abwehr, beobachteten regelmäßige, sich häufende Treffen zwischen Kommandeuren der Sowjet-Armee, der NVA, des KGB und der Stasi in allen Bezirksstädten der DDR. Spezialeinheiten gingen auffällig oft ins Manöver und Garde-Divisionen der Freunde hatten schon im Sommer Alarmbereitschaft. Zur

Eigensicherung, wie es abwiegelnd vom Oberkommando der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland hieß.

Als doppelte Sicherung, und auch schon als Reaktion auf das absehbare Desaster bei den Kampfgruppen, hatte das Kommando der Nationalen Volksarmee Anfang des Wende-Jahres befohlen, in allen Divisionen Hundertschaften von Freiwilligen für Polizeiaufgaben auszubilden, denn unter NVA-Offizieren war die unausgesprochen mehrheitliche Stimmung: Deutsche Soldaten und reguläre Truppen schießen nicht auf die eigene Bevölkerung.

Diese menschlich klare Haltung war ein Schwachpunkt in der Front der Stalinisten, den wir als Militäraufklärung schon in der Polen-Krise orteten.«

»Ich erinnere mich«, warf Oie ein. »Ich musste wegen dieser Polen-Krise Anfang der Achtzigerjahre zur Reserve einrücken, – in eine Richtfunk-Kompanie bei Neubrandenburg, die fast ausschließlich aus Berliner Intellektuellen bestand. Da war über die kasernierte Ungewissheit – denn selbst private Radios wurden eingezogen – konspirativ Einigkeit, dass wir weder in Polen einmarschieren, noch je einen Schuss abgeben, denn anschließend würde Krieg herrschen, an dem wir uns, um unserer Familien willen, um keinen Preis beteiligen wollten. So nüchtern war die Einschätzung, die sicher auch bis zu den Kommandeuren und zum Militär-Geheimdienst durchdrang. Von dem wusste ich damals übrigens noch gar nicht, dass er überhaupt existiert.«

Oberst Gros bestätigte: »Das wusste kaum einer, nur die

Kommandeure der Einheiten hatten Kenntnis davon, dass da jemand an Bord war – nicht aber, in welchem konkreten Auftrag er agierte. Für alle anderen Offiziere war das nicht zu durchschauen, denn die Angehörigen des Militär-Geheimdienstes trugen die Uniformen der Truppenteile, in denen sie Dienst taten oder operativ eingesetzt wurden. Das war auch die perfekte Tarnung für die abschirmenden Operationen der Abwehr in der heißen Phase der Entwicklung.«

»Heiße Phase? – Wann begann die und womit?«, setzte Oie nach.

»Ende Oktober würde ich heute sagen. Wir nutzten das politische Vakuum im Zuge des Machtwechsels der Ober-Genossen in der regierenden Einheitspartei und lancierten über die offiziellen Kommunikationswege vertrauliche Informationen, die, wenn du sie nachlässig abschirmst, besonders gerne und schnell verbreitet werden – im Lande und besonders im Funktionärsapparat in Berlin. Brisante Informationen, um die Entwicklung im Sinne der Europäischen Perestroika zu beschleunigen. Darum ging es – das hatte Priorität.

Die führenden Parteifunktionäre und Militärs, die sich immer unverhohlener als Feinde der Perestroika zu erkennen gaben, hörten es sicher mit ungläubigem Staunen. Das Gerücht hatte einen wahren Kern, wie wir sehr schnell merkten, kam von Igor Antonow und ging so: Patriotische Kräfte in der Partei und im Militär planen, den konterrevolutionären Entwicklungen im sozialistischen

Lager Anfang November ein Ende zu setzen.

Viele der Funktionäre des alten Apparates frohlockten: Endlich! Ein derartiges Ereignis wäre allen Hardlinern im Ostblock gerade recht gekommen. Auch viele im KGB, in der sowjetischen Generalität und Nomenklatura, die von Gorbatschow abgerückt waren, weil ihre Macht und ihre Privilegien zur Disposition standen, bereiteten sich intensiv auf derartige Szenarien vor. Sie lauerten darauf, seine Entspannungspolitik damit zu Fall zu bringen. Schon im Jahr der Wende, und nicht erst wie dann vor den Zweiplus-Vier Verträgen in Moskau versucht, und ein Jahr später mit dem Putsch gegen Gorbatschow wirklich geschehen.«

Der Oberst hob den Kopf, schnupperte verkniffen, wie wenn er Unrat wittere, und trank einen Schluck Bier, was Alexander zu einem ironischen Einwurf nutzte: »Erinnert ihr euch an den Abtritt des Chef-Hetzers des DDR-Fernsehens, Karl-Eduard von Schnitzler, Ende Oktober? Die Parteioberen hatten sich entschlossen – als ein Signal der ideologischen Abrüstung – dieser in großen Teilen der Bevölkerung verhassten Galionsfigur des aggressiven Lügen-Apparates endlich das Fernseh-Podium zu entziehen.

Bei seinem in allen Medien absichtsvoll-angekündigten letzten Fernseh-Auftritt – für viele DDR-Bürger ein erneutes, hoffnungsvolles Zeichen von Wandel – schloss dieser hochintelligente Zyniker mit der Drohung: ‚Es bedarf also der Kunst, das Richtige schnell und glaubhaft zu machen, als Waffe im Klassenkampf und zur Verteidigung meines sozialistischen Vaterlandes. – Auf Wiederschauen!‘«

Alexanders Miene verfinsterte sich jetzt holzschnittartig: »Das war ernst gemeint, denn er sollte wenige Tage später – wenn alles gut geht – der Medien-Direktor einer Junta, eines ‚Komitee zur Rettung des Friedens und des Sozialismus' werden.

Es stand in diesen Tagen also Spitz auf Knopf!«

Oberst Gros sah die überraschten Gesichter Oies und Nussbaums, reckte sich wie zum Sprung und setzte nach: »Um das Politbüro der herrschenden Partei in dieser Situation weiter zu beschleunigen, mussten unsere Putsch-Gerüchte natürlich konkreter sein. Dazu kamen mit uns abgestimmte, streng geheime, offizielle Informationen des sowjetischen Militär-Geheimdienstes über unsere Leute in der Sowjetischen Botschaft ans Politbüro der SED.

Der Inhalt war, so erinnere ich mich: Für die Nacht zum zehnten November ist mit einer massiven Grenzverletzung in Berlin und einem Angriff auf die Garnison der Sowjet-Armee in Karlshorst zu rechnen. In den Stadtgebieten an der Sonnenallee, Bernauer Straße und – wegen des weltweiten, medialen Echos – am Springer-Hochhaus auf der Westberliner Seite sind Provokationen zu erwarten. Bisher nicht identifizierte bewaffnete Kräfte werden diese Aktionen an der Grenze starten. Gleichzeitig soll ein Berliner Hauptquartier der Sowjet-Armee in Karlshorst von Fahrzeugen aus angegriffen werden, um dieser einen Vorwand zum Eingreifen zu liefern. Das soll zur Ausrufung des Ausnahmezustandes durch ein ‚Komitee zur Rettung des Friedens und des Sozialismus' führen. Grenzregiment und

Stasi-Wachregiment in Berlin übernehmen das Kommando, verstärkt durch Spezial-Einheiten der DDR-Militärbezirke Nord und Süd in Uniformen der Bereitschafts-Polizei.

Als Quelle gaben wir Informanten der Militär-Geheimdienste an. Das reichte den gläubigen, verunsicherten Ober-Genossen in Berlin, die ja ähnliches erwarteten – auch weil sie es vielleicht selbst gern getan hätten.

Die schnelle, blutige militärische Lösung vom Platz des Himmlischen Friedens in Peking, die Krenz noch im Sommer nach einem Staats-Besuch in China, als Beispiel gepriesen hatte, war aber in der Mitte Europas mittlerweile undenkbar – auch für die Mehrzahl der Feinde der Perestroika. Sie zögerten, so brutal durchzugreifen und arbeiteten deshalb an diesen indirekten, propagandistisch abgestützten, paramilitärischen Szenarien, um sich anschließend als die Retter des Friedens und des Sozialismus in Europa stilisieren zu können, ohne gleich einen Teil der Bevölkerung niederzuwalzen. Das muss man sich mal vorstellen, die Alt-Stalinisten als Friedensretter, auf einer Welle von Gewalt und Unterdrückung – dem mussten wir begegnen.

Unsere subtile Desinformationskampagne auf allen Ebenen zeigte sehr schnell Wirkung. Damit schufen wir das mentale Klima im verunsicherten Politbüro, sodass sie unserer von Igor Antonow insistierten Strategie der Maueröffnung folgten – um nicht am nächsten Tag von den Putschisten in die Wüste geschickt zu werden.

Sie sorgte dafür, dass der Sprecher des Politbüros

Schabowski auf der Pressekonferenz mit seinem nebligen Genuschel die Reißleine zog, indem er die uneingeschränkte Reisefreiheit verkündete und damit indirekt die Grenzen für offen erklärte – bevor die Mauerspringer ein Unheil anrichten.«

»Schabowski. – Was wusste Schabowski von eurer Strategie, was denkst du?«

»Nichts von den Hintergründen, denke ich, nur was er zu tun hatte – er wollte es vielleicht auch nicht wissen, denn zu viel Wissen kostet zuweilen, wenn's schief geht, den Kopf.

Es liegt doch in der Natur konspirativer Operationen über drei Bande, und das ist die Hohe Schule, dass da nur Impulse durchlaufen, die zum Ziel führen. Hintergründe und strategische Absichten werden so lange wie möglich verschleiert, denn das könnte Ziel und Zeitrahmen gefährden.

Wir hatten nach dem Machtwechsel im Politbüro ja nur wenig Zeit, um uns auf dieses Finale einzustellen. Die nutzten wir, um unsere Leute im DDR-Apparat, vor allem im Innenministerium, im Militär und bei den Grenztruppen einzunorden

Die Maueröffnung am Abend des neunten November war, so wird klar, für die SED ohne Alternative. Zugrunde lag die Angst des Politbüros vor dem für diese Nacht geplanten Putsch einer noch nicht identifizierten Gruppierung in den Sicherheitskräften des Partei- und Staatsapparates, der sie auf jeden Fall die Macht gekostet hätte. Die auslösenden Grenz-Provokationen, als absehbarer Anlass, sollten ins

Leere laufen.

Deshalb die eilig, innerhalb eines Tages, von Offizieren des Innen-Ministeriums zusammengezimmerte, vorläufige neue Reiseregelung, die einige Leute aus dem Politbüro auch schon panisch als ‚Papier zur Rettung in letzter Minute' titulierten.

Da hing dann, zur Tarnung, auch eine gewöhnliche, regierungsübliche Sperrfrist für die Medien dran. Aber unsere Agenten im Politbüro ließen den Anhang mit der Sperrfrist auf dem Weg zur Pressekonferenz verschwinden, denn alle Pläne der Putschisten mussten noch am Abend durchkreuzt werden.

Deshalb die absichtsvolle Frage des italienischen ANSA-Korrespondenten Leonardo Ehrmann, der sich im brechend vollen Saal zu Füßen des Presse-Podiums platziert hatte, um nicht überhört zu werden. So gab er es zehn Jahre später zu, denn er wurde von einem Freund, dem Chef der offiziellen Nachrichtenagentur der DDR, ADN, aus dessen abhörsicherer Zentrale, dem so genannten U-Boot in Berlin, mit der Aufgabe angerufen: ›Du musst am Ende der Pressekonferenz nach der Reisefreiheit fragen – das ist ganz wichtig!‹

Woraufhin Schabowski, mit dem verlesenen umständlichen Wortlaut der Erklärung zur Reisefreiheit über alle Grenzübergangsstellen der DDR zur BRD und zu West-Berlin eine neue, ebenfalls schon bestellte Frage provozierte. Denn dann kam von einem aufgeregten Reporter der Bild-Zeitung – ebenfalls zu Füßen des Podiums

– eine Zwischenfrage.

Das war die eigentliche Schlüsselfrage: die Frage nach dem Zeitpunkt des Inkrafttretens der Reiseregelung. Der Reporter war von einem seiner Chefs – der über vertrauliche Kanäle von uns informiert war – genau mit dieser Frage in die Presse-Konferenz geschickt worden.

Schabowskis Antwort war aufgesetzt zögernd, weil er keinen Vermerk dazu im Reisegesetz fand, dann aber mit ›Sofort, unverzüglich!‹ sehr eindeutig, denn er und die Eingeweihten im Hintergrund wussten, es ging um jede Minute in dieser Nacht. Das sofortige Inkrafttreten der Reiseregelung sollte absolut nicht überhört werden.

Natürlich wird man heute um keinen Preis von den damals Beteiligten hören, dass sie aus Angst vor dem politischen Tode, vor Machtverlust und dem Verlust von Privilegien den Selbstmord gewählt haben, wie es Spötter beschreiben würden – aber so war es.«

»Bist du da nicht ungerecht mit deiner Beurteilung«, warf Oie ein. »Schließlich haben sich diese Genossen entschlossen, der Menschheit in dieser Nacht einen Dienst zu erweisen und nicht ihrerseits aus Machterhalt ein Blutbad anzurichten zu lassen – was noch durchaus im Rahmen ihrer Möglichkeiten lag. Dieser Dienst am Frieden in Deutschland war, so nebulös der Hintergrund bisher erscheinen mag, durch alle später handelnden, darauf aufbauenden Personen und Entscheidungen nicht mehr zu übertreffen. Besonders die für einen Funktionärsapparat ungewöhnliche Entschlossenheit des ›Sofort, unverzüglich!‹ als

Entspannungssignal, auch wenn es aus Angst geschehen ist, hat doch die entscheidende Bresche geschlagen.«

»Da sind wir uns einig«, lenkte der Oberst ein. »Was ich aber meine und zu bedenken gebe, ist, dass eine abschließende Bewertung jedes menschlichen Handelns nur fair sein kann, wenn die Motivation wirklich offen liegt. Der Machterhalt als Motivation ist aus dieser Sicht natürlich weniger bedeutend als die Wahrung des Friedens und der Aufbruch in eine demokratische Bürger-Gesellschaft. Aber beides bedingte einander und hat letztendlich, in diesem Augenblick, die Entwicklung zur Deutschen Einheit weiter beschleunigt.

Zudem haben die wirtschaftlichen und politischen Verfallserscheinungen den zeitlichen Handlungsrahmen zwingend vorgegeben, – die Obergenossen waren doch Getriebene.«

»Ich verstehe Oies Einwurf«, schloss Alexander an. »Auch ich glaube, alle Menschen wären gerne gut, aber sie können es dann nicht, – denn die Umstände und das System lassen es, bei Strafe des Unterganges von Macht und Einfluss, nicht zu.«

»Wohl wahr«, bestätigte der Oberst. »In jedem Falle halfen die Pressekonferenz und die Grenzöffnung der weiteren friedlichen Entwicklung auf die Sprünge – das war entscheidend. Ohne diese bestellten Fragen und diese wichtigen Antworten, besonders des Sofort, unverzüglich!, hätte sich der ordnungsliebende Deutsche am nächsten Morgen bei der zuständigen Melde-Stelle der Polizei nach

einem Visum angestellt – gerade die gebildete, engagierte, schweigende Mehrheit, die niemals daran dachte die DDR zu verlassen, die bleiben wollte, um ihr Land neu und besser zu gestalten. – So wäre es nicht gegangen.«

Beeindrucktes Nicken folgte im Rund, – aber Samuel wollte es genau wissen: »Lage. – Wie habt ihr das operativ verbunden, die diffusdirekte Botschaft von der Reisefreiheit mit der Lage an den Grenzübergängen?«

»Da mussten wir nicht viel tun. Die Mechanismen der Propaganda hatten die Herrschenden in Fleisch und Blut. Alles wurde so anberaumt, dass diese guten Nachrichten alle Menschen in Deutschland erreichen konnten. Zuerst mit der direkt übertragenen Pressekonferenz zu politischen Entscheidungen des Tages, die in dieser Konsequenz ein völliges Novum in der Öffentlichkeit der DDR darstellte – und den ersten Abend-Nachrichten dazu im Zweiten Westfernsehen.

Dann um halb acht über die Aktuelle Kamera der DDR, und dann noch mal um acht in der Tagesschau, die sicher auch die Hälfte der DDR-Bürger regelmäßig sah.

Bereits mit der Pressekonferenz über die neue Reiseregelung war unseren Gegnern klar, dass wir ihre Strategie durchschaut hatten. Das war ungeheuer wichtig, denn sie mussten umdisponieren und ihre Provokateure zurück pfeifen – quasi den Rückzug organisieren, ohne aufzufliegen und unter Beschuss zu geraten. Es ging von da an nur noch um die Tarnung und Eigensicherung der Putschisten, haben wir später erfahren. Für einen Neustart

sahen sie wohl schon zu diesem Zeitpunkt keine Chance mehr.«

»Ich glaube«, hob Alexander die Stimme, »denen war klar, dass sie aufgeflogen sind, in der Schusslinie stehen und es nun jedem Einzelnen den Kopf kosten könnte. Vor allem rochen sie wohl, dass irgendwelche mächtigen Sowjets dahinterstehen. Wer sonst konnte im östlichen Imperium derart strategisch agieren und taktisch eingreifen?«

»Das war auch so«, bestätigte der Oberst, »und das war einer der Gründe, weshalb das Hauptquartier der Stasi, dem alle Grenz-Kontrollpunkte unterstanden, so indifferent reagierte als die dort diensthabenden Offiziere in ihrer panischen Ratlosigkeit Rückversicherung suchten, wie sie sich denn – bei nun anrückenden Massen – verhalten sollten.

Der dann befohlene und praktizierte erste Macht-Reflex, die lautesten Protestierer an den Grenzübergängen aus-, aber nicht mehr einreisen zu lassen, weil ihre Ausweise ungültig gestempelt wurden, war als so genannte Ventil-Lösung aber noch ein Teil des verhinderten Putschplanes – wissen wir heute.«

»Ventil-Lösung?«

»Ja, Oie, so war die Sprachregelung in den Sicherheitsdiensten. Nach dem Ungarischen Aufstand und dem Prager Frühling war man mit dieser Methode erfolgreich tausende Oppositionelle losgeworden. Das schlagende Argument war: Die müssen wir dann nicht einsperren, bewachen und versorgen – oder gar liquidieren.

Wir hatten jedoch, bei aller medialen Absicherung durch

die Pressekonferenz, von Anfang an Sorge, dass die DDR-Bürger zu abwartend reagieren würden und informierten jeden Einfluss-Agenten den wir erreichen konnten. Die wiederum alarmierten ihr Umfeld, Freunde und Bekannte, per Telefon oder Mund-zu-Mund-Propaganda – nur so konnte es funktionieren.

Als unsere Leute dann an den Grenzübergängen gedruckte Zettel mit dem Wortlaut der Reisereglung verteilten, denn einen privaten Kopierer hatte niemand im Lande, und Stimmung machten, gab es kein Halten mehr. Auch unter den Grenzoffizieren hatten wir natürlich unsere Agenten, die wussten, worauf es in dieser Situation ankommt.

Besonders wichtig für uns war da ein für die Grenzkontrollen zuständiger Oberst in der Zentrale des MfS, der im Angesicht der brisannten Lage, den Hebel der taktischen Verzögerung nutzte, um eine laut Dienstvorschrift und befehlsgemäß drohende Eskalation schon im Ansatz auszubremsen – auch weil er wusste, wir und der Militär-Geheimdienst der Sowjets, die seine Kommunikation zu den Grenztruppen überwachten, greifen dann durch.«

Wie in Erstarrung schaute der Oberst über den See in den dunklen Wald: »Ob wir aber im Ernstfall noch rechtzeitig – und ohne Blutvergießen – hätten reagieren können, treibt mich noch heute um.«

Er fing und lockerte sich: »Aber es hat ja geklappt mithilfe anderer zwar ahnungsloser, aber verantwortungsbewusster Offiziere des Grenzkommandos,

wurden, um ein Chaos zu verhindern, die Schranken der Übergänge geöffnet. Die Leute strömten in Massen und sangen ‚So ein Tag, so wunderschön wie heute' – und das wurde auch noch im Fernsehen gezeigt.«

Die Männer schwiegen für Sekunden mit glänzenden Augen, sahen die Bilder der Maueröffnung und glaubten noch einmal den Klang dieser Freuden-Hymne, die eine Hymne zum großen Frieden in Europa werden sollte, zu hören.

Der Oberst setzte nach: »Das war alles gut vorbereitet, würde ich heute sagen, ohne dass ich damals jedes Detail wissen konnte. Was wir erst hinterher erfuhren, und was Nikolai Ossipow schon angesprochen hat: Igor Antonows Leute bereiteten für diese Nacht auch das punktgenaue, weltweite Medienecho vor.

Groß gedacht, wie alle Operationen der Europäischen Perestroika, ging das nur über die Amerikaner – die handstreichartige Eroberung der medialen Öffentlichkeit in den USA. Deren Präsident hatte ja, anlässlich eines Besuches in West-Berlin ein Jahr zuvor, am lautesten danach gerufen, die Mauer niederzureißen.«

»Wie konnte das gehen, – kann ein Dienst so einen direkten, punktgenauen Einfluss nehmen?«, zweifelte Samuel.

»Stimmt schon, direkt geht das selten, aber indirekt natürlich. Mit unserer Taktik über drei Bande und die sensationsgeile Medien-Szene – da kannst du so eine Lawine ins Rollen bringen.

In unserem Fall mit einem der Meinungsführer in der medialen Öffentlichkeit des Westens. Einem entscheidenden Mann im amerikanischen Sender NBC in New York wurden schon Tage zuvor Informationen durchgesteckt, und der schickte dann eiligst einen Korrespondenten nach Deutschland. Am Brandenburger Tor – auf der West-Seite – errichteten sie eine Satelliten-Sendestation mit Reporter-Podium für eine exklusive Live-Übertragung in die Welt – vom Fall der Mauer. Natürlich bekam deren Chef-Korrespondent durch unsere Vermittlung auch einen exklusiven Interview-Termin mit Schabowski, gleich nach der Pressekonferenz, – der dann hervorragend mit dem Live-Bericht in der Nacht zusammenpasste. Sensationeller Tenor mit weltweitem Echo war: Die Mauer ist gefallen, in Berlin und Deutschland !



Durch diese Inszenierung haben wir allen Missverständnissen, Fehldeutungen und bösartigen Interpretationen der Ereignisse sofort einen Riegel vorgeschoben – denn wenn die Bevölkerung der Führungsmacht des Westens den halben Tag mit Tränen vor dem Fernseher sitzt und das Ereignis bejubelt, gibt es kein Zurück mehr – auch nicht für irgendwelche taktierenden Politiker des Westens, denen die ganze Richtung überhaupt nicht passte.

Das war aber noch nicht alles: Parallel hatten wir einem

Team des West-Fernsehens für diesen Tag und die Nacht eine Drehgenehmigung für Ostberlin besorgt, mit der sie – oh Wunder – die begeisterten Reaktionen der Bevölkerung auf der Ostseite, auf den Straßen, in Kneipen und an einem Grenzübergang aufzeichnen konnten.

Das hatten wir letztendlich alles im Plan, um dieses für die Europäische Perestroika so wichtige Ereignis absolut unumkehrbar zu machen.

Damit war das gelaufen, was wir strategisch geplant hatten: ein gewaltloser Anstoß zu einem weltverändernden Umbruch, zu Frieden und Zusammenarbeit in Europa.

Der Fall der Mauer in Berlin war der wichtigste Schritt, der Auftakt zum Finale in dieser Europäischen Perestroika zur Beendigung des Kalten Krieges, zum Fall des Eisernen-Vorhangs und – wirtschaftlich entscheidend – zur Beendigung der CoCom-Embargos, so können wir es heute stolz sagen. Jeder Verzögerung in der politischen Entwicklung hatten wir einen Riegel vorgeschoben, und jedem Putsch der Stalinisten war die Perspektive genommen!«

Beeindruckt, aber immer noch etwas ungläubig, schauten die Männer auf den alten Oberst, ob dieser nüchternen Schilderung und Bestätigung unerhörter Zusammenhänge.

»Imperium. – Wie verhielten sich die Kreml-Administration und besonders die Führung der Sowjet-Armee? Sie waren doch, unter dem Vier-Mächte-Status der Nachkriegsordnung und in den Augen der Welt, verantwortlich im Vorzimmer ihres Imperiums«, schnitt

Samuel erneut eine brisante Frage an.

»Wie intern verabredet. – Moskau, die Führung um Gorbatschow, war erst am nächsten Morgen erreichbar, gab sich ahnungslos und äußerte sich diplomatisch besorgt. Wirklich besorgt war der Kreml aber in dieser Nacht über die Rolle der Sowjet-Armee in Deutschland, vor allem seit Nikolai Ossipow mit der Nacht zum zehnten November den Putsch-Termin sicher prognostiziert hatte.

Der Termin hing ja, wie ihr bei ihm und Konstantin Petrow eindrucksvoll hören konntet, mit der Polen-Visite des deutschen Kanzlers zusammen. Der Kanzler und sein Tross waren als dickes Faustpfand der Putschisten gegenüber dem Westen fest eingeplant. Wir konnten deshalb alle nicht sicher sein, ob nicht nach der Pressekonferenz mit Schabowski in Berlin ein ‚Plan-B' bei unseren Gegnern anläuft – und an welchem anderen Eckpfeiler des Imperiums sie dann zuschlagen.

Insofern saß man in dieser Nacht auch in Moskau wie auf Kohlen und die Kreml-Garde war in Alarmbereitschaft, erzählte mir Igor Antonow später, als alles zu unserer Zufriedenheit gelaufen war.

Am Morgen nach der Maueröffnung hatten wir dann noch einige, spontan zum Marsch auf Berlin bereite Einheiten, die ja seit Anfang November unter Alarmstufe-1 in Bereitschaft lagen, durch Speznas-Einsatzkräfte des sowjetischen Militär-Geheimdienstes blockieren lassen – wie es euch Nikolai Ossipow schon geschildert hat.

Da reichten gut sichtbare Panzer an strategischen

Punkten der Fernverkehrsstraßen nach Berlin und nahe den Garnisonen. Das vertrieb bei unseren Gegnern jegliche Lust auf Abenteuer.

Selbst als einige führende SED-Genossen am nächsten Morgen herumfunkten, welche Regimenter bereit seien, die heilige Grenzordnung in Berlin wieder herzustellen, signalisierten wir den Kommandeuren, dass schon der Versuch eines militärischen Eingreifens zum sofortigen Entzug ihres Kommandos durch den Militär-Geheimdienst führen wird.

Militärisch ging nichts mehr für die Mächte der Vergangenheit. Besonders die Staatssicherheit begriff es sehr schnell, denn das war dann der Start zur Akten-Vernichtung und zum wirtschaftlichen Abtauchen in die absehbar neue Zeit im wiedervereinigten Deutschland.

Die Maueröffnung war also unser geplanter deutscher, finaler Akt in der Europäischen Perestroika und Voraussetzung für den lang ersehnten großen Frieden, der durch die weltweite Euphorie der nächsten Tage und Wochen für alle Menschen auf unvergessliche Weise spürbar wurde.«

Der Oberst, nach der vorgetragenen geschichtlichen Bilanz sichtlich erschöpft, trank in langen Zügen sein Bier bis zur Neige, was Alexander zu einem ironischen Einwurf nutzte: »Da muss ich mal was sagen zum strategischen Weitblick einiger Ober-Genossen, denn Schabowski zum Beispiel sah später in Gorbatschows Verhalten des Wegsehens bei diesen Entwicklungen etwas vom Laisser-

faire, das seinen ganzen Politikstil geprägt habe. Dieses Gequatsche ist mit dem, was wir jetzt wissen, ein Witz der Geschichte, denn es war strategisch höchst planvoll.

Auch Anwürfe aus dieser Richtung, dass der Kreml-Chef nicht den geringsten Überblick, geschweige denn die Kontrolle über das hatte, was er mit der Perestroika anschob, spricht von Ahnungslosigkeit.

Wenn er dabei allerdings gleichzeitig betont, dass der unbedingte Drang zu Veränderungen beim Sowjetischen Parteichef größer war, als bei allen anderen Reformern, unterstellt er den Geisteszustand eines unreifen Kindes.«

Die Männer lächelten kopfschüttelnd, Alexander war jedoch der rückblickende politische Hintergrund wichtig: »Dass es Spitz auf Knopf stand, verstanden alle im inneren Machtzirkel der DDR seit den Massen-Demonstrationen in Leipzig und seit Parteichef Krenz mit leeren Händen aus Moskau zurückgekehrt war. Besonders nach der Groß-Kundgebung des vierten Novembers auf dem Alexanderplatz in Berlin.

Hunderttausende Bürger auf dem Platz und eine Direktübertragung des Fernsehens – für die unsere Einfluss-Agenten unter den noch zögernden Mitarbeitern des Fernsehfunks gesorgt hatten – und das ganze Land warf in diesem Obrigkeitsstaat die Angst ab. Es genoss den unglaublich heiteren Aufbruch zur Basis-Demokratie wie ein Volksfest.

Künstler und Intellektuelle formulierten in klaren Worten das, was alle bedrückte, was die Mehrheit hoffte – und wie

sie sich die demokratische Bürger-Gesellschaft für die Zukunft vorstellten.

Die wenigen Redner des alten Systems, die Kreide gefressen hatten, unter ihnen Ex-Stasi-General Wolff und der spätere Mauer-Öffner, Politbüro-Mitglied Schabowski, wurden ausgelacht – sie wurden vor aller Augen verbal mit Tomaten beworfen.Eine Zeiten-Wende war schon an diesem Tag fühlbar – für viele Menschen persönlich, glaube ich – und nachwirkend in der Wahrnehmung von Geschichte überhaupt. Auch der Kreml-Flug, mit dem alles begann, meine Freunde, wird künftig, im Angesicht der Aussagen, die ihr aufgezeichnet habt, als so eine Zeiten-Wende gelten, denke ich.«

Der Oberst nickte zustimmend und hob zum Zeichen den Arm: »Diese öffentliche Zeitenwende, diese Kundgebung, haben wir schon Anfang Oktober geplant und über unsere Einfluss-Agenten in den kulturellen Eliten des Landes Mitte Oktober beantragen lassen, denn wir wollten uns strategisch nicht vom Zufall, den verunsicherten, von der Staatssicherheit unterwanderten Bürgerrechtlern, oder dem zögerlichen Reform-Tempo der Ober-Genossen abhängig machen.

Damals mussten wir eine Möglichkeit schaffen, über die Massen medialen Druck für Veränderungen aufzubauen – das war der Plan und das Ziel, damit der anlaufende Wagen des friedlichen revolutionären Wandels nicht den Schwung und die Richtung verliert. Am Tag der Kundgebung agierten wir absichernd im Hintergrund, denn es wurden vom

Apparat im großen Stil Sicherheitskräfte zusammengezogen, deren ausgewählt kampfbereite Kommandeure nur auf einen Anlass zum Eingreifen warteten.

Igor Antonows Leute in Karlshorst überwachten den Funkverkehr zwischen diesen über und um die Hauptstadt herum verteilten bewaffneten Kräften unserer Gegner, um nach polnischem Vorbild, mit dem Militär-Geheimdienst, die Offiziere aus dem Verkehr zu ziehen, die sich zum Durchgreifen oder zu einer Provokation entschließen würden. Das war ja immer eine Restunsicherheit, der es im Ansatz zu begegnen galt.

Heute weiß ich, ohne diese abschirmende Begleitung durch die Abwehr des Militär-Geheimdienstes hätte es überall an den Brennpunkten eine blutige Lösung geben können – wie auf dem Tiananmen-Platz in Peking.

Ein Funke, ein Schuss hätte genügt. Das Potenzial bei unseren Gegnern war ja vorhanden – und fanatisierte Provokateure in Endkampfstimmung standen überall auf dem Sprung. Gewaltsame Einschüchterungsversuche – wie Fieberschübe – in vielen Provinz-Städten wie Dresden und Plauen im Oktober, hatten nervös-mentale Spuren auf beiden Seiten hinterlassen.

Der gewaltfreie, angstfrei-heitere Verlauf der Groß-Demonstration auf dem Alexanderplatz in Berlin war dieser Abschirmung geschuldet und der fühlbaren, wachsenden Gewissheit der Menschen, dass die Mächte der Vergangenheit – für alle im Lande hörbar und sichtbar – ihr intellektuelles Pulver verschossen hatten.«

»Wie hat der Partei- und Sicherheitsapparat auf dieses erste öffentliche Tribunal, das vor aller Augen der Macht die Hosen runter zog, reagiert – die mussten doch aufs Höchste alarmiert sein?«, versuchte Oie den Hintergrund auszuleuchten und sah, wie in den Augen des Oberst die Spannung dieses Tages noch einmal aufblitzte: »Unglaublich nervös, denn unseren Gegnern wurde mit der Kundgebung auf dem Alexanderplatz klar, wie klein ihr Zeitfenster geworden war, um diese Entwicklung noch aufzuhalten.

Die Stalinisten fühlten sich in ihrem Putschplan bestätigt und aufs Äußerste motiviert. Hektik machte sich breit und die Entscheidung fiel endgültig. – Tage der Abrechnung sollten es werden. In fünf Tagen wollten die Genossen losschlagen, – eben in dieser Nacht zum zehnten November.

Durch unsere Agenten nahe bei den Einheiten, bei denen Putsch- Vorbereitungen sichtbar waren, und die Zusammenhänge mit der hohen Diplomatie durch die Polenreise des Kanzlers wurde das noch mal bestätigt – auch wenn es konspirativ perfekt abgeschirmt zu sein schien.

Auf der Kommando-Ebene trafen wir deshalb alle Vorkehrungen für diesen Tag. Das ist übrigens auch der Grund, weshalb die Bild-Zeitung titeln konnte: In fünf Tagen fällt die Mauer!

Alle taten das als typische Bild-Meldung ab und glaubten, die spinnen mal wieder. Aber unter unseren nützlichen Multiplikatoren agierte ein Chef dieser Zeitung, der leider immer ein bisschen an verbaler Inkontinenz litt – ihr erinnert euch? Der, der seinen Reporter für Schabowskis Presse-

Konferenz anspitzte, er solle nach dem Zeitpunkt des Inkrafttretens der Reiseregelung fragen – das sei das Wichtigste. Der konnte es sich dann nicht verkneifen, mit dem Wissen und dieser Schlagzeile Auflage für die Bild-Zeitung zu schinden.«

Eine Weile war wieder beeindrucktes Schweigen und ungläubiges Lächeln.

Der Oberst reckte sich – die trockene Luft witternd. Schleppend und wie erschöpft ob der komprimierten Erinnerung an diesen Tanz auf dem Vulkan, ging er zu seinem Bunker im Hang – kühles Bier holen.

Als er es verteilt hatte und sich setzte, richtete Nussbaum die Kamera auf Alexander Schmied. Der begriff die erneute Chance und hatte einen Anflug von nachhallendem Triumph in der Stimme, als er ansetzte: »Der rasante Autoritätsverlust der angemaßten führenden Rolle der Partei, besonders seit der Großkundgebung auf dem Alexanderplatz, war den Genossen des Politbüros bei ihren folgenden Auftritten an der Basis – gerade bei ihrer eingebildeten Hausmacht, den Werktätigen – mit jedem Tag mehr bewusst.

Dazu kamen im Hintergrund die drohend-terminierte Zahlungsunfähigkeit in der West-Verschuldung und die um sich greifende wirtschaftliche Agonie. Die Flüchtlingsströme über Ungarn und die Tschechoslowakei waren dabei nur die am deutlichsten sichtbaren Spitzen des Eisberges von ungelösten Problemen und dem Verdruss der Massen. Das führte zu immer unverhohleneren Drohungen der Alt-

Stalinisten hinter den Kulissen – wie von Schnitzler, mit dem Sicherheitsapparat im Rücken, durch die Blume gefordert.

Sie trieben das regierende Politbüro nach vorn.

Putschgerüchte von allen Seiten kamen dazu, die auch ich an der GeWi-Akademie gestreut hatte und die man, wenn man wollte, auch aus anderen Instituten schon am nächsten Tag auf allen Fluren hören konnte. Sehr diffus, aber in der Stimmung glaubwürdig-befürchtet.

Ich erinnere mich auch an die Kassandra-Rufe des Rechtsanwaltes Vogel bei uns in der Akademie, der einen immensen politischen Schaden und einen neuen zwanzigjährigen Kalten Krieg befürchtete, sollten diese Putsch-Gerüchte wahr werden. So berichtete es übrigens nach der Wende auch der Generaldirektor eines Historischen Museums von einer Tagung am Nachmittag des neunten November in West-Berlin.

Da traf er eben diesen im Osten bis ins Zentralkomitee der Partei vernetzten Rechtsanwalt, einen Unterhändler zwischen beiden deutschen Staaten, in vielen hochbrisanten, rechtlich pikanten Angelegenheiten – und ich stand daneben. Auch da brachte Vogel seine Furcht zum Ausdruck, dass nun ein Putsch unmittelbar bevorstehe – er erwarte ihn mit hoher Sicherheit innerhalb der nächsten Stunden.

Der West-Direktor fuhr daraufhin alarmiert nach Hause und wollte vom drohenden Schrecken berichten – die Familie saß jedoch schon begeistert vor dem Fernseher, in dem die Maueröffnung auf allen Kanälen lief, und sagte wohl nur so was wie: Nun setz dich mal hin und schau – welch ein

Glück für uns Berliner!

Das ist nur eine kleine Geschichte am Rande und alle, die Verantwortung trugen, die sich erinnern, wissen, welch ein nervöser Bienenstock die ganze DDR und besonders Berlin in diesen Stunden war.«

»Ja, das waren die letzten Aufgeregtheiten in der alten Zeit«, bestätigte der Oberst, »die fielen schlagartig in sich zusammen mit dem Augenblick, da wir die Schleusen der Mauer für den großen Frieden öffnen ließen!«

»Wie siehst du das heute, im Kontext der Geschichte, Alexander, was folgte daraus und wo stehen wir jetzt – lange nach diesen, die Welt bewegenden Ereignissen?«, forderte Oie nun ein Resümee.

»Wenn du mich das fragst, kommt mir ein Refrain der Silly-LP vom Februar des Wende-Jahres in den Sinn: ›Alles wird besser, alles wird besser, aber nichts wird gut.‹ Das gilt auch heute noch – oder schon wieder – für fast alle politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Belange.

Der in diesem neo-liberalen System heiliggesprochene Wettbewerb hat mittlerweile so viele irrationale Auswüchse, die nur den Spekulanten dienen, wie der einstmals von oben durchgedrückte Heilige Plan, in der angeblich alternativlosen Planwirtschaft des Ostens.

Heute ist es Wettbewerb um des Wettbewerbs willen, egal was es dann kostet an Natur-Ressourcen, Menschlichkeit und Solidarität.

Dabei kreisen die Eliten – wie damals in der DDR – wieder um sich selbst und ihre Macht erhaltenden Besitzstände.

Undankbarkeit gegenüber ihren Wählern und Ignoranz der Ursachen von Fehlentwicklungen ist in der Oberflächlichkeit der Politik wieder die Regel – nicht die Ausnahme.

Es zählt, damals wie heute, nur der für die eigenen Macht-Ambitionen verwertbare Fakt. Verschärft wird das in diesem System durch permanenten Wahlkampf in einem kulminierenden Medien-Zirkus, der die Politiker vor sich hertreibt.«

»Und wie ist heute dein Blick auf die Aufarbeitung der damaligen Ereignisse, was fällt besonders auf, und was bleibt in der Geschichte?«, setzte Oie nach.

»Eine große Geschichts-Klitterung ist zu bemerken, die umso größer wird, umso mehr die Ereignisse im Dunkel der Zeit verschwinden.

Damals – nach der Wende – war es doch so: So genannte Bürgerrechtler – in der Mehrzahl mit der Gnade der späten Beteiligung, als sie nichts mehr riskieren mussten – spreizten sich als Wende-Protagonisten. Die, die zuletzt auf den Zug aufsprangen, präsentieren sich nun, mit verblassenden Erinnerungen, immer öfter als Lokführer, indem sie neue Beweise zu Marginalien ans Licht zerren, wer das System in der DDR gestützt hat. Sie präsentieren skandalisierend immer gleiche Geschichten von Unterwerfung, Feigheit und Verrat. Sie stöbern in den Exkrementen eines torpedierten gesellschaftlichen Experimentes, und den Hinterlassenschaften einer untergegangenen inneren und äußeren Besatzung.

Das, meine Freunde, ist aber niemals mehr als ein

denunziatorischer Blickwinkel auf die gemeinsame deutsche Geschichte. Denunziationen sind in der Sensations-Geilheit der westlichen Medienkultur – wo nur eine schlechte Nachricht eine gute Nachricht zum Verkaufen ist – das ideale Instrument. Damit spalteten sie dieses Volk, statt es zu versöhnen – und darauf kann man in Deutschland wieder Karrieren begründen.

Wie dieser Gaukler, Pfarrer Gnadenlos und Pharisäer, der es sich und seiner Familie unter dem warmen Schirm von Kirche im Sozialismus privilegiert gut gehen ließ und gewendet, im Amt, alsbald seine Landsleute im Stich ließ – den Osten für Glanz und Salär höchster Ämter pauschal verriet, so sehe ich es und so sieht es sicher die Mehrheit. Unter einer Wolke von eitlem, leerem Freiheitsgedöns hat er unerhört viel menschliches Porzellan zerschlagen – bei Bürgern, die sich nichts hatten zu Schulden kommen lassen, bei fleißigen, bescheidenen Ossis, gutgläubig, diszipliniert, winterhart und enttäuschungsfest, denen auch er sein Auskommen und das Überleben im Kalten Krieg verdankte.

Die wurden in seinem Namen pauschal verdächtigt, entehrt und beim kleinsten Widerspruch zurechtgewiesen wie ungezogene Kinder.«

»Die damit verbundenen Sprach-Volten, Alexander, hätten meinen Bruder – wenn er noch leben würde – zur Verzweiflung, wenn nicht zur Explosion gebracht, denn von einer ‚Deutschen Sündengemeinschaft‘ redet dieser Pharisäer neuerdings. ‚Der Deutschen Sündengemeinschaft‘, der nun, so sein präsidialer Wunsch, auch alle Zuwanderer

beitreten sollten.«

»Hintergrund. – Was ist da der Hintergrund, was denkt ihr? Sündengemeinschaft klingt ja für mich so, als solle man sich zum Sündigen verabreden«, lachte Nussbaum.

»Die Ambivalenz dieser Wort-Kapriole merken die Großkopferten gar nicht mehr, denn ein permanenter Beiß-Reflex gegen alles, was da im Osten Deutschlands war, hat ihre Gehirne zersetzt«, war sich Alexander sicher: »Wahrscheinlich kommt diese Wortschöpfung aus dem Betroffenheits-Gewerbe, weil nun letzte, wirklich schuldige Faschisten in Deutschland ausgestorben sind und von den weltweit agierenden, aktuellen Verbrechern neue deutsche Schuldsklaven gebraucht werden, für ihr Geschichtsmantra, – das aber vor allem von den eigenen Untaten ablenken soll.«

»Aktuelle politische Verbrechen gibt es doch überall – wen meinst du konkret?«

»Die, Samuel, die seit dem Ende des Weltkrieges, aus Machthunger und im Namen der Freiheit ihres Geldes, Millionen von Menschen auf dem Gewissen haben: Die USA, ihre willigen Verbündeten und die das Ganze steuern – die in der Finanz-Mafia. Ich meine die Verbrechen in Vietnam, Chile, Afghanistan und dem Nahen Osten – um nur die größten, die Militärischen, zu benennen.

Diese Mächte brauchen den täglichen Schuldkult als Popanz, um die friedliche Mehrheit in der Mitte Europas weiter für ihre finsteren Zwecke benutzen, sie bevormunden und erpressen zu können. Dem dient die Gauklerbrut mit

Inbrunst und erstickt mit Medienmacht alle Zweifel der Gutwilligen und Friedfertigen – die mit Recht auch danach fragen, was dem vorausging.«

»Fragen. – Danach haben wir auf unserer Reise durch den Osten immer gefragt, aber was meinst du in Bezug auf diese dubiose proklamierte deutsche Sündengemeinschaft?«

»Das ist Teil der psychopathologischen Unterdrückungsstrategie, Samuel, denn von diesen Leuten wirst du niemals Fragen danach hören, was dieses produktive Land in der Mitte Europas der Welt gegeben hat – und vor allem nicht, was ihm angetan wurde.«

»Was meinst du konkret, Alexander?«

»Dieses Land in der Mitte Europas war doch schicksalhaft und lange Zeit Ziel von Raubzügen seiner Nachbarn, wurde im Dreißigjährigen Krieg total verwüstet, vom napoleonischen Frankreich missbraucht und ausgeraubt. Dann von den überdehnten kolonialen Imperien – die nur ein Ziel hatten, ihre mangelnde Entwicklung durch technologische Raubzüge zu kompensieren und Deutschland zu ihrem nützlichen Vasallen zu zwingen – in verheerende Kriege verwickelt. Das war gemeinsames Ziel, denn schon zur Kaiserzeit war Deutschland das Mekka der Wissenschaften, was sich auch an der Liste der Patente und Nobelpreisträger ablesen lässt.

Dieses technische Zentrum Europas hatte mehr Weltmarktführer in Technologien und Produkten als der Rest der Welt zusammen. Das ist bis heute so, auch wenn es die konkurrierenden Großmächte durch ein geistiges Versailles

und die Enteignung aller Patente an der Entwicklung und am neuen friedlichen Aufbau nach dem Ersten Weltkrieg zu hindern suchten. Mit abermals verheerenden Folgen, wissen wir.

Und nun stehen diese alten überdehnten größenwahnsinnigen Imperien wieder da, und sehen wie produktiv und zukunftweisend Konzentration, Bescheidenheit und Friedfertigkeit sein können, dass dieses neue Deutschland dafür bewundert wird in der Welt, und ein Vorbild für viele Nationen ist.

Das macht besonders die untergehenden Mächte und ihre gekauften Paladine wütend – deshalb das Gerede und die Forderung nach der Sündengemeinschaft.«

»Rache gesteuerte Geschichts-Verwurstung mutiert schon wieder zur Ideologie in Deutschland, Alexander«, konnte sich Oie ein sarkastisches Nachsetzen nicht verkneifen. »Das stößt besonders den zu politischem Denken erzogenen Ossis sauer auf, denn wir hatten uns ja auf dem Alexanderplatz geschworen:

Nie mehr Dominanz von Ideologie über Geist und Menschlichkeit!

Nie mehr Fahnenappelle!

Nie mehr blindes Einverständnis!

Nie mehr Klassenstandpunkt und Führende Rolle!

Nie mehr Beweihräucherung von Opfern, um die Unterdrückung Andersdenkender zu rechtfertigen und die Meinungsfreiheit zu untergraben!«

»Recht hast du«, bestätigte Alexander und setzte nach.

»Es ging den Herrschaftseliten des Geldes und der Medien nach der Wende vor allem um eines: Sie wollten und mussten von Anfang an mit diesem denunzierenden Rundumschlag die idealistisch geprägten fachlichen Eliten des Ostens als Widerspruchs-Potenzial kaltstellen, um jede Frage danach, wie wir als Volk in der Mitte Europas zukünftig leben wollen, in welchen gesellschaftlichen Verhältnissen, mit welchen Prioritäten und vor allem mit welcher erneuerten Verfassung – die den Deutschen ja versprochen war – im Keim zu ersticken.

Ein Volk, bevormundet und geteilt von den Besatzungsmächten und den Pharisäern der Herrschaftskasten – in Konfrontation gehalten, bis an den Rand eines nächsten, vernichtenden Welt-Krieges.

Und noch eins zu Protokoll für die Geschichte«, schwang sich Zorn in Alexanders Stimme auf, »in den Medien wurde nach der Wende von der notwendigen Aufarbeitung der zweiten Deutschen Diktatur geredet. Das ist – so denke ich – eine absichtsvolle und unverschämte Gleichsetzung, denn diese Diktatur wurzelte eben im aufoktroyierten Besatzungs-Regime aller Siegermächte im Nachkriegs-Deutschland.

Die erste Deutsche Diktatur dagegen hatte ihre Ursachen in den existenziellen Bedrückungen – infolge des Ersten Weltkrieges, des Versailler Diktates und der Weltwirtschaftskrise – die den Nationalismus der Kriegszeit am Leben erhielten. Das verschaffte den Faschisten eine parlamentarische Stimme, mit der sie – nach dem Vorbild der italienischen Faschisten – die Macht in großer Brutalität

an sich reißen konnten.

In allen entwickelten Industrieländern Europas gab es doch in den Dreißigerjahren Zweifel an den demokratischen Institutionen. Es gab starke nationalistisch-faschistische Bewegungen in fast allen europäischen Ländern. Sie wurden von Mächtigen gerufen und gefördert, die, im Angesicht der russischen Revolution, mit ihrem Latein am Ende waren. Auch gab es ein aggressives Militärregime in Polen sowie faschistische Parteien in England und den USA. Ursache waren auch dort die verheerenden Bedrückungen der Völker, durch eben diese lang anhaltende Weltwirtschaftskrise. Die Menschen haben für sich im Nationalismus – in der aus Depression und Niedergang erzwungenen Abgrenzung – einen Ausweg aus unerträglicher Not gesehen.

Die Diktatur in der DDR dagegen war nicht einmal im Ansatz frei gewählt, nannte sich ja auch oberzynisch Sozialistische Demokratie und gleichzeitig Diktatur des Proletariates. Sie war doch eine übergangslose Folge des Krieges und einer gnadenlosen politischen Umsetzung des Besatzungsstatutes der vier Siegermächte durch eine eingesetzte, herrschende Partei, mit ihrer pseudo-kommunistischen Ideologie.

Fördernde Bedingung war der Kalte Krieg, der jede freiheitlichdemokratische Bewegung im so genannten Sozialistischen Lager zu einer Frage von Krieg und Frieden erklärte – und den Repressions-Apparat durch Funktionäre, Blockwarte und Wachmannschaften ständig weiter

entwickelte. Diese Partei erklärte alle Probleme, die sie im Kalten Krieg nicht lösen konnte oder wollte, zur Machtfrage – wenn es sein musste, mit brutalst möglichem Ausgang.

Das war die grundlegende politische Existenzbedingung der Bürger in der DDR, auch wenn die überwiegende Mehrheit – die Verwurzelten – es ganz pragmatisch als ihr Land ansahen, dazu standen und es mit all ihren Träumen und Kräften als friedliche und gerechtere gesellschaftliche Alternative aufbauen wollten.«

»Alt-Linke. – Das haben wir schon von Tuomas Poursiainen gehört, Alexander«, warf Nussbaum ein, »aus seiner Studentenzeit in West-Berlin, wie viele Alt-Linke die DDR trotzdem und bis zuletzt als das wahre Deutschland priesen.«

»Ja, aber dieses undemokratische Fundament, und die von Anfang an vom Westen wirtschaftlich boykottierte, wacklige Statik des Systems, die immer mehr Sicherheitsstützen erforderte, damit sie nicht kollabiert, war doch die Hauptursache für den Niedergang des nach den Kriegen so ersehnten neuen, gerechteren Gesellschaftssystems in der Mitte Europas.

Besonders den undemokratischen inneren Widerspruch haben die Alt-Linken dann einfach ausgeblendet, denn die Existenzbedingung von Ideologien aller Couleur ist der Wahn, über dem Leben der Bürger zu stehen.

Wenn aber alles von den Herrschenden für unverzichtbar und systemrelevant erklärt wird, gibt es keine Bewegung mehr. Jede Entwicklung und jeder geistige Fortschritt

erstirbt daran – dafür aber kannst du unter den Bedingungen der Diktatur nicht die Bürger in Haftung nehmen, schon gar nicht pauschal.

Den Menschen im Osten, aber auch denen im Westen Deutschlands, ist kein Vorwurf zu machen – unter keinen Umständen. Sie sind und waren im Nachkriegs-Deutschland politisch niemals schuldig, weil sie unter dem Besatzungsrecht nicht, oder nur sehr begrenzt politisch selbstbestimmt handeln konnten.«

»Frech ist das, frech«, zürnte Nussbaum. »Da sagt doch jüngst so ein Ober-Dödel vom selbst ernannten beamteten Widerstandsadel öffentlich: ›Einige haben für die Anpassung vieler einen Preis gezahlt.‹

Das ist eigentlich eine Binsenweisheit, die auch das Verhältnis vom Gesetzesbrecher zum gesetzestreuen Bürger beschreiben würde. Aber es ist anders gemeint, denn es ist eine Selbstbeweihräucherung der Profiteure der Wende – und gleichzeitig eine pauschale Denunziation der Bürger des Ostens. Da werden historische Zusammenhänge völlig verdreht, denn die Anpassung vieler, in Ost und West, unter diesen Besatzungsverhältnissen im Kalten Krieg, hat ja erst den äußerst labilen Frieden in Europa gesichert.

Bornierte und gierige Kriegstreiber auf beiden Seiten, die alle Mittel besaßen, sofort loszuschlagen und die nur auf eine Gelegenheit, eine politische Schwäche oder einen Aufstand auf der Gegenseite warteten, lagen auf der Lauer und waren eben nur durch diese stoische, duldsame Friedfertigkeit der Massen zu bremsen.«

»Das ist alles sehr wahr, Samuel. Wenn man das Leben der Menschen betrachtet, die in ihre Zeit gestellt waren, wird klar, dass sie nicht in historischen Schubladen existierten. Sie lebten unter diesen Bedingungen in einem mehr oder weniger wilden Wasser der Anfechtungen, Ereignisse und Entwicklungen, die im ganzen Nachkriegsdeutschland nur äußerst begrenzt von ihnen selbst zu beeinflussen waren.

Dem konnte man nur begegnen, wenn man sich als Mensch menschlich verhielt. Alles Gute in diesem nun friedfertigen Deutschland erwuchs daraus – und war das wichtigste Resultat der Nachkriegsentwicklung.

Die Bürger des Ostens haben durch diese unendliche Duldsamkeit und ihre Leidensfähigkeit im gesellschaftlichen Experiment unter den stringenten Besatzungsverhältnissen des Kalten Krieges wirklich den heißen Krieg in der Mitte Europas verhindert. Und sie haben, durch ihre friedliche Revolution, den Deutschen das größte Geschenk ihrer Geschichte gemacht – die Einheit in Freiheit.

Außerdem haben sie – so nebenbei – in diesem vierzigjährigen Experiment DDR persönlich dafür hergehalten, zu wissen, was am Sozialismus so nicht geht«, lächelte Alexander ironisch.

»Punkt, Alexander. – Ja, ich glaube, das bringt es im Rückblick auf den Punkt. Wie aber siehst du es, Oberst?«, forderte Samuel.

»Mich hat nach der Wende geärgert, wie schnell alle Leistungsträger den Schwanz eingekniffen und sich nur

noch zu ihrer Vergangenheit bekannt haben, wenn man sie direkt darauf angesprochen hat. Das ist aber im Rückblick nur menschlich und kein Wunder, wenn ein paar Dissidenten, die aus dem Westen zurückkamen, und jede Menge schnell gewendeter Möchtegern-Widerständler es schafften, im Zusammenspiel mit den neuen Herren der Medien, alles Gewesene pauschal zu stigmatisieren.

Das ist so, als ob man Millionen Insassen eines gut organisierten, von den Besatzungsmächten eingerichteten Arbeits-Lagers – hinter der Frontlinie – nachträglich dafür bestraft, dass sie sich an die Lagerordnung gehalten haben. Bestraft dafür, dass sie sich unter diesen Bedingungen redlich bemühten, anständige Menschen zu bleiben, für die Kriegsfolge-Schäden aufzukommen, den Wiederaufbau zu schaffen und den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Als ob diese Lager-Kinder das Lager und die herrschende Ordnung erfunden hätten, nicht die Besatzungsmächte im feindlich-stillschweigenden Einvernehmen des Kalten Krieges, wie Konstantin Petrow in Serpuchow es euch so eindrücklich schilderte.«

Oberst Gros, zufrieden alles gesagt zu haben und fühlbar beeindruckt vom Komprimat der erinnerten Ereignisse, wirkte schon sichtlich erschöpft, als Nussbaum noch einmal nachsetzte.

»Putin. – Auch an dich noch die Frage, welche Rolle spielte Putin?«

Der Oberst merkte auf und lächelte in sich hinein: »Heute rätseln viele, inwieweit Putin damals an den Operationen

beteiligt war. Ich sage nur: Er gehörte als Offizier zur Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland und hat mit Mut und Umsicht, bei hohem persönlichem Einsatz, in einem entscheidenden Augenblick gegengesteuert, um die friedliche Entwicklung bis zur Deutschen Einheit zu sichern.

Diesen Mut bewies er, als er sich, beim beabsichtigten Sturm auf die graue Villa in Dresden, dem Sitz der Sowjetischen Geheimdienste, den Demonstranten entgegen stellte und sie mit der Waffe im Anschlag stoppte, sodass sie abzogen.

Er stand damals, nach der Wende, bei nun offener Mauer, vor einer von CIA-Agenten aufgehetzten Meute. Ein Schwarm von Provokateuren war am Morgen aus West-Berlin angereist und wollte, im Schutz ahnungsloser Dresdner Bürger, das Stabsgebäude stürmen lassen, um sich in den Besitz von geheimen Unterlagen zu bringen, wie es ja in Berlin, im Stasi-Hauptquartier in der Normannenstraße, so einfach geklappt hatte, obwohl das in Berlin nur ein Ablenkungsmanöver war.

Das hätte in Dresden auf jeden Fall zum Eingreifen der Sowjet-Armee geführt, deren Panzer mit laufenden Motoren in den nahen Kasernen bereitstanden und deren Führung in Moskau und im Hauptquartier Wünsdorf mit virulenten Putsch-Absichten auf so einen Anlass lauerte. Zur Erinnerung: Es galt ja noch das Besatzungs-Statut für ganz Deutschland.«

»Wie ordnest du das operativ ein, Herbert? Das klingt wie eine spontane Aktion, denn die Amis waren doch vom

Verlauf und vom Tempo der Wende überrascht, haben wir schon bei Konstantin Petrow gehört.«

»Richtig, Oie, – ich weiß heute, dass es eine spezielle Gruppierung in den amerikanischen Diensten war, die das forcierte, weil ihnen die rasante Entwicklung der Perestroika und das drohende Ende des Kalten Krieges – vor allem die damit verbundene Aussicht auf eine intensive Wirtschaftskooperation zwischen Deutschland, Europa und der Sowjetunion, wie sie mit dem Duo Kohl - Gorbatschow in der Luft lag – überhaupt nicht in den Kram passte. Für den Hegemonialanspruch des Militärisch-industriellen Komplexes der USA war das eine Horrorvision.

Die Aktion war quasi die improvisierte erste Stufe der Gewalt, um dieses Projekt einer friedlichen Kooperation auf dem Eurasischen Kontinent zu verhindern – und sie hofften, die Perestroika würde mit einem Knall in Dresden nun endlich das Gesicht verlieren.

Die zweite Stufe der Intervention durch Gewalt, als das nicht funktionierte, war der in eurem Film bei Konstantin Petrow angesprochene Abschuss des wichtigsten Bankiers der Bundesrepublik, Alfred Herrhausen, drei Wochen später, der einer der visionärsten Verfechter einer neuen kooperativen Wirtschafts- und Finanzordnung war. Dies sollte die eng verzahnte Wirtschaft des Ostblocks, in der die DDR eine Schlüsselrolle innehatte, nach teilweisem Schuldenerlass behutsam sanieren, um einen Zusammenbruch zu vermeiden.

Diese Bilderberger und die Finanzmarkt-Mafia um

Goldmann-Sachs hatten Herrhausen zum Erz-Feind erklärt, denn seine Konzepte wurden zu einer Gefahr für ihre Allmacht. Man stelle sich vor, der führende Bankier der Bundesrepublik fordert – nach Gorbatschows Vorbild – Glasnost und Perestroika für das Kapitalistische System!«

»RAF. – Das ist mir seit dem Abend bei Konstantin Petrow nicht aus dem Kopf gegangen, denn auch der Anschlag auf Alfred Herrhausen war doch nach offizieller Lesart ein Werk der RAF«, zweifelte Nussbaum.

»Ja liest man, – aber Handschrift und Hintergründe, die wir damals noch sezieren konnten, bevor wir unsere Agenten abschalteten und uns im Sommer auflösen mussten, sprechen eindeutig eine andere Sprache.

Die RAF stellte nur die nützlichen, fanatisierten Idioten und bei verdeckten Operationen, in der Strategie des Dreiband-Billard, ist das nicht zurück zu verfolgen.

Wir hatten ja noch unsere Leute in den westlichen Diensten und die berichteten über die Ermittlungen, bei denen man schnell darauf stieß, dass die CIA da mitgemischt hatte. Das wurde aber unter den Teppich gekehrt, wie bei den Ermittlungen zum Mord am Treuhand-Chef Rohwedder, ein halbes Jahr nach der Deutschen Einheit. Und als der Mitwisser und Terrorist Grams in Bad Kleinen erschossen war, wurden all diese Spuren zu den Akten gelegt.

Der Rohwedder war doch ebenso eine Gefahr für die angloamerikanischen Machthaber und ihre transatlantischen Eliten, denn er hatte komplexe wirtschaftspolitische Konzepte entwickelt, die mit den finanzpolitischen von

Herrhausen kongruent waren: Sie setzten auf sozialverträglichen Wandel und auf eine wirtschaftliche Zusammenarbeit mit dem ehemaligen RGW-Raum, denn da gab es immense Potenziale und schon lange vielfältige, aber durch CoCom behinderte Kooperationen großer Unternehmen.

Diese neue eurasische Wirtschaftsstrategie störte die westliche Hegemonialmacht gewaltig – und der schon bei unseren russischen Freunden angesprochene Kampf um Deutschland wurde durch die Abschüsse dieser wichtigsten Protagonisten des Wandels entschieden.

Anschließend übernahmen amerikanische Schoßhündchen das Ruder und es gab einen von den transatlantischen Agenten in Brüssel und Bonn geförderten, radikalen Kurswechsel.«

»Das war, so denke ich, der Hauptgrund für die folgenden wirtschaftlichen Katastrophen in Ost-Deutschland – auch einer der Hauptgründe für den wirtschaftlichen Kollaps und die sozialen Verwerfungen in der ehemaligen Sowjetunion«, warf Alexander ein, »denn der Plan Kohls und Gorbatschows, wirtschaftlich intensiv zu kooperieren und sich gegenseitig zu helfen, wurde damit torpediert.«

»Ja, Alexander, wenn du wissen willst, wer wirklich dahinter steckt, ist doch immer die entscheidende Frage – wem nützt es? Wer hat ein unbedingtes machtpolitisches Interesse daran – und wer ist in der Lage, derart kriminelle Aktionen im Vorfeld und bei den folgenden Ermittlungen perfekt abzuschirmen?

Aber entschuldigt, ich schweife mal wieder ab, denn wir waren ja bei Dresden – und Putins Rolle. Glücklicherweise konnten wir, auch ich persönlich, in Dresden auf der Seite der Bürgerbewegten gegensteuern, unter die sich Leute der Abwehr gemischt hatten und auf Mäßigung drangen. Wir mussten jeden Eklat mit den Freunden – der faktisch sprungbereiten Militärführung der Sowjetarmee – vermeiden und den friedlichen Charakter der Wende bis zur Deutschen Einheit bewahren.«

»Ablenkungsmanöver. – Ablenkungsmanöver in Berlin sagtest du im Zusammenhang mit dem Versuch, der in Dresden an Putin scheiterte?«

»Ja, Samuel, das war eine mit der Staatssicherheit abgestimmte Ventillösung, quasi die Präsentation eines Sündenbockes – um in der Wende vom System der Parteiherrschaft abzulenken, denn eigentlich gab es da schon nichts mehr zu holen. Die wichtigsten Unterlagen waren vernichtet, oder auch – durch Überläufer – westlichen Diensten verkauft worden. Das interessierte uns aber kaum, denn nichts davon betraf unseren Militär-Geheimdienst.«

Der Oberst schnaufte und schaute zufrieden in die Runde, – fragte noch einmal nach Getränkewünschen und ging leicht hinkend aber beschwingt, als sei nun eine Last von ihm abgefallen, gut gelaunt in seinen Eiskeller.

Als er wieder am Platz war, brach Samuel das beeindruckt-versonnene Schweigen. Bei erneut laufender Kamera versuchte er den Einstieg in eine Zusammenfassung ihrer Erkenntnisse.

»Kurzfassung. – Wenn wir alles betrachten, was wir jetzt wissen, was – in Kurzfassung – waren die Hauptgründe für den ersichtlich notwendigen Rückzug aus unhaltbarer Position – die Auflösung des östlichen Militär-Imperiums durch Komanda-Gorbatschow?«

Alexander Schmied räusperte sich, kniff die Augen zusammen und formulierte wie mit den Händen suchend: »Vor allem der durch die wuchernden Rüstungslasten entstandene wirtschaftliche Imperativ, der sich zu einem moralischen Imperativ entwickelt hatte, – die Sowjetunion aus der wirtschaftlichen Misere und der Isolierung in eine neue Friedensordnung der Europäer zurückzuführen.

Er musste endlich den unsinnigen Kalten Krieg beenden, um Ressourcen für eine progressive ökonomische und demokratische Entwicklung des eigenen Landes freizumachen. Für diese unhaltbare Position war er im Übrigen nicht verantwortlich, denn es war das Erbe eines lang herrschenden, wirtschaftlich ineffizienten und faktisch amoralisch-gewalttätigen Systems der Herrschaft roter Funktionäre.«

»Wege. – Was stand den Reformern dabei im Wege?«

»Nach dem, was wir nun wissen, viel. Vor allem die reformunfähige Ideologie der führenden Rolle der Partei, in Gestalt der Bonzen – in Wahrheit einer Polit-Mafia – und vor allem natürlich die Herrschaft des Militärisch-industriellen Komplexes über die Politik.

Die daraus resultierende systembedingte Rückständigkeit und Ineffizienz, der permanente Mangel an Investitionen,

der nicht einmal die einfache Reproduktion sicherte, beschworen zwangsläufig im gesamten Ostblock eine wirtschaftliche Implosion herauf«, schlug Alexander den Bogen.

»Ursachen. – Was aber waren die äußeren Ursachen und Hindernisse, warum konnte Gorbatschow die Reformen nicht frontal, auf direktem Wege, angehen?«, forderte Nussbaum.

»Was wir hören konnten: Vor allem der technologische Boykott mit den äußerst effektiven CoCom-Zangen des Westens, die mit Beginn des Kalten Krieges angesetzt wurden und als Folge – gepaart mit dieser zentralistischen Ineffizienz – der drohende Schulden-Kollaps in der Westverschuldung. Deshalb ist dieses Geschwafel einiger ehemals Verantwortlichen, die es eigentlich besser wissen müssten, denn sie kannten die Entwicklungen und letzten Zahlen, die DDR hätte nur etwas Zeit gebraucht und vor allem Gorbatschows guten Willen, dann hätte sie das schon gepackt mit diesem Sozialismus, ideologisch benebelt, nicht zu fassen und unerträglich.

Die DDR allein hätte das nicht mehr in den Griff bekommen – nur mit Blut, Schweiß und Tränen über Generationen in selbst gewählter Lager-Haft und bei halbem Lebensniveau.

Nüchtern betrachtet war nach den nun geltenden Spielregeln des Geldes und der ökonomischen Sieger dieser geschichtlichen Epoche nur noch Insolvenzverwaltung möglich. Dafür gibt es seit Jahren vielfältige, belastbare Berechnungen.

Eine Reform orientierte Weiterführung dieses alternativen Gesellschaftsmodells in diesem weltwirtschaftlichen Umfeld wäre eben nur mit dem Blut der Bürger – einer gewaltsamen chinesischen Lösung und dem Schweiß von Generationen, als versklavtes Billig-Lohn-Land des Westens – und den Tränen eines ganzen Volkes in der Mitte Europas möglich gewesen.

Und das, um die Herrschaft einer Partei am Ruder zu halten, deren Glaubwürdigkeit zu Staub zerfallen war, weil sie den Niedergang wesentlich mit zu verantworten hatte.

Man hätte quasi den Erreger des Siechtums – die ideologisch verblendete Partei, die Kapos und Lagerleiter – zum Arzt am Krankenbett und zum Aufseher der Rosskur befördert.

Was dabei herauskommt, wird man übrigens demnächst am Welt-Finanz-System beobachten können, denn dort sind die Verursacher der Krise hinter den Kulissen von der Politik gerufen, den siechen Patienten mit Notoperationen am Leben zu halten.

Auch da wird es nicht ohne Blut, Schweiß und Tränen abgehen, die sie den Völkern zumuten. Oder aber die Bürger werden nun endlich dieses scheindemokratische System – die Herrschaft des Geldes, der Gier, der Minderheit über die Mehrheit – friedlich abschütteln, wie Gandhi oder wie wir damals im Osten, zur Wende. Aber das ist ein anderes Thema.«

Samuel Nussbaum rief Cut und schaltete mit zufriedenem Lächeln die Kamera ab, denn er fand, das sei ein gutes Schlusswort.

Aufmerksam und angespannt zugleich saßen die vier vor dem Bildschirm, als sie das Aufgenommene noch einmal Revue passieren ließen. Präsentabel im Inhalt fanden sie, nur in die Maske hätten sie gehen sollen, reklamierte der Oberst: »Dein Sohn wird als Fachmann, wie ich ihn kenne, sofort auf die dürftige Beleuchtung und den Glanz auf den Gesichtern anspringen.«

»So ist es aber in der gesamten Dokumentation, insofern ist es kein Bruch. Authentisch ist es – darum geht es doch, Herbert.«

»Du hast Recht, Alexander, an der Form feilen können wir später noch, wenn es überhaupt irgendjemanden interessiert. Besser wäre es schon, wenn es noch einmal bearbeitet wird und wir als Personen nicht direkt auftauchen, denn das könnten uns gerade einige Alt-Stalinisten übel nehmen.«

»Fahneneid. – Und erst die Ehemaligen, die sich auf ihren Fahneneid gegenüber einem untergegangenen System berufen oder sich persönlich auf den Schlips getreten fühlen, die haben dann ein personifiziertes Feindbild«, gab Samuel zu bedenken.

»Bei mir lief das immer unter historischer Forschung«, versuchte sich Oie in Abwiegelung: »Außerdem, die alten Machtverhältnisse haben sich in Luft aufgelöst, das ist für mich entscheidend – und das hat auch Igor Antonow so

gesehen, wenn wir den Brief nehmen, mit dem alles anfing.«

Nickend-zustimmendes Brummen kam von allen Seiten.

Bier wurde nachgeschenkt und sie sprachen, ermattet aber aufgeräumt ,dann noch über persönliche Erlebnisse der Wendezeit, die durch die nunmehr recherchierten Zusammenhänge vielfach in anderem Licht erschienen.

Es war schon spät, als Alexander Schmied mit dem Versprechen aufbrach, am nächsten Morgen seinen Sohn nebst Schnitt-Computer mitzubringen.

Unter dem geduckten Dach seiner Burg wies der Oberst Oie und Nussbaum Quartier an, das sie mit der Gewissheit bezogen, nun ein Bild zu haben, von dem was damals in Deutschland zur Wende lief, was dem vorausging und auch, was daraus folgte.

43 Finaler Schnitt

Mit Gezwitscher der Vögel und den ersten Sonnenstrahlen über den Baumwipfeln wurden die Männer wach.

Zügige morgendliche Routine älterer Herren, in schweigendem Einvernehmen, führte sie schon nach kurzer Zeit an den Frühstückstisch neben der offenen Terrassentür.

Die Eindrücke des Abends waren so frisch, wie die Morgenluft in See-Nähe, und noch immer lag beschwingte Neugier in den zeitgegerbten Gesichtern der alten Kameraden.

Der Oberst bot erst mal Kaffee an – mit dem Hinweis, dass Alexander im Anmarsch sei mit der angekündigten Verstärkung und frischen Brötchen aus der Bäckerei. Eine Aussicht, die dem Sonnenschein glich, der in diesem Augenblick strahlend hinter einer Wolkenbank hervor schoss.

Als der erste warme Kaffee herunterfloss, wie Treibstoff in einen startbereiten Motor, surrte oben am Weg ein Wagen aus.

Sie gingen hinaus, Alexander und seinen Sohn zu empfangen.

Den Hang herunter in den Garten kommend, sah man an Haltung und Gang des Jungen, die Art des Alten gespiegelt. Ebenso groß, mit leicht hängenden Schultern war der Sohn ein Abziehbild des Vaters. Hohe Stirn, leicht gewelltes

blondes Haar über dem schmalen Gesicht – und ein neugieriger, umherschweifender Adler-Blick seiner dunklen Augen strahlte etwas offen Wissbegieriges aus.

Freundlich lächelnd stellte sich Robert vor.

Als er Oie die Hand schüttelte, bemerkte er: »Mein Vater sagt, wir seien aus dem gleichen Stall – der Kunsthochschule in Berlin.«

»Ja, aber ich war zehn Jahre früher da – und gleichzeitig ein Spät-Starter, gewissermaßen, wenn man erst mit Dreißig zur Kunst kommt. Wir haben gestern besprochen, was bei der Kommunalwahl damals passiert ist – das mit der Wahl-Fälschung, das haben viele leider schon vergessen.«

»Ja, ich war damals bei der Auszählung dabei, als wir so glücklich waren über den dokumentierten Widerspruch zu den Kandidaten der sogenannten Einheitsfront – und dann so wütend über diese freche Fälschung der Funktionäre am folgenden Tag«, bestätigte Robert.

»Nun kommt herein und setzt euch erst mal«, forderte der Oberst auf, »es ist Frühstück befohlen und noch mal anschauen das Ganze, – besonders für Robert.«

Der Oberst schob die DVD mit der Bemerkung in den Player: »Damit Robert gleich mal einen Eindruck bekommt von der Qualität der bisherigen Dokumentation. Ich glaube, es ist wichtig, denn er ist ja in der Form zu Hause, wie ich es verstehe.«

Während die Szenen und Gespräche auf dem Monitor

liefen, herrschte spannungsvolle Stille, denn sie sahen, wie sehr Robert das Vorgetragene in den Bann zog, und alle am Tisch bewegten sich wie in Zeitlupe, um selber nichts zu verpassen und ja kein Geräusch zu verursachen.

Als sie mit dem Frühstück durch waren, räumte niemand ab, denn die Berichte entfalteten, wie immer, eine Aura des Unerhörten.

Dem folgten die Aufzeichnungen des Vortages, die Nussbaum direkt vom Speicher der Kamera zog. Wieder war allseits gespannte Aufmerksamkeit.

Als dann Alexander mit seinen Aussagen zu den Vorgängen im Politbüro und zur Mauer-Öffnung, auf dem Bildschirm erschien, wurde sein Sohn unruhig. In diesem Kontext, das spürten sie, hatte er seinen Vater nicht erwartet.

Ungläubig lächelnd schaute er hinüber. Der Alte wandte sich zu ihm, hob die Brauen und nickte leise, was auf Berlinisch wohl soviel hieß wie: Kannste mal sehen!

Als alles durchgelaufen war, lag fühlbar Spannung im Raum. Sie schauten auf Robert. Der zauste sich die Haare und sagte: »Wollt ihr meine Meinung hören?«

»Klar doch. – Ja klar doch«, forderte Samuel.

»Das ist nicht sehr professionell, was die Form angeht, aber als Dokumentation zu diesen historischen Ereignissen schlüssig, – den Bogen meine ich, vom Kreml-Flug bis zur Mauer-Öffnung.

Von den Fakten verstehe ich vielleicht die Hälfte – auch die Namen der Protagonisten von damals verschwinden für

meine Generation langsam im Nebel der Geschichte. Es ist deshalb höchste Zeit, dass so eine Dokumentation kommt, denn alle – besonders auch die idealistischen Linken – rätseln bis heute, wie das damals so schnell zusammenbrechen konnte. Meine Generation war ja von den Folgen besonders betroffen.

Handverlesen, gut ausgebildet im Design, fanden wir mit dem gerade erworbenen Diplom eine neue Wirtschaft vor, die ganz andere Spielregeln setzte, als wir sie kannten und auch an der Kunsthochschule vermittelt bekamen. Jeder Friseur war nun ein selbst ernannter Designer und die Industrie stand vor dem Untergang – oder einem bescheidenen Neustart. Ich bin dann schnell im Bereich Grafik und Film gelandet, da es als Industrie-Designer kaum noch Aufgaben gab.

Soviel zu meiner Geschichte. Mit dem Filmschnitt habe ich also viel Erfahrung und an Software alles an Bord, um euren Beitrag von gestern so einzubinden, dass es passt. Es lässt sich relativ unkompliziert machen und der Vormittag dürfte dafür reichen, wenn wir effizient arbeiten. – Wo kann ich aufbauen?«

Sie räumten ab, rückten den Tisch vor den Monitor, saßen dann um den Schnittplatz und schauten zu, wie Robert mit flinken Fingern die ersten Schnitte auf dem Bildschirm organisierte.

Zuweilen, im Angesicht von bescheidenen möglichen Schnitt-Varianten, fragte er, welche denn den Vorzug bekommen sollte? Da das dann der Anlass war, wortreich

Bauch-Differenzen unter den Beteiligten zu zelebrieren, schickte er sie schnell in den Garten. Nur Oie sollte da bleiben, da er das Gesamtprojekt kannte und eine Übereinstimmung in Anspruch und Haltung fühlbar wurde.

»Bilder müssen den Spannungsbogen des Erzählten einfangen und tragen«, beschrieb es Robert. »Aber mit dieser einen Kamera, die ihr benutzt habt und dem meist festen Standort, ist das kaum möglich. Ich kann da nur versuchen, wie euer ungarischer Freund, den Vortragenden leicht zu zoomen, wenn der Inhalt sich einem Höhepunkt nähert oder wir einen Kontrapunkt setzen wollen.«

Nach etwa zwei Stunden hatten sie die geschnittene Fassung, die allen vorgeführt wurde.

Die Männer waren erst mal zufrieden. Robert schloss einen Brenner an und produzierte die Endfassung der DVD.

»Wenn es soweit ist, bekommt ihr alle ein Exemplar«, versprach Oie den um den Schnittplatz versammelten Kameraden.

Der Oberst bereitete dann aus Grünzeug und Kräutern des Gartens einen Salat mit gerösteten Pinienkernen. Mit dem setzten sie sich auf die Terrasse, um ihr weiteres Vorgehen zu beraten.

»Was können wir noch tun im Sinne Igor Antonows und all derer, die geholfen haben damals, das frage ich mich

schon die ganze Zeit«, eröffnete Alexander die Diskussion.

»Ich denke, da hat Oie seine Vorstellungen«, entgegnete der Oberst.

»Grundsätzlich«, hob Oie an, »aber da bin ich selbst noch unsicher, hat ja Igor ein Denkmal angeregt, aber er meinte, so glaube ich jetzt, das Nicht-Vergessen, in welcher Form auch immer – denn nur was erinnert wird, ist wirklich geschehen, sagt der Volksmund.

Diese Dokumentation ist so ein erstes Denkmal der mutigen Menschen in dieser Zeit, meine ich. Wie sie eingebettet wird in weitere historische Betrachtungen und wie die geplante Anthologie der Vorwende damit synchronisiert werden könnte – mit den Stimmen der Bürger und Fachleute, die damals unaufgeregt und leise konkreten Einfluss genommen haben, um systembedingten Schwachsinn auszubremsen – müssen wir noch herraus finden.

Eigentlich haben wir dann für die erforderliche Präzisierung der Form nur zwei Möglichkeiten: Erstens, wir suchen uns einen Partner an einem Lehrstuhl für Geschichte, mit dem wir bei den weiteren Recherchen zusammenarbeiten können, – das wäre die akademische Variante.«

»Vergiss es!«, intervenierte Alexander. »Wes Brot ich fress, des Lied ich sing. Hast du das vergessen? Es ist doch mittlerweile wie damals im Osten. Die angebliche akademische Freiheit ist, wie die persönliche Freiheit, nur eine eingebildete Freiheit, wenn die Mittel zur Ausübung

fehlen. Wer finanziert so etwas, wenn in diesem noch immer geistig besetzten Lande tausend Leute warme Pöstchen besetzen können, indem sie die offiziell gewünschte Interpretation der Geschichte vor sich hertragen. Das ist doch alles scholastisch erstarrt und verkalkt.«

»Verstanden, Alexander, – oder zweitens:«, setzte Oie fort, »Wir suchen uns einen seriösen TV-Spartenkanal, der Interesse an diesen historischen Stimmen und Erkenntnissen hat. Das wäre der direkte Weg ans Ohr derer, die es noch wissen wollen – über die mediale Ebene.«

»Oder«, klinkte sich Robert ein, »eine dritte Variante, wenn ich mich mit einem Vorschlag einmischen darf?«

»Du sollst«, bestätigte Nussbaum. »Deine Sicht als Medien-Gestalter ist schon wichtig – nur zu, junger Mann!«

Robert zögerte einen Augenblick, wie wenn er es sich anders überlegt hätte, und wurde plötzlich eindringlich: »Ihr sucht euch einen Drehbuchautor, der auch was davon versteht, wie der Osten Europas gelebt, getickt und gesprochen hat, der dann mit diesem Stoff einen Mehrteiler macht – mit einem Regisseur, der auch so verwurzelt ist.

Das wäre dann eine Ergänzung zu dem vorliegenden Original-Material – die Hinterleuchtung der Europäischen-Perestroika an Hand persönlicher Schicksale von Beteiligten.

Arbeitstitel: ‚Operation Ljutsch – Der geheime Schlüssel zur Deutschen Einheit‘ – oder – Verschwörung zum Frieden, zum Rückzug – der Königsdisziplin, denn dieser Ansatz hat mir besonders imponiert.«

»Aber um Himmels willen keinen Thriller«, warf Oie ein.

»Da werden alle Feinheiten übergebügelt, das Ganze wird so skandalisiert, dass man den Geist der Sache nicht wieder erkennt, und alles wird medial verwurstet. Grundsätzlich halte ich den Vorschlag für gut, einen professionellen, dokumentarischen Streifen zu produzieren. Auf der Grundlage unseres Materials und mit Zeitzeugen zu den Vorgängen, besonders auch im Kontext mit dem ätzenden offiziellen Propaganda-Gedöns aus dieser Zeit, wie bei von Schnitzlers Abgesang im DDR-Fernsehen – so als ein Kontrapunkt quasi.

Wir sollten aber, glaube ich, noch mal drüber schlafen und abwarten, wie ergiebig die Zeitzeugen für die Anthologie der Vorwende sein werden, damit wir dann eine breitere Basis haben für den Inhalt und unsere Entscheidung über die Form.«

Die Männer stimmten zu und beschlossen, die Sache erst mal reifen zu lassen.

Zum Aufbrechen bereit, ermahnte Samuel: »Geheimhaltung. – Ich bitte um absolute Geheimhaltung – das habe ich schon mit unseren Kameraden im Ausland so vereinbart. Das geht doch klar?«

»Geht klar«, kam einhellig aus der Runde.

»Im Hintergrund haben wir noch immer, wie man uns bei unseren Recherchen mit Gewalt abzufangen versuchte«, schloss Oie an. »Da kommt sicher noch was. Also, – für alle höchste Vorsicht.

Ein Exemplar der DVD schicke ich gleich nachher an meinen Anwalt zur Verwahrung, zu unserer Sicherheit.«

»Drinnen liegen Briefmarken auf der Ablage«, sagte der Oberst, »der zum Abschluss noch bat, nicht darüber zu reden, dass sie hier auf seiner Burg waren, denn sie müssten erst mal abwarten, was weiter auf Oie und Nussbaum zukommen würde: »Vor dem russischen Geheimdienst seid ihr jetzt halbwegs sicher, glaube ich. Aber die Interpol-Sache ist nun mal in der Welt, – da muss man abwarten, was passiert.

Wie ich eurem Bericht entnehmen konnte, sind die ersten Pass-Versionen bei den Russen. Dann haben sie euch noch beim Einchecken auf dem Flughafen in Danzig auf ihre Datenspeicher gezogen. Was ich sagen will: Sie haben nicht so viel in der Hand, in Deutschland, gegen euch und die Beweislage ist bescheiden, vor allem, wenn sie nichts bei euch finden. Deshalb solltet ihr hier bei mir alles verbrennen, was gegen deutsche Gesetze verstößt. Drinnen steht ein Kanonenofen, da können wir es machen.«

»Sehr weitsichtig, – danke, Herbert«, stimmte Oie zu, »so werden vielleicht weitere Probleme verhindert.«

In der Burg verbrannten sie die Pässe und die Papiere Igor Antonows in einem Gefühl von Trauer und Erleichterung. Erleichterung über die absehbar verringerten Angriffsflächen für ihre namenlosen Gegner – und Trauer über den Abschluss einer ganz persönlichen Operation, die soviel Wichtiges an Wissen über die Geschichte des Umbruchs in Osteuropa zutage gebracht hatte.

Draußen auf der Terrasse bereitete sich jeder zum Abmarsch vor und der Oberst ordnete an: »Wir bleiben in Verbindung. Keinen Mail-Verkehr, keine Funktelefonate untereinander! Wenn es unbedingt sein muss nur Telefonzellen benutzen, bis wir mehr wissen. Ansonsten Treff nach Lust und Laune, jeden Donnerstag, achtzehn Uhr im Heiligen Georg im Nikolai-Viertel an der Spree, möchte ich anbieten. Da ist so ein Geräuschpegel, dass wir nicht abgehört werden können.«

»Das ist ganz in unserem Sinne«, stimmte Samuel zu, dem die Aussicht auf weitere interessante Kontakte für sein Hochgeschwindigkeits-Gehirn ein Lächeln ins Gesicht zauberte, – ebenso ein Fragezeichen: »Berlin. – Und wer fährt jetzt nach Berlin rein?«

Da der Oberst erst am Abend zurück wollte, bot sich Alexander an, die Freunde bis Bernau mitzunehmen, wo sie in die S-Bahn steigen könnten.

Sie verabschiedeten sich herzlich, Schulter klopfend, erleichtert und heiter, mit glänzenden Augen und glücklichen Gesichtern – wie Forscher nach einer großen, erfolgreichen Expedition.

Am Bahnhof Bernau vorfahrend sahen sie oben schon den Zug stehen, den sie im Treppengalopp mäßig trainierter Rentner gerade noch erreichten. Ziemlich erschöpft, saßen

die Freunde dann in der S-Bahn. Da beide dräuende Nachwehen ihrer Reise durch den Osten witterten, versprachen sie auf der Hut zu sein und, sollte man sie in irgendeiner Weise festsetzen, nur das zuzugeben, was ihre touristische Reise betraf oder was in Anwesenheit eines Rechtsbeistandes als Beweis taugte.

Im Übrigen hätten sie ja den Hebel der Veröffentlichung der DVD, – da waren sie sich einig. Dazu hatte Oie seinem Anwalt schriftlich skizziert, worum es ginge, für den Fall, dass er sich nicht mehr melden würde. Er sollte dann die DVD auf geeignete Weise verwenden, um sie heil aus der Sache heraus zu bekommen.

Erstmals in so vielen Jahren als Ur-Berliner fuhr Oie nach seinem Empfinden in eine bedrohliche Stadt, denn zu ungewiss war der Ausgang dessen, was sie so gutwillig und unbefangen begonnen hatten.

Nussbaum prüfte die ungarischen Spezial-Telefone im deutschen Netz – im Notfall wollten sie damit Verbindung halten.

Im Blankenburg eingefahren verabschiedete sich Oie, warf den Brief in den Kasten am Bahnhof und schlenderte durch die üppig grün wuchernde Garten-Kolonie bis zum Haus seiner Schwester.

Auf das Klingeln kam Schwager Rudolph durch den Garten, spähte beidseits den Weg entlang, legte flüchtig einen Finger auf die Lippen und bat ihn herein.

»Gestern Abend waren welche von der Kriminalpolizei da und fragten uns, ob wir wüssten, wo du bist? Wir sagten, wir

hätten keine Ahnung. Die Herren schauten sich aber misstrauisch um, als wenn sie so was vermutet hätten, aber nicht glauben würden, und ließen diese Karte da – Mai heißt der Beamte.

Du sollst dich unbedingt melden, wegen Katharina, die soll im Verdacht rechtsradikaler Verbindungen stehen, sagte er, und sie brauchen deine Hilfe. Kannst du dir vorstellen wobei? Wir haben uns gar nicht getraut, bei euch anzurufen und Katharina zu fragen, so gefährlich-absurd klingt das.«

»Damit habe ich nicht gerechnet«, murmelte Oie. »Alles, – aber dass sie Katha als Hebel benutzen, das ist wirklich eine Schweinerei, denn eigentlich wollen die mich!«

»Was für eine Schweinerei und wofür Hebel – kann ich helfen? Erzähl mal – immer noch die alte Geschichte?«

»Nein, das geht immer noch nicht. Ist besser so, bis ich weiß, was nun wieder läuft. Gib mir bitte die Karte – mal sehen, ob ich den anrufe, wenn ich mich mit meinem Anwalt beraten habe. Wir sollten jetzt auf den Boden gehen und meine Papiere holen, dann mache ich mich in die Spur.«

Sie gingen nach oben, Oie holte seine Dokumente aus dem Versteck hinter dem Dachsparren und sagte dann beim Hinaustreten: »Rudolph, ich war mit einem Freund unterwegs und wir haben nebenbei, für einen Dokumentarfilm über die Vorwende-Zeit, Material gesammelt. Das, was du mir neulich erzählt hast, über euch als unfreiwillige CoCom-Embargo-Brecher, hätte ich auch gern noch aufgezeichnet. Geht das?«

»Na klar, jederzeit. Ist doch auch eine skurrile

Geschichte. – Wann wollen wir das machen?«

»Ich melde mich, wenn ich die Sache mit Katha geklärt habe und weiß, wie es weitergeht. Grüß Maria, sie soll sich um Himmels willen keine Sorgen machen – alles ganz harmlos. Und sag ihr, ich habe Informationen und Beweise zu Otto, dass er am zehnten Oktober neunundachtzig in Moskau verstorben ist. Wir haben auch eine Einladung zum Todestag ins Höhlenkloster nach Nishnij Nowgorod an der Wolga, wo eine Gedenk-Messe stattfinden wird – alles andere später. Die Lebenden sind wieder mal wichtiger.«

Zurück in der S-Bahn versuchte Oie mit dem Krypto-Handy Nussbaum zu erreichen. Der war gerade in Grünau aus der Bahn gestiegen und suchte nach einem Taxi.

Oie erzählte im Telegrammstil, was er gehört hatte – aber Nussbaum beruhigte ihn: »Komm erst mal vorbei – dann sehen wir weiter!«

44 Grauer Hebel

Ernst Buch, der nach der letzten Begegnung mit Fjodor Folim in Moskau, wegen der Ereignisse in Ungarn, eilig nach Berlin gereist war, hatte Witterung aufgenommen. Seine Leute waren vorbereitet und zogen nun alle Register, um der Gesuchten habhaft zu werden.

Die Telefone und Wohnungen der Gattinnen Katharina und Cornelia wurden seit Tagen überwacht und ihre Bewegungsprofile aufgezeichnet, aber nichts von Bedeutung regte sich. Es herrschte eine ihn beunruhigende Funkstille, die er nicht erwartet hätte. Keine Anhaltspunkte über den Aufenthaltsort der Gesuchten, keine Verbindungsaufnahmen, nichts.

Irgend so ein Reim aus dem sarkastischen Poesie-Album der Dienste schlich durch sein Gehirn, – Galgenhumor Christian Morgensterns: ‚Am seidenen Faden hing ein Schwert, sich auf mein Haupt zu laden. Ihr denkt mich hätt’ das Schwert gestört? Mich schreckte nur der Faden!‘

So fühlte er seit Tagen und wäre deshalb gern in die Offensive gekommen, – auch wenn es sein letztes Gefecht sein würde. Es gab jedoch faktisch nichts, wo er angreifen konnte, absolut nichts.

Plötzlich dann, am Freitagnachmittag, als alle eingesetzten Agenten schon auf ein ruhiges Wochenende in Bereitschaft hofften, kam die Nachricht herein, dass der gesuchte Nussbaum an seinem Haus vorgefahren sei. Das

war das Signal für Buchs Leute, zum Zugriff auf Cornelia Nussbaum.

Die war in einem Einkaufszentrum am Bahnhof Köpenick und wurde beim Verlassen von ihren Schatten im Oberdeck des Parkhauses festgenommen, durchsucht und ihr Funktelefon wurde konfisziert.

‚Verdacht auf Unterstützung einer terroristischen Vereinigung' war die Begründung, die Dr. Cornelia Nussbaum verblüffte, aber auch zutiefst erschütterte. Bleich und zitternd, Unheil ahnend, stieg sie ohne weiter zu fragen in den vorfahrenden Kleinbus.

Parallel dazu wies Ernst Buch an, die Gattin Oies festzusetzen. Die befand sich in ihrem Atelier, am Rande Berlins, bei der Arbeit.

Zwei Beamte, die zur Observation vor Ort waren, klingelten und wiesen sich aus. Katharina bat sie hinein, dabei war ihr im Angesicht der Schlapphüte eine Blässe ins Gesicht gezogen, die diese wohl bemerkten und deshalb – nachdem sie sich umgeschaut hatten, wie wenn sie den Fisch zappeln lassen wollten – umständlich zur Sache kamen: Es ginge um die Klärung eines Sachverhaltes, weswegen sie sofort zu einer Gegenüberstellung mitfahren müsse!

Katharina fing sich und fragte spitz: »Welcher Sachverhalt ist denn vor dem Wochenende für Beamte noch so eilig, wenn ich fragen darf?«

»Das dürfen Sie. – Es ist ein alter Fall, der wieder aufgerollt wird. Es geht um Ihr Auto. Das wurde am Rande

eines rechtsradikalen Wochenendes auf einem Dorf-Parkplatz registriert und Sie könnten da jemanden gesehen haben – deshalb müssen Sie als Zeugin mitkommen.«

»Das ist doch eine uralte Geschichte«, wandte Katharina ein, »und schon zwei Jahre her. Da waren doch schon mal Leute vom Staatsschutz hier. Ich habe das denen alles erklärt, dass ich da nur mein Auto abgestellt hatte, – und auch die Belege gezeigt.«

»Belege wofür?«

»Na, für unser Wellness-Wochenende in Bad Saarow. Hotelrechnung, Bewirtungsbelege, Thermen-Rechnung, – was da so bleibt. Außerdem ist meine Freundin aus Potsdam Zeugin. Mit der war ich da. Deshalb hatte ich an diesem Freitag auf halbem Wege mein Auto dort geparkt und wir sind die letzten dreißig Kilometer mit ihrem Auto weitergefahren.

Die Herren fanden das damals auch plausibel und versprachen die Löschung meines Auto-Kennzeichens in ihrer Datenbank. Wer fährt schon gerne ein Auto, das rechtsradikaler Umtriebe verdächtig ist?«, gewann Katharina spöttisch die Oberhand.

»Davon wissen wir nichts. Uns liegt eine Anzeige vor, deshalb haben wir den Auftrag, Sie zu einer Gegenüberstellung mit einem Zeugen in unsere Dienststelle zu bringen. Wenn Sie damit nichts zu tun haben, wenn Sie unschuldig sind, wird sich das schnell herausstellen.«

Unschuldig als Wort fuhr Katharina jetzt heftig schneidend in die Knochen, denn auch schuldig stand

absurderweise auf einmal im Raum des Möglichen.

So eingeschüchtert bekam sie einige Minuten Zeit, ihre Computer herunterzufahren und unter Aufsicht ihre Tasche aus dem Haus zu holen. Tochter Helena war mit der Oma im Urlaub und die wichtigste Arbeit war getan. Warum also sollte sie sich, durch Zickereien um ihre unzweifelhaften Bürgerrechte, verdächtig machen? Sie hatte nichts zu verbergen und alles würde sich schnell aufklären lassen – dachte sie. Eine Spur von Angst schwang dennoch mit, und auch die Vermutung, dass sie diese lästigen Umstände Oies diskreter Reise zu verdanken hätte.

Sie beschloss aber, sich an die Verabredung zu halten und nichts von ihrem Wissen über den Grund der Reise preiszugeben – auch wenn er nun schon drei Wochen nichts von sich hören ließ.

Nach einstündiger Fahrt in einem abgedunkelten Kleinbus fuhren sie in eine Garage. Die Herren geleiteten sie zuvorkommend über einen Fahrstuhl zum Obergeschoss, in dessen großem Kamin-Zimmer, wie ein Phantom und sichtlich zusammengesunken, Cornelia Nussbaum saß.

Der Anblick Katharinas ließ ihr ein Lächeln der Erleichterung übers Gesicht huschen. Sie erhob sich und umarmte sie heftig, als winke ihr damit Befreiung: »Verrückt – und schön, dass du da bist! Dass wir uns so wiedersehen, hätte ich nicht gedacht. Haben sie dir auch so einen Schwachsinn vorgeworfen wie mir?«

»Ja, mein Auto wurde rechtsgerichteter Umtriebe bezichtigt, weil es vor Jahren in der Nähe so einer Konferenz

gesehen wurde«, spottete Katharina, auch weil sie fühlte, wie wichtig Entspannungssignale dieser Art für die zerknirschte Cornelia waren.

Die aber tippte mit leicht schielendem Blick auf ihre Lippen, um zu signalisieren, dass da wohl wer mithöre.

Katharina reckte sich, schaute sich um und rief zu einer verdächtig verspiegelten ehemaligen Tür ohne Klinke: »Die schlagen mal wieder den Sack und meinen den Esel, – das kennt man ja aus schlechten Filmen, – ich könnt kotzen!«

Cornelia Nussbaum schaute ungläubig ob dieser unerwarteten Attacke und schob leise nach: »Die quatschen von Unterstützung einer terroristischen Vereinigung und haben mich deshalb hierher gebracht, – zum Verhör. Völlig rätselhaft, wie die darauf kommen. Ich habe mir schon das Gehirn zermartert, ob da ein falscher Fünfziger auf meinem Operationstisch gelegen haben könnte. Du hast doch sicher gehört, wie mit Krankenkassen-Karten gehandelt wird, in Berlin, – und bei Notfällen ist kaum Zeit genau hinzuschauen. Vielleicht habe ich da einen verunfallten Taliban zusammengeflickt?«, konnte sich Cornelia einen Anflug von Ironie nicht verkneifen.

»Bei mir wurde der Sachverhalt schon mal vor zwei Jahren aufgenommen und alles war vollständig geklärt – da kommen die jetzt und wollen mich irgendwem gegenüberstellen. Wer weiß, was die im Schilde führen? – Ich glaube aber mittlerweile«, nahm Katharina Cornelia in den Arm und flüsterte, »irgendwie hängt das mit unseren Männern zusammen. Das ist die einzig mögliche Erklärung

für unsere Verhaftung unter diesen fadenscheinigen Gründen, – und dann noch an diesem Ort.«

»Verhaftung geht nicht«, flüsterte Cornelia zurück und war sich sicher: »Dazu brauchst du in Deutschland einen Richter.«

»Egal wie, jedenfalls hängt da was über uns, glaube ich, das uns beschädigen könnte, wenn wir nicht aufpassen, was wir sagen. Wir sollten auf einem Anwalt bestehen, bevor wir überhaupt Auskunft geben und irgendwas erzählen.«

Katharina inspizierte nun den Raum, der in allen Facetten den Anschein eines Luxus-Appartements machte. Ein großes, anliegendes Badezimmer in Marmor und Glas war frei zugänglich, eine weiterführende Tür verschlossen, ebenso wie alle Fenster des Appartements. Heruntergelassene Sonnenrollos verhinderten den Blick in die Umgebung.

Katharinas Türinspektionen taten wohl ihre Wirkung, denn es wurde aufgeschlossen und ein Herr mittleren Alters trat herein. Er stellte sich als Ernst Buch, als Mitarbeiter des Deutschen Geheimdienstes DGD vor und sagte, es freue ihn, dass die Damen freiwillig gekommen seien, um zur Aufklärung von Sachverhalten beizutragen, über deren Bedeutung und Tragweite er ihnen allerdings noch nichts sagen könne, denn das unterliege vorerst der Geheimhaltung.

»Von freiwillig kann ja wohl keine Rede sein«, entgegnete Katharina.

»Das, meine Damen, ist wirklich nebensächlich und lässt sich hier im Streitfall niemals juristisch fassen, da bin ich

sicher. Ich bitte Sie nur um Geduld, denn wir haben ein schwerwiegendes Problem zu lösen, bei dem Sie uns helfen können – wenn ihre Männer ebenfalls kooperieren.«

»Unsere Männer?«, kam fast gleichzeitig aus Cornelias und Katharinas Mund. »Was ist mit ihnen?«

»Die werden vom Russischen Geheimdienst gesucht – und der Unterstützung terroristischer Aktionen bezichtigt. Was da dran ist, wissen wir noch nicht, denn es fehlen noch Unterlagen aus Moskau. Gott sei Dank haben wir Ihre Männer aber bergen können, bevor die Russen sie in die Hände bekamen. Darüber sollten Sie froh sein, meine Damen, denn das hätte leicht zehn Jahre Sibirien heißen können. – So ist noch Spielraum, denn es gibt kein Auslieferungsabkommen mit Russland.

Allerdings – und da rechnen wir mit Ihrer Unterstützung – die Sache wird nur gut ausgehen, wenn ihre Männer kooperieren und vollständig aussagen. Daran wird zurzeit gearbeitet und ich rechne spätestens morgen mit Ergebnissen. Deshalb bitte ich Sie um Geduld, denn eventuell brauchen wir dabei wirklich Ihre Hilfe. – Sie sind solange unsere Gäste.

Hinter der Badezimmertür geht es in den Wellness-Bereich. Dort finden Sie alles, was Sie benötigen. Später kommt der Service und Sie können sich das Abendessen bestellen.«

»Wir haben wohl keine Wahl?«, warf Katharina ein, »aber könnten Sie wenigstens ein Fenster öffnen bei dem schönen Wetter.«

»So ist es – Sie haben nur die Wahl zu kooperieren und auf der Speisekarte, – sonst nichts. Bei den Fenstern kann ich Ihnen leider nicht helfen. Die lassen sich nicht öffnen, denn das Haus hat eine zentrale Klimaanlage – auch zur Sicherheit.«

»Zu Ihrer oder zu unserer Sicherheit?«

»Zu Ihrer Sicherheit für uns, meine Damen – ich empfehle mich.«

Als der Herr hinausgegangen war, zweifelte Cornelia erregt: »Völlig nebulös für mich. Erst diese Anschuldigung – und nun die gegen unsere Männer, gleichzeitig aber dieses Luxus-Appartement. Was soll das?«

»Nun bleib mal schön ruhig. Ich sehe darin ein Zeichen, dass die Karten im Spiel gut verteilt sind. Wenn sie wirklich was in der Hand hätten gegen uns und unsere Männer, dann wären wir schon in gewöhnlicher Untersuchungshaft, nicht in diesem Luxus-Käfig. Ich vertraue da auf unsere Kerle, denn die müssen irgendwas in der Hand haben, sonst ist dieser geheime Bürokraten-Apparat nicht so handzahm, vermute ich.«

45 Patt

Als Oie am S-Bahnhof Grünau ankam, stand da ein Taxi. Mit der benannten Adresse blickte der Fahrer durch den Spiegel nach hinten: »Da ist wohl heute eine Familienfeier? Habe vorhin schon mal einen Herrn dahin gefahren.«

»Sehr richtig, Tantchens Geburtstag, Sie wissen doch, wer fehlt, wird enterbt.«

Der Chauffeur lachte.

Nach der Ankunft vor Nussbaums Haus zahlte er, bat instinktiv noch einen Augenblick zu warten, und rasselte an der Tür.

Als sie sich öffnete und ein unbekannter, seriös gekleideter Herr vor ihm stand, wusste Oie, es ist zu spät. Er zwang sich ruhig zu bleiben, winkte den Taxifahrer fort und ließ sich hineinbitten.

Der Fremde stellte sich vor: »Mai, – von der Kriminalpolizei.« und zeigte seine Legitimation so kurz, dass Oie, überrascht und desorientiert, gar nichts erfassen konnte.

»Sind Sie Albrecht van Oie? Bitte zeigen Sie mir Ihren Ausweis!«

»Ja, der bin ich«, kramte er, wie wenn alles damit noch aufzuhalten sei, umständlich seine Papiere hervor.

Der Kriminale griff sie, äugte kurz darauf, als wenn er nichts anderes erwartet hätte, und nahm sie in Beschlag: »Sie werden gesucht, – Körperverletzung mit Todesfolge,

Passfälschung, illegaler Grenzübertritt – eine lange Liste, bis zum Verdacht terroristischer Verbindungen. Das reicht. Sie sind festgenommen! Mein Kollege wird Sie über Ihre Rechte belehren!«

Ein weiterer Herr in Zivil war mittlerweile herangetreten, nahm ihm den Rucksack ab, legte Handschellen an und sagte den unvermeidlichen Salm auf, den Oie bisher nur aus Filmen kannte.

Sie gingen weiter ins Wohnzimmer. Dort saß Samuel und schaute ihn mit großen, mitleidsvoll flackernden Augen an.

»Zeit. – Tut mir leid, aber ich hatte keine Zeit mehr zu reagieren.«

»Ihr Freund«, ging Mai dazwischen, »ist auch dran. Sie waren doch zusammen unterwegs bei Ihren aktenkundigen Delikten, als terroristische Vereinigung.«

»Dazu sage ich nichts ohne meinen Anwalt«, entgegnete Oie.

»Ach wissen Sie, wir haben so schöne Aufnahmen von Ihnen, bei diversen Grenzübertritten und immer unter anderen Namen – das reicht für eine Anklage. Abführen!«

»Man schaute noch in die Taschen und Rucksäcke der Männer, ohne sichtbares Ergebnis, dann wurden sie in den separaten Teil eines Kleinbusses verfrachtet, der mit laufendem Motor vor der Tür stand. Nussbaum zwischen zwei Zivilen auf der Rückbank, Oie zwischen zweien davor.

Richtung Süden fuhren sie, zum Autobahnring, so viel merkten sie am Charakter der Straßen und dem Lichteinfall, trotz allseits installierter Sichtblenden.

»Wie geht’s Cornelia, Samuel?«, fragte Oie, den Kopf in den Nacken werfend.

»Die ist verschwunden, hat mir Herr Mai gerade mitgeteilt, nachdem er mich verhaftet hat.«

»Sprechen verboten!«, fuhr einer der Zivilen auf der Rückbank dazwischen.

»Das war so geplant«, konnte Oie noch sagen, bevor ihn eine Faust am Kopf traf.

Vor Schmerz wurde ihm duselig, und er wusste jetzt, das ist keine Kriminalpolizei – und Samuel wusste es auch.

Die Herren hatten es eilig, denn der Kleinbus schoss die Autobahn entlang, als gäbe es keine Geschwindigkeitsbegrenzungen. Der Fahrtwind orgelte an der Karosse und Oie zwang sich, es nicht als Vorbote kommender Zusammenstöße zu deuten.

Nach einer halben Stunde Autobahn Richtung Osten fuhren sie nach Süden ab. Dann ging es noch eine Weile über Landstraßen, bis sie anhielten. Informationen, deren Bedeutung sie nicht verstehen konnten, wurden ausgetauscht und sie fuhren ein kurzes Stück bis in eine dröhnende Garage. Die Zivilen hakten sie unter und brachten, sie ins Haus.

Hochparterre, in einem Raum, wurden ihnen die Handschellen abgenommen und man platzierte sie nebeneinander auf einem großen Leder-Sofa.

Der Raum in seiner Ausstattung wirkte wie eine noble, stuckverzierte Ferienwohnung in einem Gebäude der Gründerzeit, die Oie mit Schaudern an den blutigen Vor-

Traum des Zusammenstoßes auf Hermannis Landsitz erinnerte.

Schweigend und beeindruckt rieben sie sich synchron die geröteten Gelenke, wohl auch um die mentalen Nachwirkungen der Handfesseln abzuschütteln.

Alle Außen-Jalousien waren heruntergelassen, aber über die Eckfenster fiel von unten ein fein funkelnder Lichtreflex an die weißen Fenster-Rahmen, was die unmittelbare Nähe zu einem Gewässer klar machte.

Gebannt schauten sie auf dieses Licht der Hoffnung – und dann einander an.

»Oie«, beugte sich Samuel flüsternd herüber, »Geheimdienst. – Das hat mit Polizei nichts zu tun, das ist der Deutsche Geheimdienst, der Verfassungsschutz oder sonst was, keine Russen – die treten nicht so auf in Deutschland. Aber wir werden hier sicher abgehört, deshalb sollten wir nicht quatschen, sondern uns an das erinnern, was wir verabredet haben.«

Oie nickte schweigend.

Die Tür sprang auf und ein Herr trat ein, der rief: »Richtig kombiniert, meine Herren. Darf ich mich vorstellen: Mein Name ist Ernst Buch vom Deutschen Geheimdienst – DGD.«

Buch zeigte einen Ausweis und wurde lauter, denn er wusste, sein Auftritt wird in der Zentrale mitgeschnitten. Deshalb durfte er jetzt keinen Fehler machen: »Bevor wir Sie wirklich der Kriminalpolizei übergeben, denn was Sie auf dem Kerbholz haben, reicht, möchte ich persönlich hören,

was Sie die ganze Zeit getrieben haben. Und erzählen Sie mir keinen Mist, denn wie Sie jetzt kooperieren, hat entscheidende Auswirkungen im Straf-Verfahren gegen Sie.«

Wie ertappte Schwarzfahrer saßen die Freunde auf dem Sofa, innerlich zusammengeschrumpft ob dieser ersten Attacke, und schwiegen ratlos-störrisch.

»Ich weiß von Ihren nachrichtendienstlichen Verbindungen. Ich weiß von den Listen, die Ihnen ein gewisser Igor Antonow übermittelt hat. Aber ich bekomme kein klares Bild, was das Ziel Ihrer mit geheimdienstlichen Methoden abgeschirmten Operation war. Auch Interpol sucht schon im ganzen Osten nach Ihnen!«

Er setzte sich gegenüber, blickte angriffslustig und provozierte: »Herr Nussbaum – als ehemaliger Offizier der Staatssicherheit – haben Sie eine plausible Erklärung?«

»Herr Buch, erst mal, seit ein gewisser Bodo Wegmann darüber promoviert hat, weiß die Öffentlichkeit, dass es einen Militär-Geheimdienst in der DDR gab. Dem gehörte ich an, als Mathematiker und Offizier – nicht der Staatssicherheit!«

»Militär-Geheimdienst?«, gab sich Buch unwissend und fühlte sich einen Augenblick wie ertappt. »Das werde ich prüfen lassen. Aber was wollten Sie, dass selbst ausländische Dienste uns um Hilfe bitten, Sie festzusetzen?«

»Nichts Besonderes, nur nach über zwanzig Jahren Leute interviewen, die damals für die Europäische Perestroika an den Licht Operationen mitgewirkt haben.«

»Kenne ich nicht, was waren das für Operationen?«,

spürte Buch seinen Puls an den Hemdkragen schlagen.

»Dafür sind Sie wahrscheinlich zu jung, Herr Buch. Das waren genau die Operationen, die verhindert haben, dass sich nach einem letzten Weltkrieg die Rest-Asche von Ihnen und Ihrer Familie auf einer Erdumlaufbahn befindet!«

Buch forderte: »Haben Sie es nicht eine Nummer kleiner?«

Nussbaum konterte: »Haben Sie es nicht eine Nummer konkreter?«

»Sie sind mit gefälschten Pässen gereist!«, versuchte Buch instinktiv von der Hauptspur abzulenken.

»Angeln. – Wir sind zum Angeln nach Riga gereist. Ist das strafbar?«, provozierte Nussbaum.

»Mit falschen Pässen, ja, aber das werden die Gerichte entscheiden. Noch mal, als letzte Chance: Was wollten Sie? Vielleicht kann ich Ihnen ja helfen und Sie schützen vor ausländischen Diensten, die Ihren Kopf wollen – so weiß ich.«

»Kein Kommentar«, wehrte Nussbaum ab, »ich will mich erst mit meinem Anwalt bereden, das ist mein Recht.«

»Hier ist keiner und hier kommt auch keiner! Aber wenn sie nicht kooperativ sind, kann ich Ihnen auch nicht helfen, Ihre Frauen wieder zu finden. Die gelten als vermisst, habe ich gehört.«

»Okay, okay«, warf Oie hastig aufspringend ein. »Welche Garantien haben wir, dass unseren Frauen nichts passiert?«

»Meine – das muss Ihnen reichen, meine Herren. Die Damen sind nicht in unserer Hand, aber, so vermute ich mal,

in der Hand derer, denen sie soviel Scherereien gemacht haben – in Russland. Wir hätten da aber Garantien, dass sie freikommen – wenn Sie kooperieren.«

»Patt«, rief Oie zu Buch hinüber, »das, was wir gesucht haben – die Aussagen hochkarätiger Beteiligter an den Licht Operationen in Osteuropa, vom Kreml-Flug bis zur Öffnung der Berliner Mauer – liegt als DVD bereit, den Medien zugespielt zu werden, sollten wir bis Montag nicht wieder auf der Bildfläche erscheinen – mit unseren Frauen natürlich. Selbst wenn Sie uns umbringen lassen, wird das eine Lawine lostreten, die Sie aus ihrem Beamten-Sessel fegt, wollen Sie das?«

Buch hob besänftigend die Arme: »Herr van Oie, nun vergessen Sie mal die ganzen schlechten amerikanischen Filme. Wir sind ein seriöser, rechtsstaatlicher Nachrichtendienst. Wir machen keine Sauereien – aber auch wir müssen manchmal kooperieren, mit ausländischen Partnern, in Fragen der Sicherheit und Terrorismus-Abwehr. Mit diesen Partnern können wir zuweilen nur zum Konsens kommen, wenn wir Rücksicht nehmen auf deren Interessen. Sie verstehen mich doch?«

»Okay – ein Bild sagt mehr als tausend Worte. Im Rucksack meines Freundes ist eine DVD, die sollten Sie sich ansehen, bevor wir weiter reden – haben Sie einen Player dafür?«

»Ja, hier im Schrank«, erhob sich der Geheime, ging ins Nachbarzimmer und kam mit den Rucksäcken zurück.

Nussbaum stand auf und zog die DVD aus einem

Innenfach, währenddessen Buch den der Sitzgruppe gegenüberliegenden TV-Schrank öffnete.

Nussbaum reichte ihm die DVD, die Buch startete – während er kurzzeitig weiter, wie suchend, im Rucksack herumfingerte.

Sie setzten sich aufs Sofa, Buch blieb ungläubig stehen, bis er nach einigen Minuten – beim Kreml-Flug – einen Leder-Hocker heranzog und gespannt die Aussagen verfolgte.

Nach einer Weile dann konnte die Beamten-Seele in ihm nicht anders und er zog ein kleines schwarzes Büchlein aus der Jackentasche hervor, in das er mit einem kurzen Stift Notizen machte.

Nach Plan-C bat er um eine kurze Pause, in der er Kaffee und Getränke kommen ließ.

Sie schauten weiter, Szene für Szene, und entdeckten selbst mit jedem neuen Blick auf die Dokumentation Details, die zuvor in der strategischen Bedeutung der Aussagen untergegangen waren.

Buch dagegen war, wie alle, die den Film erstmals sahen, von der historischen Wucht der Aussagen beeindruckt, und wurde mit seinen Notizen immer schneller. Nur als Bruder Nikolai beim Kreml-Flug den Puppenspieler am Roten Platz erwähnte, durchlief ein sichtbares Zucken den deutschen Geheimen – und irgendein Gefühl ließ Oie frotzeln: »Die DVD gehört Ihnen – aber nur gegen Spendenbescheinigung.«

Buch fing sich, schaute verdutzt, verstand den Hinweis und ließ lächelnd sein Büchlein sinken.

Als alles durchgelaufen war, wandte sich der Geheime langsam zu ihnen und sagte: »Respekt, meine Herren – was sie da ausgegraben haben, wirft meines Erachtens ein neues Licht auf die Geschichte.«

Er machte eine kurze Pause und gab sich selbst Entwarnung, denn wieder wies nichts auf seine Vergangenheit im Militär-Geheimdienst hin – sammelte sich – und erinnerte sich wohl an seinen Auftrag, um dann zu knurren: »Aber wer will das wissen?«

»Oh, vielleicht niemand, aber das werden wir herausfinden«, antwortete Oie. »Die mediale Ebene haben wir schon im Auge.«

»Niemand wird das senden, wenn wir es nicht wollen!«

»Aber, Herr Buch, wer ist Wir?«, hakte Oie nach. »Die Einzigen, die das wirklich verhindern wollen, sind die Alt-Stalinisten und Putschisten vom KGB, weil sie da vorgeführt werden. – Stecken Sie mit denen unter einer Decke? Wir sind ja mehrfach hart attackiert worden von diesen Leuten auf unserer Reise, und es ist ein Wunder, dass wir es gesund zurück bis nach Deutschland geschafft haben.«

»Da muss ich Sie korrigieren, das ist jetzt der staatliche Geheimdienst RSG der Russen und mit dem haben wir gemeinsame Interessen im Kampf gegen den internationalen Terrorismus. Wie gesagt, bei uns werden wir die Veröffentlichung, im Interesse der Nationalen Sicherheit, zu verhindern wissen.«

»Pawlow. – Gratulation zu ihrem Pawlowschen Reflex«, höhnte Nussbaum selbstsicher und pokerte: »Aber reicht ihr

Arm auch bis nach Finnland, Russland, Ungarn, Polen oder Tschechien? Da liegen nämlich Kopien der Aufzeichnungen bei Freunden und Anwälten!«

Buch kniff die Augen zusammen und machte auf einmal Bewegungen auf seinem Hocker, wie wenn sein Jackett zwackt, schwieg einen Moment und brummte dann: »Meine Herren, wie gesagt, vor allem Respekt, aber ich muss mich beraten über Ihre Sache. Sie sind so lange unsere Gäste.

Nebenan in der Suite finden Sie alles, was Sie brauchen. Nachher kommt ein Mitarbeiter mit einer Speisekarte zum Abendessen. Es ist allerdings Catering von einem guten Restaurant – dauert also eine Weile. Ansonsten sehen wir uns morgen früh, ich empfehle mich.«

»Stopp«, rief Nussbaum, der Morgenluft witterte. »Frauen. – Dass wir Sie gewaltig rankriegen, wenn unseren Frauen auch nur irgendetwas zustößt, ist ihnen doch klar?«

»Keine Angst, meine Herren, wir passen auf«, sagte Buch, holte die DVD aus dem Gerät, nahm die Rucksäcke und ging hinaus.

Kaum hatte er den Raum verlassen, beugte sich Nussbaum zu Oie und flüsterte: »Die Pässe von Swetlana und Otto sind nicht mehr da.«

Oie wiegelte ab: »Die machen sicher nur einen Routine-Check der Papiere und werden weniger erfahren als wir, denke ich, – das ist sicher harmlos, Samuel.«

Da der Raum verschlossen war, blieb ihnen nur, zu

warten bis der Herr mit der Speisekarte kam und die Nachbarzimmer aufschloss, während sie auswählten.

Auf der Speisekarte waren Name und Adresse des Restaurants fein säuberlich entfernt, wie wenn ihr Etablissement auf einem anderen Stern läge.

Dann warteten sie eine Stunde, bis das Abendessen gebracht wurde.

Auch beim Abräumen war man wieder ausgesprochen höflich und wünschte – wie ein Friedensangebot – eine gute Nacht.

An Ruhe trotzdem war nicht zu denken und so tiegerten sie sie kreuz und quer durch die Räume, wie um ein letztes Mauseloch zu finden, durch das sie entfliehen konnten. Oie hatte auch die Fenster, die Rahmen und die kleinen Zeichenfolgen auf den Profilen zwischen den Scheiben inspiziert:

»Ohne Chance, alles Panzerglas – das ist ein Hochsicherheitstrakt, wie es aussieht und die sich gebärden. Da können wir nur warten, aber ich glaube, wir haben ihnen ihre Achillesferse gezeigt – den medialen Tsunami.

Die Kumpanei mit dem RSG der Russen wird nicht so weit gehen, dass sie darüber alle rechtsstaatlichen Grundsätze fahren lassen und uns ausliefern.«

»Dein Wort in Gottes Ohr«, antwortete Samuel resignativ. »Frauen. – Ich mache mir größere Sorgen um unsere Frauen, wohin sie verschleppt wurden.«

»Auf jeden Fall nicht nach Russland, das würde viel zu viel Aufwand und Aufsehen machen, und ich kenne Katha,

die würde kratzen und spucken.«

»Cornelia sicher auch – ich hoffe nur, sie sind zusammen, wie wir.«

Am nächsten Morgen – sie hatten sich schon lange angezogen, da die Sorgen sie schlaflos umtrieben – brachte ein Herr ein Einheitsfrühstück. Danach warteten sie den ganzen Vormittag, schauten in die Glotze, waren vom Flachgeist des Frühstücks-Fernsehens angewidert, schalteten wieder aus und liefen durch die Zimmer wie Tiger im Käfig.

In der Zwischenzeit war Fjodor Folim mit der Frühmaschine aus Moskau in Tegel gelandet.

Ärger und Verunsicherung – wie eine Vorahnung – hatten seinen Start in den Tag begleitet. Der Kurier mit seinem Diplomatenpass war aus unerklärlichen Gründen nicht erschienen, aber er hatte ja noch seinen privaten Pass. – Nur, als er den aus dem Tresor holte, geschah das Malheur, denn er fegte in der Hektik, mit der Aktentasche unter dem Arm, den kleinen barocken Schminkspiegel seiner verstorbenen Frau vom Regal.

Das silberne Prunkstück war zwar schon leicht erblindet, aber sein Zerspringen war ein Unglück – und wäre er nicht so ein wetterfester Atheist, er hätte es als Zeichen gedeutet. Pünktlich aber musste er sein.

Ernst Buch hatte ihn dringlich nach Berlin gebeten, denn die gesuchte Rentner-Bande konnte festgesetzt werden. Das freute ihn diebisch, auch weil es nunmehr der erfolgreiche Abschluss seiner Karriere in den Diensten sein würde. Ein wärmender Lichtstrahl in seine Zukunft, seinen Ruhestand auf Zypern, bei der Tochter und den Enkeln.

Jetzt fühlte er sich auf der Seite der Sieger der Geschichte, jetzt wusste er wieder, warum er durchgehalten hatte, warum er soviel Dollar beiseite geschafft und Tarnfirmen gegründet hatte, die ihm bald schon eine Zyprische Staatsbürgerschaft sichern würden.

Doch mit diesen schönen, tröstenden Gedanken verschwanden die Zeichen an der Wand nicht – im Gegenteil: Gleich nach Betreten der Business-Class des Flugzeuges hatte er, vor sich schräg, ein irgendwie bekanntes Profil gesichtet. Als der Herr sich während des Fluges einmal erhob, herumlief und freundlich grüßte, wurde es für Folim klarer, denn den – und das beunruhigte ihn wieder – hatte er unlängst bei einer Moskauer Militärparade auf der Tribüne im Generalstab der Russischen Armee stehen sehen.

Nach der Landung in Berlin warteten weitere unerfreuliche Ereignisse, denn Fjodor Folim hatte sich erstmals als Zivilist in die Warteschlange bei der Einreise reihen und lästige Fragen beantworten müssen – so als sei er ein Ikonen-Schmuggler.

Entsprechend geladen grunzte er nun den deutschen Beamten an, der ihn draußen in Empfang nahm und zur bereitstehenden Luxuslimousine geleitete, in der schon der

Herr von der Tribüne in Moskau saß und sich als General-Oberst Iwan Andrejewitsch Saizew aus dem Russischen Verteidigungsministerium vorstellte.

Folim war verblüfft, denn woher wussten die beim Militär von ihrer Operation, woher wussten sie von seiner Reise nach Berlin – und seinem Treffen mit Ernst Buch?

Jetzt schrillten die genetisch eingebrannten Alarmglocken aus Zeiten des kommunistischen Imperiums, die jeden Verrat, jede Falle und Finte auf hundert Werst anläuteten.

Beide Russen, der Geheimhaltung verpflichtet, schwiegen im deutschen Auto über Ziel und Anliegen ihrer Fahrt. Folim ahnte jedoch, dass General-Oberst Saizew in gleicher Sache unterwegs sei, und er – zwei Dienstränge unter Saizew – Probleme bekommen könnte.

Im Geleitschutz von Blaulicht-Polizeifahrzeugen donnerte der Mercedes über die Stadt-Autobahn nach Süden.

Ernst Buch empfing die russischen Gäste am Zielort schon in der Auffahrt und geleitete sie in den Konferenz-Bereich der Villa, wo Erfrischungen gereicht wurden.

Mit etwas Verspätung trat ein Herr mittlerer Jahre hinzu, den Ernst Buch als Oberst Schmückenkötter vom Militär-Geheimdienst der Bundeswehr vorstellte.

Nun wurde eine ausführliche Schilderung der beide Staaten tangierenden Lage von Ernst Buch vorgetragen, Stationen der Reise und Kontakte von Oie und Nussbaum angesprochen. Beunruhigend für die beteiligten Seiten war

nicht der Vorgang an sich – der galt als so gut wie abgeschlossen, denn sie hatten die Gesuchten festgesetzt. – Beunruhigend waren die Informationen zum brisanten Inhalt der von den Festgesetzten dokumentierten Licht-Operationen, deren medialem Störungspotential, und über zur Sicherheit hinterlegte Kopien dieser Dokumentation in Ost-Europa, denn damit bestand die Gefahr, das sich künftige Entwicklungen ihrer Komandohohheit entziehen.

Die im Raum fühlbare Ratlosigkeit der Schlapphüte überspielte Fjodor Folim lächelnd mit der Routine eines im Dienst ergrauten Schlamm-Molches und verblüffte die Anwesenden: Er wisse, wie man die beiden Unruhestifter in die Zange nehmen könne. Man hätte da zwei ungeklärte Gewalttaten mit Todesfolge, genau zu dem Zeitpunkt, da Oie und Nussbaum nachweislich in Nishnij Nowgorod gewesen und von Zeugen dort gesehen worden sein. Er bräuchte, wandte er sich auffordernd an Ernst Buch, nur etwas DNA von den Herren und dann ließe sich da was konstruieren, was sie gefügig machen dürfte, sodass sie einen Hebel hätten, und sich schnell alle unautorisierten Informationen einsammeln ließen.

Ernst Buch zweifelte, erschrocken über den unverblümten Vorschlag, denn über kurz oder lang – da war er sich sicher – würden ihn rechtliche Fragen beschäftigen, wenn er sich nicht absolut korrekt verhielte. Vielleicht auch Fragen zu seiner Zusammenarbeit mit den Russen, den Inhalten der gesuchten Dokumente, und seiner Rolle im Diplomatischen Dienst der DDR vor der Wende.

An der Spitze der deutschen Dienste saßen – das war bekannt –Transatlantiker und von amerikanischen Diensten geschulte Agenten, denen, trotz oder gerade wegen seiner Erfolge, seine Biografie und die engen Verbindungen zu den russischen Diensten aufstoßen mussten. Ernst Buch wollte deshalb die Sache schnell und geräuschlos beenden – vor allem, um nicht ins Fadenkreuz der hauseigenen Spionage-Abwehr zu geraten.

Dem kam entgegen, dass der ihm unbekannte Saizew beim Vorschlag Folims das Gesicht verzog – wobei für Buch nicht klar war, ob es Zweifel an der Durchführbarkeit oder Ekel sei – denn überraschend tadelte der General, indem er knurrte: »So machen wir es erst mal nicht, Fjodor Fjodorowitsch! Wir sollten uns praktischerweise mit den Gefangenen ansehen, was da so zusammengetragen wurde, – wenn das Herrn Buch so beeindruckt hat. Erst dann erkennen wir die gegnerische Gefechtsordnung und unsere Optionen«

Die Anwesenden stimmten zu und den deutschen Geheimen wurde klar, wer auf Russischer Seite das letzte Wort haben würde.

Sie gingen hinüber zu den Gefangenen. Oie und Nussbaum, die sich gerade wieder fläzend auf dem Sofa niedergelassen hatten, sprangen auf und waren ob einer der eintretenden Personen so verwirrt, dass sie sich instinktiv zwangen, keine Miene zu verziehen.

Buch eröffnete: »Guten Tag, meine Herren, entschuldigen Sie die Verspätung. Darf ich vorstellen, das sind Fjodor

Fjodorowitsch Folim und Iwan Andrejewitsch Saizew, gerade aus Moskau gekommen, – nur wegen Ihrer Sache. Und das ist Randolf Schmückenkötter vom Militär-Geheimdienst aus Köln.

Meine Herren, das sind Albrecht van Oie und Samuel Nussbaum.«

Sie begrüßten sich mit Handschlag, – wobei Oie bei Folims kaltschweißigem Händedruck zusammenzuckte, wie wenn er den Mörder seines Bruders fühle. Aber konnte dieser unscheinbare fette, alte Mann, der von General Saizew beim Finnland-Flug erwähnte damalige Oberst sein? Das nebulöse gleichzeitige Auftreten von Freund und Feind verwirrte Oie zutiefst.

»Aber setzen wir uns doch rüber in den Beratungsraum«, schlug Ernst Buch vor. »Herr Folim und Herr Saizew sind, als Mitarbeiter des russischen Außenministeriums, mit den Ermittlungen in ihrer Sache befasst.«

Oie und Nussbaum konnten nun ein staunendes Lächeln nicht verbergen. Saizew hob, wie bremsend, die Augenbrauen – und sie verstanden.

»Herrn Schmückenkötter habe ich auf Grund der sichtbaren militärischen Aspekte hinzugebeten«, erläuterte Buch und ging voraus.

Oie roch den Hund, den Terrier in Folim und musterten ihn aus den Augenwinkeln, während sie hinüber in den Raum gingen, aus dem die Herren gekommen waren.

Woran lag es, dachte er, dass man diesen geheimen Figuren immer ihre Herkunft ansah? War es die

berufsbedingte Farblosigkeit als menschliches Wesen, war es das kontinentale Klima mit Hitze und Kälte, oder war es vielmehr die tägliche Dosis Wodka als Treibstoff des Lebens, der diese Typen so fettig, glasig und blass aussehen ließ?

Auch hatten sich in Haut und Mimik die empfangenen und ausgeteilten Schläge gleichsam für immer eingebrannt. So jedenfalls erschien ihm Fjodor Folim. Das beunruhigte ihn – und machte ihn nun sicher, dass er es war, der mit dem Tod seines Bruders zu tun hatte.

Sie setzten sich an den Konferenztisch, an dessen Stirnseite ein großer Bildschirm die Wand beherrschte.

»Ich habe Herrn Folim und Herrn Saizew schon einiges schildern können, aber wir sollten uns Ihren Film noch mal gemeinsam ansehen. Die Herren sprechen hervorragend Deutsch, wie Sie bemerken werden.«

»Dann wollen wir doch mal sehen, was Sie so beeindruckt hat«, schnaubte Folim.

Während der Film anlief, beobachteten Oie und Nussbaum ihre Gegner gespannt.

Buch tönte anfangs und einführend wie ein Entdecker, Saizew gab sich gelassen – und Schmückenkötter merkte man keinerlei Regung an, wie wenn ihn das nichts anginge.

Immer aber dann, wenn die strategischen Zusammenhänge der Perestroika, die Konflikte des Militär-Geheimdienstes mit dem KGB und die Deutsche Frage thematisiert wurden, sah man Unruhe in Folims Gesicht. Ein

Kopf, dessen Hirn zu begreifen suchte, was ein Mediengetöse zu diesen Themen bedeuten würde.

Der Auftritt des van Oie war für Folim dabei wie das Erwachen aus einem Delirium von Wässerchen. Woran erinnerte ihn diese Person? Er konnte es nicht zu Ende denken – und schaute abwesend auf die Bilder zu den Aussagen, die alle im Raum mehr und mehr elektrisierten.

Als die Dokumentation durchgelaufen war, hatten Oie und Nussbaum – jeder für sich – ein beeindrucktes Lächeln in den Gesichtern der Deutschen und Saizews entdeckt. Das machte ihnen Hoffnung.

Folim dagegen vollführte feine, fast unsichtbare gymnastische Übungen, so als wolle er sich häuten: »Herr Oie, Herr Nussbaum, ich bitte um zehn Minuten Geduld, ich muss mich mit Ernst Buch und den Herren beraten«, ersuchte er und bekam er das Einverständnis der Runde.

Sie gingen auf der Etage noch einen Raum weiter.

Die Freunde schwiegen eine Weile, erschöpft und beeindruckt von dieser finalen Konfrontation, bis Nussbaum Oie lächelnd ins Ohr flüsterte: »Wir kennen uns nicht – das habe ich bei Iwan Andrejitsch kapiert, aber so, wie der Folim aussieht und wie er mit dem Buch kooperiert, ist der vom RSG, also von denen, die Jagd auf uns gemacht haben. Das wird nicht einfach, schon gar nicht, wenn es der Folim ist, den Saizew erwähnte, als er uns die Pässe von Otto und Swetlana übergab.«

»Ich denke, er ist es Samuel. – Aber beruhige dich, einige der Herren stehen unter enormem Druck, unsere Sache geräuschlos zu entschärfen, sonst bekommen sie persönlich gewaltigen Ärger, nachdem was wir in der Hand haben und was da alles für sie schief gelaufen ist. Deshalb die augenscheinliche Gala-Besetzung. Das sind alles keine kleinen Lichter, wenn Iwan dabei ist. Wir sind eindeutig Punktsieger – also werden sie uns ein Angebot machen.«

»Angebot? – Was für ein Angebot, denkst du, Oie?« Ehe er antworten konnte, kamen die Herren herein.

Sie setzten sich wieder gegenüber, schauten vom einen zum anderen und lächelten offiziell.

»Wir«, hob Buch an, »wir sind uns einig, dass das ein ausgezeichnetes Material zur Geschichte unserer beiden Länder und vor allem zur Geschichte der Geheimdienste ist. Die existiert ja auf dem operativen Terrain naturgemäß eher fragmentarisch.«

Folim nickte mit verspannter Miene.

»Das interessiert uns besonders«, fuhr Buch fort. »Wir sind uns aber auch einig, dass dieses Material nicht an die Öffentlichkeit gehört – jedenfalls in absehbarer Zeit nicht. Da gibt es Dinge von höchster politischer Brisanz, die noch lebende Politiker und eherne Verträge betreffen – das aktuelle Geschichtsbild in beiden Ländern überhaupt.«

Die Herren nickten wieder zustimmend.

Auf den Gesichtern von Oie und Nussbaum dagegen bildeten sich nachdrückliche Fragezeichen.

»Was wollen Sie?«, fragte Oie Kopf schüttelnd und sah

dabei schon Saizews feines Lächeln.

»Wir wollen Ihnen ein Angebot machen, das Sie nicht ausschlagen können: Wir wollen das Material, den Film, alles – und wir wollen eine Vereinbarung mit Ihnen, dass so lange nichts davon an die Öffentlichkeit kommt, bis wir anders entscheiden. Im Gegenzug bieten wir Ihnen Ihre Freiheit und eine Zusammenarbeit zu diesem Thema an.«

Oies und Nussbaums Blicke begegneten sich sprachlos – wie im falschen Film.

Buch setzte nach: »Ja, wir sind der Überzeugung, dass dieser Film, mit seinen Inhalten und Zeitzeugen, einmal von großer Bedeutung sein wird, für die Europäische Geschichte und für die Geschichte unserer beider Länder – auch wie gesagt, für die Geschichte der Nachrichtendienste.«

»Dann«, fiel Saizew unvermittelt ein, »wenn sich der Traum vom Gemeinsamen Haus Europa vollendet haben wird und die Frage auftaucht, was dem vorausging, wie es angefangen hat – und wer Einfluss nahm. Dann wird man diese Zeitzeugen sehen und sagen: So war es, und so könnte es gelaufen sein.«

Alle im Raum – außer Folim, der mit gesenktem Blick asthmatisch schnaufte – lächelten bei den letzten Worten, aber bevor sich Zufriedenheit einstellen konnte, hakte Nussbaum an Buch gewandt nach: »Frauen. – Erst einmal geht es um unsere Frauen und das, was Sie uns alles anhängen wollen!«

»Das wird sorgfältig erledigt, das können wir nachher vertraglich festmachen. Da bleibt nichts – in Worten Null.

Kern der Vereinbarung wird sein, Sie überantworten das Material den Archiven unserer Dienste. Im Gegenzug erhalten Sie Unterstützung bei weitergehenden Recherchen in dieser Sache – auch für Ihre in Budapest angesprochene Anthologie der Vor-Wende. Da haben unsere Archive sicher vieles zu bieten, um ein vollständigeres Bild zu erhalten.

Aber: Absolutes Stillschweigen über Personen und Hintergründe wird vereinbart. Sie bekommen dann jeder ein monatliches Honorar für ihre Arbeit an dem Projekt – sagen wir erst einmal für ein Jahr.«

Oie und Nussbaum schauten sich ungläubig an. Buch und Schmückenkötter schauten siegesgewiss – Folim zweifelnd.

Auch Saizew nickte – und blinzelte auffordernd herüber.

Oie verstand: »Drei Jahre«, versuchte er zu pokern. »Plus Spesen, denn wir werden viel unterwegs sein – und mit Verlängerungsoption.«

»Drei Jahre, plus Spesen, plus Option«, lächelte Buch förmlich. Schmückenkötter nickte und Saizew bestätigte: »Prächtig, so sollten wir es tun. Wir bieten Ihnen dazu Hilfestellung an und werden das in unserer Organisation vorbereiten. Wir haben da im Außenministerium auch die besseren Archive, Fjodor Fjodorowitsch.«

Folim schaute irritiert auf Saizew, nahm es wohl als Einverständnis und Anweisung des Dienstranghöheren, – dann nickte er sichtlich verkniffen.

Schmückenkötters tief sitzende Augen zeigten sich für einen Augenblick irritiert, doch dann lächelte er sibyllinisch und bekundete nickend nochmals sein Einverständnis.

»Ermittlungen. – Was, noch mal, ist mit den gegen uns laufenden polizeilichen Ermittlungen?«, blieb Nussbaum hartnäckig.

»Die werden mit der Vereinbarung gegenstandslos. Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter! Das Schwierigste ist allerdings der Tote in Franzfelde, Herr van Oie.«

Oie schaute erschrocken und konsterniert, denn den hatte er fast schon vergessen.

Buch lächelte kühl: »Aber der war ein in Russland vorbestrafter Gewalttäter, der sich eines Einbruchs schuldig gemacht hat – mit eineinhalb Promille. Und die tödlichen Verletzungen am Kopf waren eindeutig dem Ofen zuzuordnen. – Den können Sie ja schlecht als Waffe benutzt haben. Der Kerl ist besoffen gestürzt«, resümierte er und schaute dabei zu Folim.

Der saß da, mit versteinerter Miene und nuschelte mit hartem Akzent: »Wir verurteilen solch grenzüberschreitende Kriminalität immer und kooperieren dazu eng mit den deutschen Behörden«, wobei man seiner Miene ein gewisses Bedauern ansah.

»Dann sind wir uns ja einig«, lächelte Oie. »Bleibt nur die Frage, wie wir unsere Frauen zurückbekommen und wie wir ihnen erklären, weshalb sie zur Geisel geworden sind?«

»Geisel? – So ein hässliches Wort sollten wir vermeiden. – Aber«, und Ernst Buch grinste dabei wie der Weihnachtsmann, »die Damen sind schon da. Sie waren auch hier – oben im Haus und bestens versorgt – das ist nämlich so eine Art Wellness-Etage.«

Er ging zu einer weiteren Tür, öffnete sie und bat die dort sitzenden Damen herein.

Als Katharina und Cornelia in den Raum traten, blickten sie ungläubig, lächelten aber dann, als sie sahen, dass ihre Männer – etwas abgerissen und erschöpft, wie nach durchzechten Nächten – am Tisch saßen und erleichtert zu ihnen aufschauten.

»Meine Damen, ich muss Sie noch mal um Entschuldigung bitten, Sie hierher gebracht zu haben, – ohne Erklärung. Aber Sie sehen, es ist zu ihrem Besten und dem ihrer unversehrten Gatten.

Ihre Männer und wir arbeiten jetzt zusammen und da sollten Sie uns die Geheimniskrämerei nachsehen. Es war wichtig, es war von nationalem Interesse.«

Oie und Nussbaum erhoben sich lächelnd, ihre Frauen zu begrüßen.

»Am besten«, schloss Buch, »Sie zeigen ihren Damen den Film, währenddessen wir drüben die Vereinbarung vorbereiten, damit ihre Frauen wissen, was Sie die ganze Zeit getrieben haben und weshalb auch sie zur Verschwiegenheit verpflichtet werden.«

»Und – damit unsere Holden sehen, dass es wichtig war«, ergänzte Samuel breit lächelnd, indem er Oie den Arm über die Schulter legte.

Eine Tür öffnete sich, ein Adlatus brachte ein Telefon zu Folim, und der Russe ging leise sprechend zum Fenster.

Als er wieder zum Tisch kam, entschuldigte er sich, aber er müsse in einer dringenden Angelegenheit mit der nächsten Maschine nach Moskau. Deshalb bitte er, die Runde vorzeitig verlassen zu dürfen. Er werde jeder Vereinbarung im besprochenen Sinne zustimmen, die die Herren jetzt aushandeln würden, aber er müsse, es sei dringlich.

Die Herren verabschiedeten sich.

Als Oie und Nussbaum – immer noch irritiert über den sanften Zusammenstoß, der sich als Ankoppel-Manöver zeigte – mit ihren erleichterten Gattinnen plauderten und Folim in Kolonne davon gerauscht war, bat General Saizew um eine kurze Zigaretten-Pause im Park. Er müsse erst mal Luft schnappen und die schönen Märkischen Seen hätten ihn schon damals, in seiner Stationierungszeit, sehr beeindruckt. Die Damen könnten sich in der Zwischenzeit schon mal den Film ansehen, den Buch sogleich startete und Oberst Schmückenkötter, der den Film nochmals sehen wollte, die Fernbedienung in die Hand drückte.

Draußen, im Park am See, gingen sie unter den rauschenden Erlen in stillem Einvernehmen zum sandigen Ufer, genossen den weiten Blick im frischen Wind, bis der nervös rauchende Saizew leise eröffnete: »Meine Herren, im Gedenken an Igor Antonow und im Hinblick auf eine noch

offene Rechnung – die Abberufung von Fjodor Folim vorhin war bestellt. Am Flughafen Tegel, bei der Ausreise, wird er festgenommen, denn seit gestern liegt ein deutscher Haftbefehl wegen Verdacht des zweifachen Mordes gegen ihn vor.

In Russland wäre das nicht möglich gewesen und so haben wir ihn nach Deutschland gelockt. Ein entzogener Diplomaten-Status war Voraussetzung dafür. Das gelang uns gerade noch rechtzeitig, weil einige Leute mitspielen mussten, die in das Ziel dieser Operation nicht eingeweiht sind.«

Die Männer schauten verblüfft, denn diese Offenbarung war wieder so ungeheuerlich, so unerwartet, dass es ihnen die Sprache verschlug – auch weil sie fühlten, da kommt noch was.

»Es ist in Igors Sinne, denn viele Tote markieren Folims Spur, und der Ottos und Swetlanas ist ihm eindeutig anzulasten«, war Saizew sicher. »Wir haben dazu zwei übereinstimmende, protokollierte Aussagen von ehemaligen KGB-Mitarbeitern, die seit fünfzehn Jahren in Deutschland leben. Das hat Igor Antonow noch auf den Weg gebracht, und jetzt war der Zeitpunkt dafür, auch da Gerechtigkeit zu schaffen.«

Rauchend und wie im Gedenken zog er mit der Fußspitze zwei Kreuze in den märkischen Ufer-Sand, was den noch immer fassungslose Oie Worte suchen ließ: »Iwan Andrejitsch, das ist so unglaublich, dass ihr das noch geschafft habt, nach so langer Zeit! – Wir danken euch für

diesen Akt der Gerechtigkeit im Namen meines Bruders und meiner Familie.«

»Dritter Mann. – Auch ich bedanke mich herzlich bei dir dafür, Iwanitsch, aber wenn ich das richtig gehört habe bei Nikolai Ossipow, war das damals ein Einsatz, um an Unterlagen des KGB zu Putsch-Vorbereitungen zu kommen – und ein dritter Mann gehörte dazu. Weiß man, wer das war, – wer Swetlana und Otto zuletzt gesehen hat?«

»Ja, es ging um die Gewissheit zu Putsch-Vorbereitungen, weiß ich heute, und alle drei waren OibE – Offiziere im besonderen Einsatz. Igor hat sie geführt«, blickte er wie beiläufig, lächelnd zum blassen Ernst Buch. »Aber ich weiß auch nur, dass der den Decknamen Puppenspieler trug und zur DDR-Botschaft gehörte, mehr nicht, denn mein Chef hat alle Unterlagen zu der Operation nach dem Auffliegen der Offiziere sofort vernichtet. Das hat er mir noch erzählt, bevor er starb, wir werden es also nie erfahren.«

Ernst Buch, den deutschen Geheimen, durchzuckte es bei den letzten Worten des Russen wie ein warmer elektrischer Schauer, er ruckte an und zog aus seinem Jackett zwei DDR-Pässe, die er Oie in die Hand schob: »Bevor sie vermisst werden: Otto und Swetlana – ich hatte sie sichergestellt, bevor sie in falsche Hände geraten.«

Oie blätterte überrascht in den Pässen, gab den von Swetlana an Nussbaum weiter und hatte nun endgültig das Gefühl, Geschichte in Händen zu halten. Ehrwürdig, wertvoll und menschlich – und mit diesem Ewigkeitstempel versehen, der alle guten Taten in der Geschichte vereint.

Durch die Ausfahrt der Freunde war Igor Antonow in der Geschichte angekommen – und er hatte mit ihrer Heimkehr sein Denkmal, da war Oie sich sicher.

Mit den Operationen vor über zwanzig Jahren wurde ein Licht angezündet, das unvergänglich sein würde und das weit in die Zukunft wies – als ein Beispiel für künftige Generationen im Kampf mit der Hydra von Hass, Rache und Gewalt – im Kampf gegen die Herrschaft des Gierigen und Blöden menschlicher Unkultur.

Sie schlenderten am Ufer entlang und Ernst Buch, dem das blühende Leben ins Gesicht geschossen war, pries erleichtert – wie aufgezogen – die herrliche Landschaft in der Nachmittagssonne, reichte noch Zigaretten und lud die Herren mit ihren Damen zum Abendessen ins Restaurant Samowar am Schloss Charlottenburg in Berlin.

Nachwort

Mein großer Dank gilt allen Kameraden und Freunden, die durch ihren Mut und ihre Weitsicht die Ost-West-Konfrontation beenden halfen, der Menschheit den Frieden retteten – und durch ihre Aussagen die bislang kryptischen Hintergründe der Wende in Ost-Europa aus dem Dunkel ans Licht befördern.

Der Autor



Reinhard Otto Kranz
Dipl.-Ing. Dipl.-Designer

Der Autor vom Jahrgang 1948 versteht seine Werke als Gesamtgestaltung im Geiste der Schinkelschen Gesamtausbildung in den Künsten – und nunmehr in der Literatur.

Als Bauernjunge im ländlichen Berlin aufgewachsen wird er zum Turbinenbauer und Ingenieur, bevor er, mit vielerlei praktischen Erfahrungen bei Projekten in der Industrie, zur Gestaltung von Gegenstand und Raum wechselt.

An der Kunsthochschule Berlin ausgebildet, wurde er, als freiberuflicher Künstler unter dem Markenzeichen FORMBUND, in den Achtzigerjahren zu einem der wichtigsten Gestalter für den öffentlichen Raum in der DDR.

Als Ur-Liberaler immer auch politisch umtriebig, gehörte er dem frei gewählten letzten Vorstand und Präsidium des ›Verband Bildender Künstler der DDR‹ an. Nach der Wende half er der zusammenwachsenden Deutschen Wirtschaft durch prägnante Gestaltungsleistungen im Industrie-Design, im Architektur-Design, in der Gestaltung von Unternehmen und im öffentlichen Raum.

1948 geboren am 7. Oktober in Berlin-Blankenburg auf einem Bauernhof

1964–1967 Turbinenbauerlehre bei Bergmann-Borsig Berlin

1967–1968 Arbeit als Turbinenbauer

1968–1972 Studium Maschinenbautechnik an der TH Karl-Marx-Stadt,

1972–1976 Projektingenieur im Ingenieurbüro des Werkzeugmaschinenbau 7. Oktober, Berlin

1973–1976 Mitarbeit im Werkstudio Grafik bei Wolfgang Leber

1976–1980 Studium an der Kunsthochschule Berlin

1980-1990 freischaffend als Designer im Atelier Neubrandenburg

seit 1984 Projektbezogene Design und Lehrtätigkeit im In- und Ausland: Bauhaus Dessau, Sowjetunion, Finnland, Frankreich, Ungarn, Kuba

seit 1985 Arbeit unter der Marke Formbund

Designpreise: 1986, 1988, 1992, 1994, 1995, 1996, 2000, 2001, 2002, 2004, 2005

Ausstellungen und Ausstellungsbeteiligungen: Bauhaus Dessau, Prag, Moskau, Rostock, Neubrandenburg, Berlin, Dresden, Frankfurt/M, Bonn, Mailand und auf der Weltausstellung Sevilla

Member International Association of Art, Paris

Impressum

http://www.neobooks.com/ebooks/reinhard-otto-kranz-operation-ljutsch-band-ii-ebook-neobooks-AWeoXCO7Qf4BctmW2iXy